

Band 2

...kannst du
mich retten?

Love & Thrill & Fantasy
von

Barbara Namor



Warum sollte mich jemand retten,
der nicht ahnt, dass ich ihn liebe ... ?

Ich habe mir lange erfolgreich eingeredet, dass es vorbei ist: die Entführung
vor etwa einem Jahr und meine Gefühle für Tom. Er war der Boss
des Kidnapper- Teams, das mich tagelang festhielt. Inzwischen ist mir jedoch klar:

Ich werde beschattet, und zwar von genau den Leuten, die mich letztes
Jahr entführt haben. Die beobachten mich. Ständig.

Die beschützen mich. Kompetent.

Seit mir das bewusst ist, brechen meine verdrängten

Erinnerungen und Emotionen allesamt ungezügelt hervor.

Allmählich muss ich mir eingestehen: Ich habe mich ernsthaft in Tom verliebt.

Und jetzt? Wie kann ich Kontakt aufnehmen mit jemandem,
dessen Kernkompetenz darin besteht, unsichtbar zu bleiben.

Wie soll ich ihm meine Liebe gestehen?

Ich versuche, Tom aus seiner Deckung zu locken,
indem ich ein paar wirklich riskante Aktionen starte.

Plötzlich ist ausgerechnet er meine letzte Hoffnung, denn ich gerate in Lebensgefahr,
werde angegriffen, verschleppt. Ich kann nur hoffen, dass Tom mich rechtzeitig findet,

um mich zu retten. Sonst bin ich verloren ...

Band 2 der vierbändigen Reihe

Über dieses Buch

Ob ich über meine Gefühle für Tom hinweg bin ...?

Ich habe mir lange erfolgreich eingeredet, dass es vorbei ist: die Entführung und meine Gefühle für Tom. Er war der Boss des Kidnapper-Teams, das mich vor etwa einem Jahr tagelang festhielt.

Nachdem ich jetzt in einen Unfall verwickelt wurde, ist mir jedoch klar: Ich werde beschattet. Von den gleichen Leuten, die mich vor einem Jahr entführt haben. Ohne deren Eingreifen wäre ich bei dem Unglück nicht so glimpflich davongekommen: Die bewachen und beschützen mich. Ständig.

Seit mir das bewusst ist, brechen meine verdrängten Erinnerungen allesamt wieder hervor. Habe ich mich ernsthaft letztes Jahr in Tom verliebt? Die Situation wird nicht besser, nachdem ich erfahre, was Toms seinerseits für mich empfindet. Und jetzt? Wie kann ich Kontakt aufnehmen mit jemandem, dessen Kernkompetenz darin besteht, unsichtbar zu arbeiten? Doch plötzlich ist Tom meine letzte Hoffnung, denn ich gerate unfreiwillig schon wieder in eine Situation, in der es um Kopf und Kragen geht. Wenn er mich nicht rechtzeitig findet, bin ich verloren ...

Schläft ein Lied in allen Dingen
die da träumen fort und fort,
und die Welt hebt an zu singen,
triffst du nur das Zauberwort

Joseph von Eichendorff



Kapitel 1: Dienstag, 16.5. - 11 Uhr 03

Es fühlt sich gut an, wenn der Wind beim Radfahren endlich wieder bis an die Haut kommt! Dieser letzte Winter war eklig kalt und vor allem furchtbar lang. Jetzt haben wir schon Mitte Mai und trotzdem musste ich bis heute auf meine erste Tour mit dem Rad warten, auf der ich ohne warme Jacke auskomme. Wenn ich ganz bewusst schnuppere, dann duftet alles wunderbar - obwohl ich mitten durch Düsseldorf fahre. Doch der Frühling ist da. Ich kann es riechen und er lässt sich auch nicht einfach übersehen. Über mir leuchtet das Grün der Blätter geradezu unverschämt vor dem tiefblauen Himmel.

Ich müsste eigentlich rundum glücklich und zufrieden sein, aber Wetter findet bedauerlicherweise nur auf der Außenseite eines Menschen statt. In mir sieht es alles andere als sonnig oder frühlingshaft aus. Ich fühle mich seit Monaten niedergedrückt und komme innerlich sozusagen nicht wirklich auf die Beine. Das Abitur ist wohl nicht schuld daran. Ich glaube zu wissen, was mich seelisch in solch ein Tief gebracht hat. Aber Wissen muss ja nicht unbedingt aus dem Loch heraushelfen, in das ich da gefallen bin.

Auf diesen ersten richtigen Sonnentag habe ich mich immerhin gefreut. Er sollte mich aufmuntern und - verflixt noch mal! - ich beschließe energisch, dass mich jetzt gefälligst das gute Wetter tatsächlich glücklich macht und dass ich es genießen kann!

Ich atme bewusst tief ein und aus, schalte einen Gang höher, weil ich Rückenwind habe, und nehme ordentlich Fahrt auf, damit mich wenigstens der sanfte Wind beim Radfahren streichelt, wenn es sonst schon keiner tut. Das Muster der großen Platanenblätter, die über mir scherenschnittartig am wolkenlosen Himmel vorbeiziehen, sieht faszinierend aus. Einen Augenblick lang genieße ich den grünblaugrünen Anblick.

Als ich wieder nach vorn schaue, ist mir sofort klar: 'Katastrophe! Es nützt dir nichts, dass du Vorfahrt hast - dieses Auto wird dich erwischen!'

Erstaunlich, wie schnell so ein Hirn Gedanken formuliert, wenn es vielleicht die Letzten sind. Da spielen sich in Bruchteilen von Sekunden ganze Romane im Kopf ab: Mein Körper wird von einer glühend heißen Welle von Adrenalin bis in die Fingerspitzen hinein prickelnd überschwemmt. Aus einer Seitenstraße fährt ein roter Kombi zügig auf mich zu. Am Steuer hat vielleicht auch jemand mehr auf den Frühling als auf den Verkehr geachtet. Die blonde Fahrerin kann ich genau sehen. Aber sie sieht mich nicht. Die hat den Blick ganz woanders, die will sich nur eilig auf die vierspurige Straße einfädeln, die links von mir verläuft. Dass es hier zwischen ihrer Seitenstraße, der Hauptstraße, den parkenden Autos an deren Rand und dem Bürgersteig einen Radweg geben könnte, den sie beim Abbiegen kreuzen muss, hat die blöde Kuh überhaupt nicht auf dem Schirm. Mein Vorfahrtsrecht schon gar nicht.

Hinwerfen? Keine Option, denn ich fahre inzwischen so schnell, dass mein Schwung mich dann garantiert genau unter die Räder des roten Kombis tragen wird - und da will ich am wenigsten hin!

Ausweichen? Klappt nicht bei meinem Tempo. Wenn ich jetzt eine abrupte Lenkbewegung mache, falle ich ebenfalls hin und komme unter das Auto.

Meine Finger krampfen sich um beide Bremsen, Vorder- und Hinterrad blockieren und ich rutsche, rutsche, rutsche auf der noch von der Nacht regenfeuchten Oberfläche des Radwegs, erkenne, dass ich nichts, aber auch gar nichts tun kann, um nicht in diesen verdammten Wagen zu krachen, der von rechts immer noch auf mich zufährt. Gleich wird es zum Aufprall kommen! Ich werde mich genau mitten vor dem Kühler befinden, wenn es knallt. Unvermeidlich. Mit Glück fliege ich nach dem ersten Einschlag über den Wagen hinweg, wenn das passiert, und gerate nicht unter seine Räder. Wie groß wird der Schmerz sein? Werde ich das überhaupt überleben? Was wird alles zu Bruch gehen bei dem Einschlag? Meinen blöden Herzschmerz kann ich jedenfalls vergessen gegenüber dem, was jetzt auf mich zukommt!

In meinem linken Augenwinkel taucht, als mich nur noch zwei, drei Meter von dem Kombi trennen, ein dunkler Fleck auf: ein Geländewagen. Er schießt förmlich von der Hauptstraße aus an mir vorbei, obwohl ich andererseits paradoxerweise den Eindruck habe, dass sich alles wie in

Zeitlupe abspielt, weil ich so entsetzlich viele Einzelheiten wahrnehme. Der Kombi kommt von rechts aus einer Einbahnstraße, aber trotzdem biegt der Geländewagen gegen die Fahrtrichtung dort total schräg vor mir ein. Es kracht unheimlich laut, als beide Autos unmittelbar vor mir zusammenstoßen. Glas und Plastiksplitter von den Scheinwerfern fliegen wie Zwergkometen durch die Gegend. Der schwere Geländewagen kickt den Kombi förmlich nach hinten weg, wie eine Bocciakugel die andere. Das sehe ich noch in allen grotesken Einzelheiten - dann schlage auch ich in den Trümmerhaufen ein und gehe samt Rad zu Boden. Der Aufprall nimmt mir den Atem, gerät allerdings nicht so schlimm wie befürchtet. Schließlich hat der Geländewagen den Kombi effektiv zum Stehen gebracht. Das hätte ich nicht geschafft. Durch den Zusammenstoß, mit dem der schwarze Wagen den Roten quasi von mir weggedrückt hat, konnte ich etwas länger bremsen und war unmittelbar vor meiner Bruchlandung nicht mehr ganz so schwungvoll unterwegs.

Bevor ich überhaupt einen klaren Gedanken fassen kann, springen zwei Männer aus dem Geländewagen, der eine stürzt sich auf mich, der andere springt zur Fahrertür des Kombis. Verblüfft beobachte ich, wie er dort die Tür aufreißt und die geschockte Fahrerin hinter ihrem Airbag förmlich aus dem Auto pflückt. Der Mann wirkt stinksauer.

In diesem Moment greift jemand nach meinem linken Arm. Der andere Typ aus dem Geländewagen kniet neben mir in dem schmalen Dreieck, das beide Autos bilden und in dem mein Fahrrad und ich gestürzt sind.

„Bist du verletzt?“ Er klingt sehr besorgt und spricht mit einem lustigen amerikanischen Akzent, tatsächlich so, als hätte er die berühmte heiße Kartoffel im Mund. Seine Hände tasten mit erstaunlich geübt wirkenden Bewegungen meine Arme und Beine wieselflink ab. Schock oder nicht, das passt mir nicht.

„Finger weg!“, kommandiere ich, so entschlossen es meine zitterige Stimme zulässt.

„Ich wollte nur wissen, ob du verletzt bist“, erklärt er entschuldigend und hebt für einen Augenblick beide Hände, wie um mir

zu beweisen, dass sie harmlos und unschuldig sind. „Komm, ich helfe dir auf die Beine.“

Plötzlich stehe ich wieder - er hat mich aufgehoben, als täte er den ganzen Tag nichts anderes. Bin ich froh, dass ich mich einfach neben der Unfallstelle auf einen Metallbügel setzen kann, der hier zum Schutz der Bäume einbetoniert ist! Meine Knie fühlen sich butterweich an. Allein und aus eigener Kraft stehen? Das könnte ich jetzt nicht. Mist! Doch soweit ich das beurteilen kann, habe ich keine ernsthaften Blessuren. Kratzer und Beulen ja, aber keine Brüche. Allerdings zittere ich wie Espenlaub. Kein Wunder nach dem Erlebnis.

„Bleib einen Moment hier!“, sagt der Mann neben mir. Er klingt ziemlich autoritär dabei, aber vor allem angesichts des Unfalls erstaunlich unaufgeregt und ruhig.

Der hat mir gar nichts zu sagen! Verblüfft schaue ich ihm hinterher, wie er ein paar Schritte zu dem Fahrer des Geländewagens hinübergeht. Der steht ganz dicht vor der Lenkerin des Kombis, zwingt sie förmlich zwischen ihrem Auto, seinem Körper und seinen beiden Armen ein, die er rechts und links von ihr auf dem Autowrack abgestützt hat, als wollte er sie an der Flucht hindern.

Wieso verhält der Kerl sich so aggressiv, als wäre sie schuld an dem Unfall? Er ist schließlich falsch und gegen die Einbahnstraße abgebogen. Aber vielleicht sehe ich das alles auch bloß völlig verkehrt, die Frau ist einfach genauso wackelig auf den Beinen wie ich und braucht nur ein bisschen Halt. Eigentlich ist mir das auch jetzt ziemlich egal. Mein linkes Schienbein beginnt nämlich langsam wirklich wehzutun. Ich kremple neugierig meine Hose hoch, um mir anzusehen, was ich dort abbekommen habe.

Die beiden Männer reden leise miteinander; ich verstehe kein Wort. Aber es interessiert mich auch nicht, was die Zwei da zu verhandeln haben. Deshalb nutze ich die Gelegenheit, um gegen die Prellungen und Kratzer anzusummen, bevor das Adrenalin aus meinem Blut verschwindet und der Schmerz mit Macht über mich hereinbricht. Ich fühle mich einerseits erleichtert, dass mir nichts Ernsthaftes passiert zu sein

scheint, andererseits bin ich total überdreht durch den ausgestandenen Schrecken, der mir durch und durch gegangen ist.

Ein Radfahrer taucht auf und bleibt an der Unfallstelle stehen.

'Tolle Maschine!', denke ich unwillkürlich, als mir klar wird, dass er ein supermodernes Rad mit einem Karbonrahmen fährt.

„Where the hell have you been all the time?“, schnauzt ihn der Geländewagenfahrer an.

Bevor ich wirklich darüber staunen kann, was die beiden miteinander zu tun haben, beobachte ich, wie der Mann, der mich aufgehoben hat, über die Hauptstraße läuft. In deren Mitte befindet sich eine Straßenbahntrasse, die an ihren Außenseiten mit hüfthohen Gittern abgesperrt ist, damit nicht Fußgänger unbedacht die Gleise überqueren. Der Mann flankt mit zwei ausgesprochen lässigen Bewegungen darüber. Genau gegenüber der Unfallstelle befindet sich ein Taxistand am Straßenrand. Ein Fahrer steht dort, der momentan keine Tour hat, und schaut interessiert zu uns her. Zu dem läuft der Amerikaner, deutet auf uns, erklärt offensichtlich, gibt dem Mann etwas in die Hand. Der Taxifahrer nickt zustimmend. Dann kommt der Ami auf demselben Weg zu mir zurück. Was will der komische Vogel eigentlich von mir?

Prüfend schaut er mich sehr direkt an: „Dir fehlt wirklich nichts?“

Ich zucke die Schultern: „Nur Kleinkram denke ich.“

Einen Augenblick später hält das Taxi, das inzwischen über die nächste Kreuzung von gegenüber hierher gefahren sein muss, an der Unfallstelle, an der sich mittlerweile auch ein paar neugierige Passanten versammelt haben. Aus der Ferne tutet ein Martinshorn, das näherkommt.

'Bloß kein Krankenwagen!', schießt es mir durch den Kopf.

Der Amerikaner deutet auf das Taxi. „Steig ein. Der Fahrer bringt dich nach Hause. Dein Rad lade ich in den Kofferraum. Das scheint nicht allzu viel abbekommen zu haben. Falls doch“, er reicht mir eine Visitenkarte, „ruf mich an und schick mir die Rechnung.“

Und ehe ich überhaupt richtig zur Besinnung komme, sitze ich in dem Taxi und es fährt los, nachdem es im Kofferraum gepoltert hat und mein Rad verladen worden ist. Meine Erleichterung, von der Unfallstelle verschwinden zu können, bevor dort der Krankenwagen aufgetaucht ist, streitet sich in meinem Kopf mit dem Ärger darüber, dass ich mich von dem Amerikaner so widerstandslos habe herumkommandieren lassen. Das ist nicht meine Art. Aber ich bin es auch nicht gerade gewohnt, zwischen aufeinander krachende Autos zu geraten. Danach sollte ich wohl damit rechnen, dass ich nicht funktioniere wie sonst. Ich mache ein paar betont tiefe Atemzüge und versuche, mich ein bisschen zu fangen. Mein Herz schlägt aber immer noch wie ein Dampfhammer.

Der Taxifahrer fädelt sich gekonnt in den Verkehr ein und zieht in die linke Spur, um an der nächsten Ampel abzubiegen und in Gegenrichtung weiter zu fahren. Mir fällt auf, dass die Richtung zum Glück stimmt - dort muss ich wirklich hin.

„Dahlienstraße sieben bitte“, sage ich ihm.

Er lächelt und nickt ruhig. „Alles klar. Ich weiß Bescheid“, erwidert er. Er versucht, ein Gespräch mit mir anzufangen. „Das sah böse aus da drüben auf Ihrer Straßenseite. Sie scheinen ja mächtig viel Glück gehabt zu haben.“

Ich möchte mich nicht unterhalten. Mir ist nämlich gerade aufgefallen, dass ich gar keine normale Visitenkarte in der Hand halte. Das Kärtchen besitzt nur das Format einer Visitenkarte und die Papierqualität fühlt sich genauso an, aber es steht nicht das Übliche drauf: kein Name, keine Adresse. Nur eine Nummer, wahrscheinlich eine Telefonnummer, die mir allerdings ungewöhnlich lang erscheint. Einen Augenblick überlege ich, ob ich den Fahrer anweisen soll, zu der Unfallstelle zurückzufahren. Wenn mein Rad doch größere Schäden hat, bleibe ich sonst am Ende auf den Kosten sitzen.

Aber dann schiebe ich den Gedanken wieder beiseite. Mittlerweile dürfte das Martinshorn am Ort des Geschehens eingetroffen sein. Und wenn nicht nur Polizei dort eintrudelt, sondern auch ein Krankenwagen, dann werden die Sanitäter es sich bestimmt nicht nehmen lassen, eine Radfahrerin einzusammeln, die gestürzt und möglicherweise zu Schaden

gekommen ist. Wer rückt schon gern für nichts und wieder nichts aus? Gewiss haben Passanten einen Notruf abgesetzt und auch einen Rettungsdienst alarmiert. Besser, ich halte mich von der Unfallstelle fern und zahle schlimmstenfalls selbst eine Reparatur an meinem Rad, als dass ich irgendwelchen Ärzten in die Hände falle.

Die Fahrt in die Dahlienstraße dauert nicht lang. Als wir ankommen, zücke ich seufzend mein Portemonnaie: Taxifahrten sind teuer und reich bin ich definitiv nicht. Aber als ich frage: „Was macht das?“, zeigt der Fahrer nur auf sein Taxameter. Mir war gar nicht aufgefallen, dass das Ding überhaupt nicht lief während der Fahrt.

Er lacht freundlich: „Ihr Unfallgegner hat schon im Voraus bezahlt. Wahrscheinlich hat der ein schlechtes Gewissen. Knauserig war er jedenfalls nicht!“ Dann lädt er mein Rad aus dem Kofferraum, stellt es auf dem Gehweg ab und fährt davon.

Als ich meine Haustür aufschließen möchte, zittern meine Finger immer noch furchtbar. Es wäre jetzt eigentlich ziemlich schön, wenn ich mich daheim bei meinen Eltern in Boerde befände und mich einfach in deren Fürsorge fallen lassen könnte. Aber ich wohne hier in Düsseldorf allein, seitdem ich in die zwölfte Klasse gekommen bin, weil ich nicht mehr das Gymnasium nahe meiner Heimatstadt besuchen wollte. Ich liebe meine kleine Wohnung wirklich, einen Bungalow in einer umgebauten Garage. Meine Selbstständigkeit hier liebe ich auch. Aber wenn man einmal ganz dringend jemanden zum Händchenhalten brauchen könnte, weil ein totaler Ausnahmezustand eingetreten ist, fühlt es sich nicht gut an, allein zu wohnen! Meine Nerven vibrieren nach dem ausgestandenen Schrecken. Das war alles wirklich äußerst heikel. Ich bekomme erst nach drei Fehlversuchen den Schlüssel ins Haustürschloss gefummelt und betrete mein Appartement. Dort weiß ich nichts mit mir anzufangen. Was macht man passenderweise, wenn man gerade dem Tod von der Schippe gesprungen ist? Essen beruhigt, aber ich verspüre nicht den geringsten Appetit. Unentschlossen gehe ich ein paarmal hin und her, rücke ein paar Gegenstände zurecht.

„Jetzt rei dich zusammen und sei froh, dass dir nichts passiert ist!“, schnauze ich mich schließlich laut an, um diese zittrige Unsicherheit zu verdrängen, die mir beinahe peinlich ist. Ich marschiere anschließend so energisch in mein winziges Badezimmer, dass ich mich vielleicht dadurch selbst davon überzeugen kann, nicht gleich durchzudrehen, ziehe mich aus und versuche herauszufinden, ob ich wirklich unverletzt geblieben bin. Meine Jeans haben den Sturz immerhin einigermaßen gut überstanden. Abschürfungen entdecke ich trotzdem an beiden Knien und außerdem an den Händen. Ein dunkelblauer Fleck leuchtet auf meiner linken Hüfte - wahrscheinlich bin ich da mit meinem Lenker zusammengestoßen, über den ich im letzten Moment geflogen bin. Das linke Schienbein zeigt auch eine dicke Prellung. Ich konzentriere mich und summe gegen die Blutergüsse und die Kratzer an, bis nichts mehr schmerzt.

Ich spreche Ur.

Ur ist die universelle Sprache des Kosmos´. Weil ich Ur beherrsche, bin ich in der Lage, ganz erstaunliche Dinge zu leisten, die andere Menschen nicht beherrschen.

Ich bin der lebende Beweis: Worte haben Einfluss. Ich kann zum Beispiel mit Worten auf Ur Feuer machen. Vor allen Dingen kann ich aber mit Hilfe von Ur Menschen beeinflussen: Ich kann sie krank oder gesund machen. Ich kann sie ängstigen oder angreifen. Das klingt sicher alles ganz praktisch. Das ist es auch, wenn man beispielsweise mit dem Fahrrad gestürzt ist und Blutergüsse oder Kratzwunden in Rekordzeit unter dem Einfluss von Ur heilen lassen möchte. Ich bin unter anderem nie krank, weil ich jede Nacht dafür Sorge, dass durch das leise Summen auf Ur mein Körper ganz ins Gleichgewicht kommt, sollte die Balance einmal gestört sein. Das ist wirklich positiv.

Aber Ur besitzt auch ganz eindeutig dunkle Seiten. Ich habe damit einen Menschen getötet, der mich gegen meinen Willen festhalten wollte, da war ich erst vier Jahre alt. Der Schatten dieser Tat fällt ziemlich lang über mein ganzes Leben. Ur hat mich immer schon von anderen Menschen unterschieden, denn niemand sonst spricht diese

Sprache, soweit ich weiß. Meine Schulzeit verlief über weite Phasen katastrophal, denn meine Mitschüler haben mich ausgegrenzt, wo es nur ging; ich war eben anders. So hat es sich auch ergeben, dass ich schließlich in Düsseldorf zur Schule ging - mit meiner alten Klasse in Mergheim bei meiner Heimatstadt Boerde wollte ich nie wieder etwas zu tun haben.

Warum ich diese universelle Sprache beherrsche? Keine Ahnung. Die Fähigkeit ist mir angeboren.



Kapitel 2: Dienstag, 16.5. - 11 Uhr 42

Nachdem ich meine Verletzungen mithilfe von Ur behandelt habe, fühle ich mich wesentlich ruhiger. Und ich muss lächeln: Was für ein Quatsch, sich selbst lauthals zur Ordnung rufen zu wollen! Laute Selbstgespräche auf Deutsch sind eigentlich sehr ungewöhnlich für mich. Die führe ich eher auf Ur, und zwar nur, wenn ich absolut sicher bin, allein zu sein.

Während ich mich wieder anziehe, halte ich plötzlich verduzt inne. Es war nicht nur ungewöhnlich, dass ich mich gerade selbst angeschrien habe. Der Geländewagenfahrer hatte den Radler mit dem auffallend hochwertigen Fahrrad ebenfalls angeschnauzt. Ziemlich laut. Wieso eigentlich? Was hatte dieser Radfahrer mit der ganzen Sache zu tun? Hatte der überhaupt etwas mit dem Unfall oder dessen Verursachern zu schaffen?

Anscheinend war er dem Geländewagenfahrer bekannt, denn der hatte sich gewundert, wo der Radrennfahrer geblieben war: „Wo zur Hölle hast du die ganze Zeit gesteckt?“, hatte er wissen wollen.

Oder war doch alles nur Zufall und es gab nach dem Crash zu viele zum Zerreißen angespannte Nerven?

Wie der Geländewagenfahrer die Blonde aus dem Kombi gezerzt hatte!

Die Ärmste, dabei traf sie am Zusammenstoß der beiden Wagen doch gar keine Schuld. Sie befand sich zwar auf dem besten Wege, mich über den Haufen zu fahren, aber sie fuhr nicht gegen die Einbahnstraße, so wie der Geländewagen. Wie sie da neben ihrem Auto von dem Mann eingequetscht wurde, das hatte beinahe nach einer Verhaftungsszene aus einem Fernsehkrimi ausgesehen! So unglaublich professionell.

Ich muss plötzlich trocken schlucken.

Amerikaner.

Profis.

Wie begriffsstutzig bin ich eigentlich? Oder will ich einfach nicht begreifen und total verdrängen, was gerade wirklich geschehen ist? Das hatte ich doch alles schon einmal - und das ist erst ungefähr ein Jahr her.

Ich wurde letztes Jahr entführt.

Ausgerechnet ich, Sara Jansen, damals Schülerin der 12. Klasse des Kästner-Gymnasiums in Düsseldorf - ich wurde entführt. Nicht von irgendwelchen Lösegelderpressern, nein, die Sache verhielt sich viel pikanter: Ich wurde regelrecht von der Straße aufgelesen und ein paar Tage festgehalten, weil ich Ur spreche. Ich habe mithilfe von Ur anscheinend mindestens zwei rivalisierende Interessengruppen auf mich aufmerksam gemacht.

Mein Freund Ben hatte mich im vergangenen Jahr mit in eine seiner Physikvorlesungen genommen, wo ich eine unbekannte Stoffprobe schallte und die Substanz mit einem Volltreffer bestimmte. Da man für eine solche Leistung sonst einen ganzen Gerätepark beziehungsweise hochkomplexe Daten und einen guten Rechner zur Auswertung braucht, ich die Aufgabe aber buchstäblich im Vorbeigehen erledigt hatte, wollten gewisse Kreise unbedingt erfahren, wie mir das gelungen war. Vor allem wollten sie mich wohl für ihre Zwecke einspannen.

Ich bin im Nachhinein wirklich froh, dass die Amerikaner mich zuerst schnappten. Nordkorea oder der Iran wären bestimmt anders mit mir umgegangen. Aber selbst diese ausgesuchte Truppe von amerikanischen Geheimdienstprofis hatte ihre Mühe mit mir: Ich setzte Männern und Material auf Ur ziemlich zu. Sofort bei der ersten Begegnung ging ich zum Angriff über. Dass die Truppe gar nichts Böses von mir wollte, habe ich leider erst viel später begriffen. Da war die Situation schon ziemlich verfahren.

Ur haben diese Amerikaner allerdings nicht von mir bekommen, obwohl eine Menge versucht wurde. Und am Ende konnte ich türmen. Dabei hinterließ ich einen Abschiedsbrief, in dem ich volle Bewegungsfreiheit für mich forderte sowie Hilfe, sollte sich ein

anderer Geheimdienst für mich und meine ungewöhnlichen Fähigkeiten interessieren. Mein Druckmittel: Ich wollte die streng geheime Einheit der Amis auffliegen lassen, die meine Entführung inszeniert hatte, denn ich konnte exakt den Ort bestimmen, wo man mich gefangen hielt und sehr genaue Fahndungsbilder der an dem Kidnapping beteiligten Personen anfertigen. Bei meiner Forderung setzte ich darauf, dass diesen Leuten wirklich etwas an Geheimhaltung lag.

Was waren das damals für verrückte Tage! Ich würde sie meinem ärgsten Feind nicht wünschen - und möchte doch keinen davon missen, denn dazu waren die Erfahrungen, die ich während meiner Gefangenschaft machte, viel zu wertvoll für mich. Seit damals habe ich mich verändert, ist mein Leben ein anderes geworden. Dieser Wandel betrifft ganz unterschiedliche Ebenen: meine Persönlichkeit, meine Einstellung zu Ur, meinen Umgang mit anderen Menschen, besonders mit meinen Eltern, meine Beziehung zu Ben, die Bewertung meines bisherigen Lebens, meine Pläne für die Zukunft und vieles mehr.



Kapitel 3: Dienstag, 16.5. - 11 Uhr 52

Amerikanische Profis.

Ich kenne doch seit meiner Entführung diesen Typ: sehr sportlich und durchtrainiert, schnell und effektiv in den Reaktionen, zielorientiert im Handeln, schwer zu verblüffen und mit einem unglaublich hohen Grad an Aufmerksamkeit. Diesen Typus hätte ich eigentlich sofort in den beiden Insassen des Geländewagens erkennen müssen! Die zwei waren nach dem Unfall weder geschockt noch verwirrt, die haben sofort gehandelt und wussten genau, was sie wollten: Ich sollte von der Unfallstelle verschwinden, bevor Polizei oder Rettungskräfte dort eintrafen, vor allem, damit ich nicht bei Behörden oder Ärzten mit meinen gelinde gesagt etwas ungewöhnlichen Eigenschaften auffallen konnte. Das haben die beiden ganz wunderbar und in Rekordzeit hinbekommen.

In der ersten Phase nach meiner Gefangenschaft sah ich mich immer wieder um, wollte ständig überprüfen, ob ich vielleicht verfolgt und beschattet würde. Ich hatte schließlich in meinem „Abschiedsbrief“ an meine Entführer ausdrücklich Schutz gefordert, um zu verhindern, dass mich nach den Amerikanern irgendeine andere Nation zwingen kann, meine Talente für deren Zwecke einzusetzen. Nach dem Vorfall in der Physikvorlesung war mir angeblich mehr als ein Geheimdienst auf den Fersen. Auf der Suche nach hochbegabten Leuten, deren Talente man im Zeitalter eines global agierenden Terrorismus´ ganz unterschiedlich nutzen kann, werden Universitäten anscheinend von den verschiedensten Interessengruppen genau beobachtet. Zumindest haben das meine Entführer seinerzeit behauptet. Es klingt auch nicht wirklich unwahrscheinlich für mich. Da war es doch nur verständlich, dass ich nach meiner Flucht wissen wollte, ob mich jemand überwacht beziehungsweise schützt. Es hätte ja Gott-weiß-wer hinter mir her sein können. Aber ich fühlte mich nach einiger Zeit absolut sicher, dass mich niemand verfolgte. Mir ist bis heute nie jemand oder etwas aufgefallen, das ich mit einer Observierung in Zusammenhang hätte bringen wollen. Ich schloss daraus, dass meine besonderen Fähigkeiten eben doch nicht so interessant waren, wie ich ursprünglich vermutete.

Aber offensichtlich habe ich die Amerikaner deutlich unterschätzt. Zum Glück, denn wenn ich keinen Personenschutz genießen würde, hätte mich der Unfall heute Morgen vielleicht das Leben gekostet oder zumindest einen großen Teil meiner Gesundheit!

Die ganzen kleinen Ungereimtheiten des Vorfalls ordnen sich allmählich in meinem Kopf zu einem harmonischen Bild: Nicht nur eine Person hat mich beschattet, es waren heute mindestens drei. Sagenhaft! Und das, wo doch alle angeblich sparen müssen ...

Der Radfahrer hätte dichter an mir dran sein sollen, nehme ich an. Sein hochwertiges Rad passt gut in das Bild, das ich mir während des Kidnappings von der amerikanischen Truppe gemacht habe: hervorragend ausgebildete Leute mit sehr hochwertiger Ausstattung.

Der Geländewagen sollte verhindern, dass mir etwas Ernsthaftes zustößt. Sein Fahrer erkannte, dass der rote Kombi sich auf Kollisionskurs mit mir befand. Deshalb lenkte er seinen Wagen wohl mit voller Absicht gegen die Einbahnstraße und hat den Kombi dann sehr gekonnt schräg von mir weggekickt. Vor allem gelang es ihm, den roten Wagen zu stoppen. Das kleine Dreieck, in dem ich letztlich mit meinem Rad eingeschlagen bin, wurde wohl mit einer wirklich guten fahrerischen Leistung bewusst geschaffen, damit ich möglichst unverletzt aus dem Vorfall hervorgehe.

Dass ich unfallfrei durchs Leben komme, ist für die Amerikaner offenbar wichtig. In meinem Abschiedsbrief an sie habe ich nämlich damit gedroht, mit einer Informationslawine per Internet ihre Tarnung auffliegen zu lassen, wenn ich plötzlich sterben sollte, einen Unfall erleide, wenn ich verschwinde oder sich meine Persönlichkeit total verändert. In einer Art Schneeballsystem werden meine Kenntnisse über diesen ultrageheimen Dienst, der mich gekidnappt hat, von Personen in meinem näheren und weiteren Umfeld beziehungsweise von beauftragten Anwaltsbüros freigesetzt, sollte mir etwas Ungewöhnliches zustoßen. Meine Drohung ist demnach viel ernster genommen worden, als ich mir je ausgemalt habe. Dafür spricht, dass nicht weniger als drei Männer heute Morgen auf mich aufpassen mussten! Dabei habe ich schon seit Monaten aufgegeben, mich immer wieder umzusehen, um zu überprüfen, ob mir vielleicht jemand folgt. Krasse Fehleinschätzung. Was ist denen

immer noch so wichtig an mir, dass sie drei Leute auf einmal für mich abstellen?

Die Kerle sind gewohnt professionell vorgegangen. Der Mann neben mir hat mich nach dem Sturz wirklich nach möglichen Verletzungen abgetastet. Die Fahrerin des Kombis ist wohl tatsächlich wie bei einer Verhaftung behandelt worden. Wahrscheinlich wollte man sofort klären, ob sie nur zufällig und fahrlässig oder im Auftrag für Dritte mein Leben gefährdet hatte.

Über ein sehr hohes Maß an sportlicher Fitness verfügten die Männer, die das Wachteam bei meiner Entführung bildeten, scheinbar alle. Wenn ich mir jetzt das lässige Überqueren der hohen Absperrgitter an der Bahntrasse des einen Mannes aus dem Geländewagen noch einmal vor Augen führe, passt der großartig in dieses Bild. Und er hat mich mit einer Beiläufigkeit auf die Beine gestellt, als wäre ich deutlich leichter als die Hantel, mit der er sonst trainiert. Das Überwachungsteam hat mich ganz schnell aus dem Weg geschafft, und zwar, bevor die Polizei vor Ort erschien. Sicher wollte man so verhindern, dass irgendwelche Behörden auf mich aufmerksam werden oder es handelte sich um einen effektiven Versuch, Krankenwagen und neugierige Ärzte von mir fernzuhalten. Der Taxifahrer ist offenbar großzügig im Voraus bezahlt worden, um mich nach Hause zu bringen. Und wenn ich noch immer alles als Zufall abtun will, muss ich mir spätestens dann eingestehen, dass es nicht nur eine reine Glückssache gewesen sein kann, wenn ich darüber nachdenke, dass der Taxifahrer seinen Wagen wendete, bevor ich meine Adresse angeben konnte. Der wusste offenbar schon, wohin die Reise gehen sollte. Das muss ihm der eine der beiden Amerikaner mitgeteilt haben, als er den Fahrer am Taxistand ansprach - vielleicht für den Fall, dass ich so durch den Wind sein sollte nach dem Schock, dass es mir schwerfallen würde, mich vernünftig zu äußern.

Solche Schutzengel zu haben müsste einen wohl beruhigen, aber mein blödsinniges Zittern will einfach nicht ganz verschwinden.



Kapitel 4: Dienstag, 16.5. – 12 Uhr 13

Mein Telefon klingelt. Der unerwartete Ton lässt mich ziemlich zusammenfahren. Aber andererseits bin ich froh, dass mich jemand aus den Gedanken herausreißt, die sich so beunruhigend anfühlen, weil wohl niemand glücklich wäre, wenn er erkennen muss, dass er wahrscheinlich über ein Jahr lang eng beschattet worden ist, ohne es zu bemerken. Ich greife nach dem Hörer; auf dem Display ist keine Nummer zu sehen, also ruft niemand an, den ich kenne.

„Jansen.“

Eine Frauenstimme fragt: „Ach! Ist dort nicht die Sternapotheke?“

„Nein. Sie haben sich verwählt. Auf Wieders...“

„Halt! Legen Sie bitte, bitte nicht auf!“, fleht die Stimme aus dem Hörer. „Ich bin so verwirrt. Können Sie mir vielleicht helfen? Ich brauche die Nummer der Sternapotheke. Ich muss doch meine Medikamente bekommen. Können Sie vielleicht mal für mich im Telefonbuch nachsehen? Ich kann das wegen meiner schlechten Augen leider nicht selbst tun. Bitte!“

Ich seufze. „Einen Augenblick, ich muss mir das Telefonbuch suchen.“

„Ich hoffe, Sie müssen nicht durchs ganze Haus laufen dafür!“

„Nein“, beruhige ich die Frau. „Meine Wohnung ist winzig. Das sind nur ein paar Schritte. Warten Sie bitte einen Moment.“

Aber eine Sternapotheke gibt es nicht in meiner Ausgabe der Gelben Seiten. Das teile ich der Frau auch mit. Sie versichert mir, das sei überhaupt nicht schlimm und sie wolle noch einmal mit der Leselupe in ihre Unterlagen sehen, dann würde sie die Nummer bestimmt finden. Dabei klingt sie allerdings überhaupt nicht mehr verwirrt und legt ziemlich plötzlich auf.

Bevor ich mich darüber wirklich wundern kann, klingelt der Apparat schon wieder: „Mensch, Sara, was ist los? Wo bleibst du und was ist mit deinem Telefon?“

Ich schlage mir mit der flachen Hand vor den Kopf. Offenbar hat mich der Beinahe-Unfall doch weiter aus der Spur geworfen als mir klar ist: „Jule! Das tut mir wahnsinnig leid. Ich habe dich total vergessen!“

Jule klingt beleidigt: „Das merke ich. Ich warte jetzt schon eine ganze Weile auf dich. Wir wollten doch für die mündliche Prüfung noch einmal gemeinsam lernen.“

„Ich weiß, Jule, aber auf dem Weg zu dir hatte ich einen kleinen Unfall.“

„Einen Unfall? Um Himmels willen, ist dir was passiert?“

Ich erkläre, weshalb ich unsere Verabredung total verdrängt habe, aber wie fast immer muss ich bei meinen Erklärungen sehr umsichtig dosieren: Nur eine Handvoll Menschen weiß, dass ich Ur spreche. Jule ist zwar meine beste Freundin, aber sie gehört nicht dazu.

Ich kann nicht lügen, denn wenn man Ur spricht, ist man gnadenlos zur Wahrheit verpflichtet. Das hängt damit zusammen, dass alles, was ich auf Ur sage, in das Raum-Zeit-Gefüge des Universums eingeordnet ist – und seit Einstein wissen wir, dass sich Raum und Zeit ständig verändern. Also ist alles, was ich auf Ur äußere, absolut einmalig. Und alles muss wahr sein, denn Raum-Zeit-Koordinaten unterlegen jede Äußerung auf Ur wie ein Gitternetz. Ein Widerspruch zwischen den richtigen, also den wahren Raum-Zeit-Koordinaten und dem, was ich sage, macht mich im wortwörtlichen Sinne krank. Also riskiere ich es nicht zu lügen, um nicht krank zu werden. Diese Koordinaten kann ich übrigens nicht willkürlich formulieren, sie entstehen in mir sozusagen automatisch. Es ist, als trüge ich einen Kompass in meinem Inneren, der sie ausspuckt, wenn ich sie brauche. Keine Ahnung, nach welchen Regeln. Beibringen kann ich die Generierung der Koordinaten auch niemandem, denn ich kenne die Gesetzmäßigkeiten für ihre Entstehung selbst nicht. Da jede Sprache dieser Welt wie ein winziger Teilausschnitt von Ur ist, kann ich nicht lügen, egal ob ich Ur, Deutsch oder Englisch spreche. Es ist mir unmöglich, mich ohne negative Folgen gegen den Zusammenhang von Fakten, Raum und Zeit zu

stemmen. Nichts anderes aber ist Lügen: Es bedeutet, Tatsachen in Raum und Zeit willkürlich verändern.

Es macht das Leben außerordentlich schwierig, wenn man nicht lügen kann und gleichzeitig ein solch riesiges Geheimnis wie das Vorhandensein von Ur mit sich herumschleppt! Und es wird nicht einfacher dadurch, dass ich jede Lüge oder Halbwahrheit, die man mir in gesprochenen Worten aufischt, daran erkenne, dass eine hörbare Diskrepanz zwischen der Wirklichkeit und der Aussage klafft.

Mein Bericht von den Ereignissen des Morgens fällt deshalb notgedrungen ziemlich lückenhaft aus. Aber am Ende weiß Jule, dass ich ein paar Beulen und Schrammen davongetragen habe und nur mit Mühe und Not einem wirklich schlimmen Unfall entgangen bin.

„Mensch, Sara! Du musst wirklich besser auf dich aufpassen. Letztes Jahr diese schlimme Krankheit, jetzt fast ein Autounfall. Meinst du denn, wir können uns trotzdem noch einmal vor der Prüfung treffen?“

Ich schlage morgen um die gleiche Zeit vor, denn ich habe nicht das Gefühl, dass Lernen mir in meinem jetzigen Zustand etwas bringen würde.

„Klasse!“, freut sich Jule. „Ich muss nur noch mit meiner Mutter sprechen, die hatte eigentlich vor, mit mir morgen meine Oma zu besuchen, aber das können wir bestimmt verschieben. Ich ruf dich an, wenn doch etwas dazwischenkommt. Ach ja, beim Thema anrufen fällt mir ein – vorhin habe ich dich erst beim dritten Versuch an die Strippe bekommen. Dein Telefon scheint nicht richtig zu funktionieren.“

„Wieso?“

„Das hat zuerst ganz komisch in der Leitung geipelt und geknistert, als ich versucht habe, dich zu erreichen. Vielleicht achtest du mal drauf, ob da weiterhin Störungen auftreten. Also bis morgen dann!“

Nachdem Jule aufgelegt hat, halte ich den Hörer nachdenklich in der Hand. Ein paarmal teste ich, ob mein Freizeichen ordnungsgemäß funktioniert. Das klappt tadellos. Jule hat wahrscheinlich probiert, mich zu erreichen, als die verwirrte Frau hier wegen der Sternapotheke anrief. Plötzlich erwacht mein Misstrauen. Das war ein merkwürdiger Anruf. Sicher, verwirrte Leute gibt es viele und man kann auch mal einen Spinner am Telefon erwischen, aber für heute ist mein Glaube an Zufälle einfach verschwunden. Hatte die Frau eigentlich einen amerikanischen Akzent?

Weil ich Ur spreche, verfüge ich über ein Gehör wie eine Fledermaus! Ich höre wesentlich mehr und anders als andere Menschen. Ich kann sämtliche Sprachen dieser Welt verstehen, denn sie sind alle wie kleine, unvollständige Bestandteile von Ur. Einen Akzent zu erkennen, fällt mir deshalb wahrscheinlich leichter als irgendjemand sonst - ich muss nur darauf achten. Bei dem Telefonat habe ich aber nicht darauf geachtet, warum auch? Jetzt allerdings lasse ich das Gespräch noch einmal innerlich an mir vorbeiziehen. Dann entdecke ich plötzlich den Anhaltspunkt, auf den es ankommt. Die Frau hatte gesagt: „Ich bin so verwirrt“. Ihre Aussprache auf Deutsch war fast perfekt, aber an ihrem W sollte sie noch arbeiten. Engländer und Amerikaner ziehen bei der Aussprache des Buchstabens W die Lippen am Ende schlagartig in die Breite, auf Deutsch bleiben sie dagegen in einer gleichmäßigen flachen Rundung offen stehen, wenn man den Laut formt. Und ich bin mir jetzt sicher, ich habe da gerade ein W gehört, das am Ende breit werden wollte.

Warum stören mich die Amerikaner mit einem fingierten Anruf? Warum interessiert sich die Anruferin dafür, ob es mir etwas ausmacht, durch meine Wohnung zu turnen, um ein Telefonbuch herbeizuschaffen?

„Die sind um dich besorgt“, ist mir mit einem Schlag klar. „Die wollen wissen, ob du den Unfall wirklich gut überstanden hast.“

Wie aufmerksam. Nur habe ich das dringende Gefühl, das ich so viel Aufmerksamkeit überhaupt nicht zu schätzen weiß.

Noch einmal teste ich mein Telefon. Alles in Ordnung. Weiß der Teufel, was Jule meinte! Wird mein Telefon vielleicht abgehört? Oder hat man

von einer besonderen Leitung aus angerufen? Meine Gedanken fahren Karussell und ich gestehe mir mit einem Seufzer ein, dass ich mich furchtbar aufgestört fühle und dass das Gras, das über die Erlebnisse im Zusammenhang mit meiner Entführung letztes Jahr gewachsen ist, viel dünner deckt, als ich dachte.

Die sind offenbar ganz dicht an mir dran, diese Amis. Heißt das, dass ich diesen aufwendigen Schutz immer noch brauche? Wie nötig? Bedeutet das alles, dass auch noch andere Typen da draußen ihre Kreise ziehen, Leute, die ein Bedrohungspotenzial für mich darstellen? Oder wollen die Amis mich etwa noch einmal entführen? Wahrscheinlich eher nicht, denn so präzise, wie deren Truppe heute bei der Gefahrensituation mit dem Kombi aufgetaucht ist, hätten sie sicher dazu schon viele Gelegenheiten gehabt.

Ich fühle mich vollkommen hilflos! Wer sollte, wer könnte mir angesichts der vertrackten Lage helfen?

Ich wüsste schon jemanden, der mir das Gefühl von Sicherheit zurückgeben könnte, aber der ist nicht mehr greifbar.

Nachdem ich zur Ablenkung schließlich doch eine Stunde lang meine Nase in Schulbücher gesteckt habe, die mich für meine mündliche Abiturprüfung übermorgen vorbereiten sollen, fühle ich mich wieder ruhiger. Zumindest etwas.

Irgendwann klingelt es an der Haustür: Ein Lieferwagen von einem Paketzustelldienst parkt vor meinem Haus.

„Könnten Sie vielleicht ein Paket für einen Nachbarn annehmen? Ich habe eine Sendung für Steinecke“, fragt mich ein junger Mann. Er hat keinerlei Akzent; er sieht nicht aus, wie aus einem Agentenfilm entsprungen – aber auch er täuscht nur vor zu sein, was er ist.

Ur ermöglicht es genau, auch das zu hören, was nicht wortwörtlich ausgesprochen wird. Menschen können ja viel sagen. Ich kann mithilfe meines besonderen Sprachtalentes Wahrheit und Lüge am bloßen Klang unterscheiden. Ich erkenne an den unbewussten, nicht zu

unterdrückenden Untertönen eines Sprechers, ob zwischen dem, was er sagt und dem, was er meint, ein Unterschied besteht. Ich höre gute und böse Absichten, Gelassenheit oder Anspannung, Abneigung oder Zuneigung heraus. Das macht den Umgang mit mir nicht wirklich leicht. Niemand kann mir etwas vormachen oder verschweigen, es sei denn, er - oder sie - schweigt tatsächlich. Dieses überscharfe Gehör stellt eine gewaltige Hypothek für jede Beziehung dar. Einen Menschen habe ich bisher kennengelernt, für den das kein Problem, sondern eine willkommene Fähigkeit war. Einen Einzigen. Die meisten anderen sind verwirrt, fühlen sich entdeckt, durchschaut, sind verärgert und ziehen sich zurück, wenn sie spüren, dass und wie ich sie ständig analysiere. Deshalb bin ich praktisch nie wirklich ich selbst - mein pures Selbst ist für die Öffentlichkeit nicht tauglich. Ein ganzer Haufen Probleme hängt mit dieser Fähigkeit, Untertöne zu hören, zusammen: Aus der unbewusst angelegten Satzmelodie kann ich präzise auf die jeweilige Stimmung des Sprechers schließen.

An dem Unterton dieses Paketboten höre ich jedenfalls sofort, wie hochgradig angespannt er ist. Das wäre sicher nicht der Fall, wenn er einfach seinem Job nachginge. Seine Stimme hat etwas Lauerndes, sein Blick fährt wie ein Scanner an mir hinauf und wieder hinunter. Das ist der Augenblick, in dem ich schlagartig wütend werde: Ich drehe mich mit waagrecht erhobenen Armen wie bei einer Leibesvisitation einmal nach links und rechts. Der Paketbote glotzt.

Dann zische ich ihn an: „Wirklich! Es geht mir gut!“, und knalle meine Haustür zu - ohne das Paket angenommen zu haben. Soll er denken, was er will!

So ruhig wie möglich mache ich mir ein paar Brote. Ich versuche, mich mit dem Essen abzulenken, als mir die Visitenkarte einfällt, die man mir heute Morgen an der Unfallstelle überreicht hat. Ich nehme sie zur Hand und wähle die Nummer, ohne eine Vorstellung davon zu besitzen, was ich sagen will, wenn jemand abhebt. Aber ich komme gar nicht in die Verlegenheit - nur eine Bandansage in drei Sprachen bittet mich, eine Nachricht zu hinterlassen. So hatte ich mir das nicht vorgestellt. Vor Wut zerreiße ich die Karte in millimetergroße Fetzen!

Dann sehe ich endlich nach meinem Rad, das vor der Haustür steht. Auf den ersten Blick wirkt es unbeschädigt. Ich biege ein Schutzblech wieder gerade. Der Lenker lässt sich mit einigem Kraftaufwand richten. Aber als ich den Drahtesel versuchsweise ein paar Meter schieben will, merke ich, dass das Vorderrad mächtig eiert und heftig an der Gabel entlangschleift. Verflixt! Mit meinem Handy rufe ich deshalb Sven an. Der arbeitet in einem Fahrradladen als Mechaniker und hat mein Fahrrad in letzter Zeit immer auf Vordermann gebracht.

'Bestimmt wird mein Handy auch abgehört', denke ich noch, bevor er sich meldet. „Hi, Sven! Sara hier. Ich hatte heute einen kleinen Unfall mit meinem Rad. Ich fürchte, das Vorderrad hat Einiges abbekommen. Sag mal, wäre es sehr unverschämt von mir, zu fragen, ob du dich heute Abend drum kümmern kannst? Du weißt doch - ich brauche mein Bike.“

Sven lacht. „Klar ist das unverschämt. Heute haben mich bei dem schönen Wetter schon drei Leute angerufen, die ihr Fahrrad wieder aus dem Keller geholt haben und fit machen lassen wollen, jetzt, wo es endlich warm ist. Aber ich entscheide ja zum Glück allein, wer zuerst drankommt. Kochst du für uns als Gegenleistung? Ich bin allerdings erst so gegen sieben Uhr wieder zu Hause. Wir können uns ja in der WG treffen.“

„Mach ich, Sven. Bis um sieben dann.“

Ich bin froh, dass ich heute Abend Gesellschaft habe. Am besten, ich kaufe vor meinem Besuch noch ein, denn in dieser WG ist der Kühlschrank meist leer und der Hunger immer groß - auch seit Ben ausgezogen ist.



Kapitel 5: Dienstag, 16.5. – 18 Uhr 57

Sven und ich treffen uns zufällig schon vor dem alten Haus, in dem sich die WG eine große Wohnung im dritten Stock teilt. Wie gut, dass wir uns hier begegnen, denn dann brauche ich das Rad nicht selbst nach oben zu schleppen! Es war mühsam genug, den Drahtesel bis hierher zu schieben mit dem nicht rund laufenden Vorderrad.

Sven umarmt mich zwanglos zur Begrüßung. „Hallo Sara! Ich freue mich wirklich, dass du mal wieder bei uns reinschaust! Sag mal, steckst du nicht mitten im Abitur?“

Ich nicke.

Sven sieht schon einmal oberflächlich nach meinem Rad. „Gut, dass dein Drahtesel Dauerpatient ist bei mir. Ich habe ein paar Ersatzteile auf Verdacht mitgebracht. Deine vordere Felge müssen wir wegwerfen. Die kann ich nicht wieder richten. Du bist mit mächtig viel Schwung irgendwo gegen gefahren, stimmt's?“

„Ja. Ein Auto. Oder genau genommen sogar zwei“, gebe ich zu.

Und während wir nach oben gehen, fragt Sven mich genauso aus wie vorher Jule. Diesmal fällt es mir schon leichter, meine Geschichte so zu erzählen, wie ich es kann und darf.

„Das handelte sich bei diesem Unfall aber nicht um einen Selbstmordversuch aus Liebeskummer?“, erkundigt sich Sven vollkommen sachlich, bevor er die Haustür aufschließt.

„Nein. Das war ein krasser Fall von Missachtung der Vorfahrtsregeln durch meine Unfallgegner“, erwidere ich ebenso ernst. „Habt ihr etwas von Ben gehört?“

„Immer noch nichts“, erwidert Sven und öffnet die Tür.

Ich atme tief den Geruch der Wohnung ein; jede Behausung besitzt einen ganz speziellen Duft. Dieser hier erinnert mich an viele glückliche Stunden, an meine Stunden mit Ben.

Als Sven das Rad in sein Zimmer schiebt, wo er witzigerweise seine Privatwerkstatt so eingerichtet hat, wie andere Leute dort ihr Büro möblieren, ruft er im Vorbeigehen in die Küche: „Schaut mal, wen ich mitgebracht habe!“

Maren und Hamid kommen neugierig aus der Küchentür und ich werde stürmisch begrüßt! Diese reine, echte Freude, hinter der sich nichts verbirgt, tut mir nach dem einigermaßen schräg verlaufenen Tag unheimlich gut. Der ewig hungrige Hamid entdeckt sofort, dass ich eine Tragetasche dabei habe.

„Du willst für uns kochen? Ach Sara, ich liebe dich!“, verkündet er und drückt mir einen übertriebenen Kuss auf die Wange.

Plötzlich muss ich ein paar Tränen wegblinzeln.

„Hamid, du bist ein echtes Kamel“, tadelt ihn Maren, die das bemerkt und nimmt mir die Tragetasche ab. Sie legt fürsorglich einen Arm um meine Schultern und schiebt mich in die Küche. Das hier ist ein Ort mit so vielen Erinnerungen, dass es mich selbst überrascht, wie schnell mich meine jüngere Vergangenheit einholt.

Maren versucht, mich von Hamids Bemerkung abzulenken, erzählt, was sie gerade in ihrem Biologiestudium so treibt, berichtet davon, wie Hamid vergeblich versucht hat, den altersschwachen Kühlschrank nach der letzten Panne wieder in Gang zu bringen, und zeigt mir stolz den neuen, den sich die Wohngemeinschaft daraufhin angeschafft hat. Allmählich kann ich den Kloß hinunterwürgen, der bei Hamids Worten in meinem Hals gewachsen ist. Kurze Zeit später habe ich mich einigermaßen wieder gefangen und mache mich ans Kochen.



Kapitel 6:

Beim ersten Besuch in seiner WG hatte ich auch für Bens Mitbewohner gekocht, die alle am Herd eine ziemlich klägliche Figur abgaben. Sie schlossen mich nach einer wirklich leckeren Mahlzeit gleich in ihr Herz - und ich mochte sie auch sofort. Ich war immer gern mit ihnen zusammen. Als Ben mein Freund wurde, wurden auch seine drei Mitbewohner meine Freunde.

Ben.

Wie haben wir uns geliebt!

Ich hatte Ben auf unglaublich verrückte Weise kennengelernt: in der Straßenbahn. Nun ist das allein ja nicht ungewöhnlich. Ich kam an jenem Abend aus dem Kino und wollte nach Hause fahren. Ben saß schon in der Bahn, als ich den Waggon betrat. Aber kurz nach mir waren noch vier junge angetrunkene Burschen eingestiegen und einer von denen versuchte, Ben mit einem Messer zu erstechen! Ich hielt den Kerl mithilfe von Ur davon ab. Wie? Diesem Messerstecher habe ich wahrscheinlich mit meinem Schrei glatt das Handgelenk gebrochen, die anderen drei Figuren so beschallt, dass sie sich zum Teil buchstäblich vor Angst in die Hosen machten. Der Pferdefuß bei der Sache bestand allerdings darin, dass mich so ein bedingungsloser Einsatz meiner besonderen Fähigkeiten wirklich viel Energie kostet! Ich war danach vollkommen entkräftet und bin noch in der Bahn vor Erschöpfung zusammengebrochen.

Ben, dem klar war, dass ich ihn irgendwie vor dem Messer gerettet hatte, zog mich beim nächsten Halt aus der Bahn und brachte mich dann in die Dahlienstraße. Er erschrak, als ihm klar wurde, dass ich dort allein wohne. Aber er hat sich um mich gekümmert, denn ich war halb bewusstlos und in Nullkommanichts total unterkühlt. Viel sagen konnte ich in meinem lausigen Zustand nicht - ich hatte Ben nur meine Adresse nennen können, bevor ich völlig zusammenbrach. Und ich schaffte es so gerade eben noch, ihm zu verbieten, mich in ein Krankenhaus zu bringen oder einen Arzt zu rufen. Daran hat sich Ben zum Glück gehalten. Er

hat mich gewärmt, bis es mir am nächsten Morgen wieder besser ging:
In seinen Armen bin ich in meinem Bett aufgewacht.

Ich verliebte mich sofort in ihn, bei ihm dauerte es etwas länger, bis er sich eingestand, sich auch in mich verliebt zu haben: Ben hatte ganz genau beobachtet, was in der Straßenbahn vorgefallen war. Er begriff ziemlich schnell, dass ich über außergewöhnliche Fähigkeiten verfügen musste, um vier Angreifer ohne Waffe oder Körperkontakt abzuwehren. Ich erklärte und zeigte ihm daraufhin - so gut das überhaupt auf die Schnelle ging -, was es mit Ur auf sich hat. Vor seinen Augen habe ich mit meiner Stimme ein Loch in die Butter geschmolzen und danach ließ ich Ben einschlafen, natürlich nicht, ohne vorher seine Zustimmung dazu einzuholen. Ben hielt trotz seiner Beobachtungen aus der Bahn alles, was ich ihm auf seine Fragen hin über Ur erklärte, für Humbug. Er war sich vollkommen sicher, dass ich ihn nicht beeinflussen könnte - und schlummerte anschließend über zwei Stunden tief und fest, nachdem ich ihm ein Schlaflied gesungen hatte. Er meinte hinterher, ich wäre ihm unheimlich und deshalb verschwand er zunächst nach einem artigen Dankeschön für meine Rettungsaktion. Eigentlich eine sehr verständliche Reaktion ...

Himmel, habe ich gelitten, nachdem er so einfach gegangen war! Ich hatte mich doch so danach gesehnt, endlich bei einem anderen Menschen diese unglaubliche Geborgenheit zu finden, die ich an unserem ersten gemeinsamen Morgen erleben durfte. Dieses Erwachen in Bens Armen fühlte sich für mich an wie der Himmel auf Erden! So gehalten, so behütet werden, davon hatte ich schon so lange geträumt.

Nach einer langen Geschichte von Missverständnissen, kleinen und großen Katastrophen mit anderen Menschen, nach einem ersten Flirt, der gründlich schief gegangen war und beinahe damit endete, dass ich vergewaltigt wurde, hatte ich nicht mehr zu hoffen gewagt, dass es jemals jemand riskieren könnte, sich auf mich einzulassen. Schon gar nicht jemand, der von Ur wusste. Mein Glück, dass Ben einfach nicht von mir loskam. Ungefähr eine Woche, nachdem wir uns zum ersten Mal begegnet waren, stand er abends tropfnass im strömenden Regen vor meiner Tür. Damals nahm er mich mit in seine WG, weil er mich

kennenlernen und sich umziehen wollte. Ich habe dann nicht nur den Abend in der WG mit Maren, Sven und Hamid, sondern auch gleich die Nacht mit Ben verbracht. Danach kam ich zu der Überzeugung, dass Sex doch nicht überbewertet wird.

Wie viele Stunden haben wir wohl damals in der WG in der gemütlichen großen Küche beisammengesessen? Sven, Maren und Hamid wurden zwar meine Freunde, aber sie wussten nichts von Ur. Nur Ben hatte ich darüber reinen Wein eingeschenkt, denn ihm konnte ich die Ereignisse im Zusammenhang mit dem Überfall auf ihn in der Straßenbahn und meinen Kollaps danach sonst nicht plausibel erklären. Auch wenn die drei anderen WG-Mitglieder über einen wesentlichen Bestandteil meiner Persönlichkeit nicht Bescheid wussten, kannten sie mich doch sehr, sehr gut. Schließlich hatte ich sozusagen vor ihren Augen lieben gelernt.



Kapitel 7: Dienstag, 16.5. – 20 Uhr 17

Ich habe Tortellini gekocht und eine leckere Käsesauce dazu gezaubert. Taktvoll vermeiden alle beim Essen das Thema Ben. Maren erzählt zwanglos aus dem Praktikum, bei dem sie gerade im fünften Semester ihres Biologiestudiums Bandwürmer seziert. Hamid schüttelt sich vor Ekel und stoppt ihre unangenehm detailreichen Beschreibungen mit einer Geschichte von einigen Stehlampen aus den Fünfzigerjahren, die er hier und da vom Sperrmüll klauben konnte. Die hat er repariert, restauriert und für ein Heidengeld auf eBay losgeschlagen.

„Wer weiß, vielleicht eröffne ich demnächst einen eigenen Laden für so etwas“, meint er mit vollem Mund.

Maren zieht ihn auf: „Jaja. Und dann nennst du ihn ‚Hamids Wunderlampe‘!“

Wir müssen alle lachen!

Nur Sven ist auffallend schweigsam. Nach dem Essen zieht er mich in Richtung auf sein Zimmer.

„Hamid und Maren spülen, weil du gekocht hast“, entscheidet er.

Hamid, der sich gern vor dem Spülen drückt, protestiert: „Und was machst du?“

„Ich?“, erwidert Sven. „Ich hab´ euch doch in den Genuss des leckeren Essens erst gebracht. Ich musste Sara versprechen, ihr Fahrrad heute noch zu reparieren, wenn sie kocht. Also hör auf zu meckern, Hamid!“ Damit zieht er seine Zimmertür hinter uns zu und wir sind allein.

Ich setze mich auf einen Stuhl und sehe Sven, wie schon so oft, zu: Er hat an der hohen Decke einen kleinen Flaschenzug installiert, mit dem er mein Rad in eine für sich bequeme Arbeitsposition hochhieven kann. Einen Scheinwerfer stellt er so ein, dass er gutes Arbeitslicht gibt. Er wirkt sehr konzentriert, als er mit ein paar Maulschlüsseln an allen möglichen Muttern prüft und dreht.

„Hast schon länger nicht mehr geputzt“, tadelt er schließlich mit der Ernsthaftigkeit eines Zahnarztes.

Ich nicke schuldbewusst. Aber nachdem er nun einmal angefangen hat mit mir zu sprechen, höre ich, dass Sven über mehr als nur über das Fahrrad reden möchte.

Das Vorderrad baut er mit ein paar geschickten Handgriffen aus. „So, wie der Rand der Felge geknickt ist, hast du wirklich mächtig viel Glück gehabt heute Morgen. Das muss ein ordentlicher Zusammenprall gewesen sein. Gut, dass ich dein Rad kenne – ich habe auf Verdacht eine passende Felge mitgebracht. Kostet dich keinen Cent. Die wurde von einem der Räder abmontiert, die demnächst im Laden vom Schrotthändler abholt werden sollen, weil zu viel daran zu richten wäre, um sie wieder flott zu machen. Aber diese Felge ist noch tadellos. Hat sogar rostfreie Speichen. Genau das Richtige für einen Putzmuffel wie dich.“

Ich spüre, dass er mit Small Talk Zeit gewinnen will, um irgendwann zu dem Thema vorzustoßen, das ihn wirklich bewegt. Mantel und Schlauch von meinem Rad sind noch intakt, denn Gummi ist nun einmal viel nachgiebiger als Metall. Das, woran ich stundenlang mühevoll geschraubt hätte, erledigt Sven in ein paar mühelos wirkenden Minuten. Es lohnt sich eben doch, Fachleute auf bestimmte Aufgaben loszulassen.

„Fertig!“, verkündet er zufrieden, aber er macht, nachdem er die letzte Schraube festgezogen hat, keine Anstalten, mein Rad wieder von der Decke herabzulassen. Scheinbar fällt es ihm schwer, einen vernünftigen Anfang zu finden für das, was er tatsächlich besprechen möchte. „Sara, du hast dich sehr verändert in letzter Zeit“, beginnt er schließlich. „Seit deiner Krankheit.“

Für alle Nichteingeweihten lag ich während meiner Entführung durch die Amerikaner mit einer schweren Infektion auf Leben und Tod im Krankenhaus.

So ganz wohl fühle ich mich bei dieser Gesprächseröffnung nicht, aber Sven macht mich auch neugierig. „Verändert? Inwiefern?“, will ich wissen.

Sven lässt sich auf sein Sofa fallen, sodass wir einander jetzt gegenüber sitzen. Er scheint zu spüren, dass ich mich ein bisschen unwohl fühle. Deshalb lächelt er breit, als er feststellt: „Du bist noch schöner geworden.“

Huch! Mit allem habe ich gerechnet, aber nicht mit so einer Antwort! Gut, dass ich sicher sein kann, dass Sven mich nicht anbaggern wird, nachdem Ben verschwunden ist, denn in seiner Stimme schwingt nicht das mit, was ich gern als ‚männliches Interesse‘ diagnostiziere. Er meint wirklich nur, was er sagt.

„Ich kann mir ganz gut vorstellen, dass es eine Menge verändert, wenn man so auf der Kippe zwischen Leben und Tod stand“, fährt Sven fort. „Entschuldige, wenn ich das so völlig offen sage, aber du bist jetzt neunzehn, das heißt, du befindest dich in einem Alter, in dem Teens sich sowieso von Mädchen zu jungen Frauen entwickeln und sich mächtig verändern. Bei dir ist es besonders deutlich. In diesem Alter verwandelt ihr euch alle. Aber in deinem Fall liegt wirklich ein ziemlich großer Unterschied zwischen deinem neuen und deinem alten Gesicht.“

Ich muss unwillkürlich kichern. Sven zieht fragend eine Augenbraue hoch, weil ihm überhaupt nicht klar ist, weshalb ich gerade jetzt lachen muss. „Ich fürchte, du hast durchaus mitbekommen, wann ich vom Mädchen zur Frau wurde“, erkläre ich mein unangebrachtes Lachen leise verschämt, aber doch immer noch unfreiwillig amüsiert. „Schließlich liegt zwischen Bens und deinem Zimmer nur eine ziemlich dünne Wand – und wirklich leise waren wir bestimmt nicht immer.“

Sven nickt. „Genau das ist es, was ich nicht verstehe. Die Wand ist tatsächlich dünn. Und ich habe ehrlich nicht gelauscht, aber ich konnte euch einfach nicht überhören. Ich hatte den Eindruck, dass du dich mit Ben wirklich gut verstehst. Du hast geradezu geleuchtet vor Glück! Und im Bett hattet ihr offenbar eine Menge Spaß – bis du krank geworden bist. Danach war alles anders. Sara, was ist da passiert? Ben ist mein bester Freund. Ich weiß, dass er unglaublich gelitten hat deinetwegen und wahrscheinlich immer noch leidet. Und ich möchte verstehen, wieso. Ich würde gern begreifen, was da passiert ist mit dir, mit euch beiden. Vielleicht kann ich euch helfen, vielleicht will

ich auch nur vermeiden, dass mir etwas Ähnliches mit meiner Freundin geschieht.“

Herrje, das wird schwierig!

Sven hat seinen Finger genau in die Wunde gelegt, die ich nicht einmal zu lecken wage. Ich habe sie monatelang einfach ignoriert, weil es mir zu weh tat, hinzusehen und überhaupt zur Kenntnis zu nehmen, wie tief verletzt ich mich fühle. Aber ausgerechnet heute, heute komme ich nicht darum herum, diese Wunde wahrzunehmen. Denn vor ein paar Stunden ist klar geworden, dass alles, was mit meiner Entführung begann, noch längst nicht vorbei ist. Das verfolgt und umgibt mich offenbar von allen Seiten. Ich kann machen, was ich will, es gelingt mir nicht, Distanz zu den Ereignissen vom letzten Jahr aufzubauen, wenn an einem Tag ein Dreimann-Team von Bodyguards auftaucht, ein Telefonanruf akustisch zu überprüfen versucht, ob es mir gut geht und dann noch einer im Postdress nachschauen kommt, ob das auch wirklich der Fall ist.

In einer Art Geistesblitz wird mir klar, dass der Anruf der angeblich Verwirrten und der Besuch des Paketdienstes aber auch bedeuten, dass man meine Wohnung weder mit Wanzen noch Kameras überwacht – dann wären diese beiden Aktionen nämlich überflüssig gewesen. Solche Überwachungssysteme hätten übermittelt, in was für einem Zustand ich mich nach dem Unfall befand. Das ist doch endlich mal eine positive Nachricht!

„Sara, willst du nicht mit mir darüber sprechen? Ich mache mir wirklich Sorgen um Ben“, unterbricht Sven meinen Gedankenfluss.

„Entschuldigung. Doch, sicher, Sven. Du hast ein Recht darauf zu erfahren, was los war. Ich versuche nur, mich zu konzentrieren und alles in die richtigen Worte zu fassen.“ Wenn Sven nur wissen dürfte, was wirklich damals passiert ist! Er hat die Wahrheit verdient, denn er ist tatsächlich Bens bester Freund und mein Freund ist er auch – aber die Wahrheit kann ich ihm nicht preisgeben. Lügen darf ich auch nicht, weil ich dann zwischen Ur und die Wirklichkeit gerate. Verdammt! Also, was kann ich Sven erzählen? Vorsichtig beginne ich: „Wusstest du eigentlich, dass Ben mit mir Schluss gemacht hat, Sven?“

Das ist die Wahrheit. Sven starrt mich auf diese Information hin wie vom Donner gerührt an. „So eine Frau wie dich schickt man doch nicht in die Wüste!“, stellt er fassungslos fest.

„Ob er mich gleich in die Wüste schicken wollte, weiß ich nicht, aber Ben hat mir vor ungefähr einem halben Jahr gesagt, dass er nicht mehr mit mir zusammen sein will.“

„Aber warum denn nur? Hat er dir eine Begründung gegeben?“

Die Wahrheit, ich muss bei der Wahrheit bleiben: „Ben hat dasselbe gesagt wie du. Er fand, dass ich ziemlich verändert war, als ich nach meiner Erkrankung wiederkam.“ Schon die Formulierung haarscharf so hinzubekommen, dass ich nichts Falsches, aber auf keinen Fall zu viel sage, stellt einen argen Eiertanz dar.

Wiederkam. Ja, ich bin wiedergekommen, aber nicht von der Isolierstation des Tropenmedizinischen Instituts, wie alle dachten, sondern aus einer kleinen Zelle in einem Haus auf einem ehemaligen Fabrikgelände. Und ich war tatsächlich nicht mehr dieselbe wie vorher.

„Ben hat sich also von dir getrennt. Und ich war mir so sicher, dass es umgekehrt hätte sein müssen, so wie der gelitten hat.“ Sven schüttelt ungläubig in einem fort den Kopf. „Weißt du Sara, der war so neben der Spur wie damals, direkt nachdem er dich kennengelernt hatte und ihr noch nicht zusammen wart. Hat nicht gegessen, hat nicht geschlafen, ist nächtelang in seinem Zimmer hin und her gewandert. Reden wollte er auch nicht über alles. Ich hab’s wirklich oft genug versucht. Und dann – von einem Tag auf den anderen – verschwand er. Da lag nur ein Zettel auf dem Küchentisch, worauf stand, er wäre auf ein Auslandssemester nach Kanada abgereist und wir möchten bitte seine Blumen gießen.“ Sven betrachtet mich kritisch. „Was hat dich so verändert, dass Ben davor geflüchtet ist, Sara? Vor so viel Schönheit kann man zwar ein bisschen Angst haben, aber vor deiner Krankheit hast du doch auch schon mehr als nur gut ausgesehen. Das kann es doch nicht sein.“

Ich bin feuerrot geworden. Ich habe ein ganz anderes Bild von mir selbst als andere Leute. Immer noch. Dass ich schön sein soll, will

mir selber nach wie vor nicht in den Kopf. Aber das ist jetzt auch nicht wichtig: Was kann, was darf ich Sven antworten?

Ein „Ich weiß nicht“ wäre gelogen und kommt somit nicht infrage. Dann ist mir klar, was ich sagen muss, was nicht gelogen und auch wirklich ein Grund für das ist, was sich zwischen Ben und mir verschoben hat: „Meine Begegnung mit dem Tod hat mich verändert, Sven. Und glaub mir, nicht nur Ben leidet unter unserer Trennung. Ich leide auch. Und wie. Seit seiner Abreise habe ich nichts mehr von ihm gehört. Ich weiß nicht einmal genau, wo er steckt, nur, dass er sich in Kanada aufhalten soll.“

Hilflos breitet Sven die Arme aus. „Warum tut ihr euch das an? Ich verstehe das nicht! Und ihr seid beide meine Freunde, mir tut das alles auch furchtbar weh!“

Mit einem Ruck steht er auf und lässt mein Fahrrad wieder auf den Fußboden herunter.

„Ich möchte jetzt gehen. Ich bin fix und fertig. Das war ein ziemlich verrückter Tag für mich“, sage ich leise nach einem langen Schweigen.

Sven nickt. „Ich bringe dich und dein Rad noch nach unten.“ Schweigend steigen wir die Treppen hinab. Sven stellt mein Fahrrad auf dem Bürgersteig ab.

Vor der Haustür nimmt er mich einmal fest in seine Arme und sagt zum Abschied: „Ich freue mich immer, wenn du kommst. Sehr sogar. Aber sieh zu, dass ich nicht jedes Mal dein Rad reparieren muss. Pass besser auf dich auf! Und wenn du etwas von Ben hören solltest, lass es mich bitte wissen.“



Kapitel 8: Mittwoch, 17.5. - 11 Uhr 15

Als ich vor Jules Haus vom Rad steige, schaue ich mich noch einmal nach allen Seiten um. Ich müsste fast ein Schleudertrauma im Nacken spüren, so sehr habe ich auf dem Weg hierher immer wieder rechts und links meine Umgebung mit Blicken absucht. Aber kein Geländewagen, kein auffälliges Fahrrad mit Karbonrahmen, kein Fußgänger in verdächtiger Pose, einfach gar nichts rundum weist darauf hin, dass ich wieder Geleitschutz haben könnte. Ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen soll oder nicht. Wahrscheinlich sind diese Leute einfach viel geschickter, als ich mir vorstellen kann. Sonst hätte ich im Lauf des letzten Jahres wohl irgendwann einmal einen meiner Bodyguards entdecken müssen. Oder es beruht doch alles auf Einbildung meinerseits und ich habe einfach einen Dachschaten ...

Jule empfängt mich ziemlich blass an der Tür. Ihr sieht man deutlich an, dass sie momentan viel Zeit über ihren Büchern verbringt. „Hallo Sara! Ich bin wirklich froh, wenn der ganze Abiturstress endlich vorbei ist. Diese mündliche Matheprüfung fürchte ich am meisten. Du wohl nicht, oder?“

Ich schüttele den Kopf. Nein, Mathematik macht mir keine Angst. Ur ist auch zur Lösung mathematischer Aufgaben ganz wunderbar geeignet - ich kann eine Lösung einfach herbeisingen, wenn das nötig ist. Und weil ich mich vor keiner Aufgabe fürchte, bin ich meistens so gelassen, dass ich nicht einmal auf Ur als Hilfsmittel zum Rechnen zurückgreifen muss.

In Jules Zimmer setzen wir uns gemeinsam an den Schreibtisch und lösen noch einmal von allen Aufgabentypen, die man uns im Vorfeld angedroht hat, je eine Übungsaufgabe. Am Ende fragt Jule mich immer nur: „Richtig?“

Dann singe ich mir die Aufgabe samt unserem Ergebnis vor.

Ur, das reine Schwingung ist, macht sogar die Harmonie in der Mathematik deutlich, die sich so gern in Zeichen und Formeln bis zur

Unkenntlichkeit versteckt. Aber der ganze Kosmos ist harmonisch geordnet: Wenn bestimmte Voraussetzungen existieren, ziehen sie Konsequenzen nach sich, die zu diesen Voraussetzungen tatsächlich passen. Da ist es ganz egal, ob man sich mit Phänomenen aus der Mathematik, der Physik, der Chemie oder Biologie auseinandersetzt.

Wirklich praktisch für Schule oder Forschung: Passen Voraussetzung und angeblich dazugehöriges Ergebnis nicht zusammen, hört sich das bei einer Darstellung auf Ur schräg oder eben unharmonisch an. Ich kann Fehler in diesen Dissonanzen erkennen, korrigieren und beseitigen. So wie alle Menschen eine Melodie, die sie gehört haben, in der Regel fortsetzen können, wenn das Lied plötzlich abbricht, weil sie ein Empfinden dafür haben, wie es klingen müsste, wenn die Musik harmonisch weitergehen soll, so habe ich gelernt, die Harmoniestrukturen zu ergänzen, in die alles eingebettet ist, was es gibt. Das ist, als hätte ich sozusagen die Regeln für ein Muster tief verinnerlicht, das sich durch alles zieht. In der Mathematik kann ich jede Gleichung in Töne verwandeln. Fehlt das Ergebnis der Gleichung, muss ich das dazugehörige Lied nur zu Ende singen. Damit lässt sich in einem Abitur ganz wunderbar arbeiten!

Es gibt ein Gedicht von Josef von Eichendorff, das lautet:

„Schläft ein Lied in allen Dingen,

Die da träumen fort und fort.

Und die Welt hebt an zu singen,

Triffst du nur das Zauberwort.“

Ich bin noch nie einem Menschen begegnet, der Ur spricht, aber ich habe immer wieder Spuren von Ur auf der Welt gefunden – in Musik, in Büchern, in der Bibel. Dieses Gedicht ist verdammt nah dran an dem, was Ur ausmacht! Von Eichendorff hat sicher nicht Ur gesprochen, aber etwas davon hat er gespürt, erfasst, begriffen und das lange, bevor die moderne Physik ihm recht gegeben hätte.

Ich kann also ganz leicht überprüfen, ob Jule und ich richtig gerechnet haben. Sie akzeptiert meine reichlich komische Methode, beim Rechnen vor mich hin zu summen, als Konzentrationsübung; außerdem habe ich bisher immer richtig gelegen und allein das ist ein guter Grund, mich gewähren zu lassen.

Wir knabbern ein paar Kekse und trinken Tee während der Arbeit. Nach zweieinhalb Stunden knallt Jule ihren Ordner allerdings schwungvoll zu. „Das sollte endlich reichen. Ich habe keine Lust mehr. Jetzt gönnen wir uns ein Eis! Bei dem Wetter muss ich einfach raus - es wird uns guttun, ein bisschen frische Luft zu schnuppern.“

Wir fahren zum Rheinufer. Die Sonne scheint ebenso schön wie gestern. Die ganze Uferpromenade ist voller Menschen: Radler, Skater, Jogger und Fußgänger quetschen sich mehr oder weniger unfallfrei aneinander vorbei. Jule und ich holen uns jeder ein großes Eis und setzen uns damit dorthin, wo schon viele andere Menschen die Sonne und die Wärme genießen: auf die Stufen, die auf die untere Ebene der Promenade führen.

Das Publikum stellt eine typische Düsseldorfer Mischung dar: Da flanieren völlig normal gekleidete Passanten, außerdem Menschen, denen man ansehen soll, dass sie in der Landeshauptstadt wohnen, sowie eine Menge Leute, die aus den benachbarten Bürogebäuden und dem Medienhafen sonnenhungrig in ihrer Pause an die frische Luft geströmt sind. Es liegt wirklich Frühling samt den dazugehörigen Frühlingsgefühlen in der Luft: Jungen und Männer gockeln, Frauen und Mädchen paradieren zum größten Teil. Es summt überall geradezu vor Begeisterung und Interesse, weil endlich wieder Körper aus den dicken Wintermänteln geschält, präsentiert und entsprechend begutachtet werden können.

Wenn nicht gestern Sven etwas über mein Aussehen gesagt hätte - spätestens heute komme ich nicht umhin festzustellen, dass ich mich verändert habe: Ich werde bisweilen unverhohlen angestarrt. Mir ist das äußerst unangenehm. Nicht aufzufallen ist ziemlich wichtig gewesen in meinem bisherigen Leben. Schließlich habe ich einen Mord auf dem

Gewissen. Aber nicht aufzufallen scheint seit dem letzten Winter schwieriger geworden zu sein.

Bis Jule sagt: „Was schaust du denn so unruhig in der Gegend herum?“, ist mir nicht bewusst, dass ich immer noch mit den Augen meine Umgebung nach Hinweisen auf meine Beschützer oder Beschatter absuche. Ich zuckte auf ihre Bemerkung hin nur mit den Achseln, die Wahrheit kann ich diesmal nicht geschickt verkleiden. Also schweige ich.

Jule meint schließlich zwischen Knabbern und Schlecken an ihrer Eistüte: „Ist das nicht eine komische Zeit jetzt, wo die Schule zu Ende geht? Dreizehn Jahre lang hatte man diesen Job - Schule - und in ein paar Stunden ist das vorbei.“

„Ach Jule, für mich ist es noch viel komischer als für dich! Du hast ja wenigstens ganz feste Pläne für deine Zukunft. Du weißt genau, wie es weiter geht. Deine Mappe für die Aufnahmeprüfung an der Kunsthochschule hier ist prall gefüllt. Wenn die dich nicht nehmen, sind sie völlig vernagelt und ab dem Herbst wirst du Kunststudentin sein. Aber ich habe keine Ahnung, was ich nach der Schule mit mir anfangen soll.“

Jule schlägt vor: „Mach irgendwas mit Sprachen! Bei deiner Sprachbegabung liegt das doch nahe. Ich kann gar nicht verstehen, was dich davon abhält.“

Natürlich habe ich darüber auch schon nachgedacht. Aber es hält mich in der Tat vieles davon ab, einen Beruf mit Sprachen zu wählen. Als Dolmetscherin wäre ich ein Genie, denn schließlich kann ich jede Sprache der Welt verstehen. Nur: Wie soll ich das je erklären, ohne Ur zu erwähnen? Wie kann jemand einsehen, dass ich bei diesen Fähigkeiten nur zwei, drei Sprachen lesen kann? Und vor allem: Wie soll ich korrekt übersetzen, wenn ich immer auch all das mithöre, was gar nicht expressis verbis ausgesprochen wurde?

Nicht auffallen und Ur geheim halten, beides ist für mich überlebenswichtig; das habe ich seit meiner Entführung noch viel

tiefer verinnerlicht als vorher. Wenn ich dolmetsche, geht das ganz sicher nicht.

Mein Blick saugt sich irgendwann an einem jungen Mann fest: Mitte zwanzig, sehr sportlicher Typ.

Jule bemerkt das und lacht: „Ja, den finde ich auch lecker. Seit Jonas und ich nicht mehr zusammen sind, schaue ich mich wieder mehr um. Ist jetzt eine prima Jahreszeit dafür! Guck mal, wie der dich anstarrt.“

Genau als mir das auffällt, ist mein Interesse wie weggeblasen; Beschatter starren einen wohl eher nicht an.

Jule und ich bleiben fast zwei Stunden auf der Rheinpromenade sitzen und schwatzen über die morgige Prüfung, den Abiturball, die Idee, einige Tage nach der Schulentlassung und bevor uns neue Pflichten in ihren Griff bekommen, mit ein paar Mitschülern einfach ins nahe gelegene Holland ans Meer zu fahren. Camping kostet ja nicht viel.

Jule hat völlig recht: Es fühlt sich sehr merkwürdig an, aus der Schulwelt so bald herauszupurzeln - aber wir spüren auch deutlich: Die Zeit ist reif dafür! Die Schule und alles was dazu gehört, stillt unseren Appetit auf das Leben nicht mehr; dazu ist diese Welt zu klein.

Meine Mathematikprüfung am nächsten Tag verläuft unspektakulär. Ein geschickt gewähltes Outfit lenkt die Prüfer - glücklicherweise unterrichten nur Männer Mathematik an meiner Schule - ziemlich ab. In der Vorbereitungszeit, in der ich mich allein mit meiner Aufgabe beschäftigen muss, kann ich ungestört jeden einzelnen Arbeitsschritt auf Ur nachvollziehen. Als ich dann meine Lösungswege und Ergebnisse den Prüfern vorstellen muss, trete ich daher ganz ruhig und sicher auf. Ohne zu stocken, trage ich vor, was ich errechnet und per Ur bestätigt habe. Man zeigt sich gebührend beeindruckt. Noch ein paar Fragen dazu, aber die Lehrer wirken leicht abgelenkt, denn mein Rocksäum endet knapp über dem Knie und meine hochgeschlossene Bluse

spannt einen winzigen Hauch über der Brust. Wirklich amüsan, wie leicht sich Einfluss ausüben lässt, wenn man neunzehn Jahre alt ist und einigermaßen gut aussieht!

Jule hat vor dem Prüfungsraum auf mich gewartet. Bei ihr lief alles ziemlich gut und sie ist mit dem Ergebnis glücklich und zufrieden! Aber ich habe keine Lust, mit ihr und ein paar anderen aus meiner Jahrgangsstufe jetzt noch einmal an den Rhein zu gehen. Mir schwirrt zu viel im Kopf herum, das ich endlich ohne Geheimnisse zu bewahren mit jemandem besprechen muss - fast ohne Geheimnisse zumindest.

Nach der Prüfung rufe ich erst einmal bei meinen Eltern in Boerde an. Natürlich sind sie gespannt, wie meine Prüfung verlaufen ist.

„Alles bestens. Eine glatte Eins“, kann ich verkünden. „Mama, ich komme nach Hause. Mein Zug trifft gegen 14 Uhr ein. Kann mich dann einer von euch beiden am Bahnhof abholen?“

„Ja, willst du denn nicht ein bisschen mit deinen Freunden feiern, weil du jetzt alles geschafft hast?“, wundert sich meine Mutter.

„Wir müssen reden. Bis nachher“, antworte ich und lege auf, bevor sie nachhaken kann.

Mein Vater wartet vor dem winzigen Bahnhof, als ich dort eintreffe. Auf der Fahrt nach Boerde habe ich versucht, einfach gar nichts zu denken und nur auf die Gespräche der Mitreisenden gehört, die auch im Zug saßen. Meine Gedanken fahren nämlich ergebnislos im Kreis. Wieder einmal. Ich hasse das.

Mein Vater hat es sich nicht nehmen lassen, mir einen Blumenstrauß mitzubringen, als er mich empfängt. „Da!“, sagt er breit lächelnd und reicht mir stolz einen Bund Tulpen. „Eine kleine Aufmerksamkeit zur bestandenen Prüfung.“

„Danke, Papa! Aber noch habe ich kein Abiturzeugnis. Doch du hast schon recht - das Abi dürfte trotzdem gelaufen sein. Es kommt ein toller NC dabei heraus und ich bin ziemlich sicher, dass ich nirgendwo

in eine Nachprüfung muss. Die Schule liegt jetzt wirklich hinter mir. Wo ist Mama?“

„Das Übliche. Da kam kurz vor der Mittagspause mal wieder ein dringender Fall rein. Sie flickt einen Hund zusammen, der sich gründlich mit einem anderen gebissen hat, aber das schafft sie schon, wenn unsere Helferin assistiert.“

Als wir schließlich im Auto sitzen, sieht mein Vater mich vor dem Starten fragend an. „Du hast deiner Mutter angekündigt, wir müssten reden. Bei so einer Äußerung gehen bei deiner Mutter alle roten Lampen an. Bei mir eigentlich auch. Ist etwas passiert?“

Ich nicke nur. „Lass mich gleich erzählen, wenn wir daheim sind. Dann muss ich nicht alles zweimal berichten.“

Mein Vater seufzt. „So schlimm?“

Ich kann nur unbestimmt erwidern: „Weiß ich noch nicht. Um das zu beurteilen, will ich ja mit euch sprechen.“



Kapitel 9:

Bevor ich entführt wurde, sprachen meine Eltern kein Wort mit mir über Ur.

Natürlich haben sie gemerkt, dass ich mich anders entwickelte als andere Kinder: Ganz lange sprach ich wenig bis gar nicht, weil ich es als schrecklich primitiv empfand, mich auf Deutsch unterhalten zu müssen, wenn es doch Ur gab. Also wechselte ich zunächst kein Wort auf Deutsch mit ihnen. Ich versuchte wirklich, meinen Eltern Ur beizubringen. Ohne Erfolg.

Meine tiefe Abneigung gegen Ärzte stammt aus der Zeit, als meine Eltern mich von einer Praxis in die nächste schleppten, um untersuchen zu lassen, ob es einen organischen Grund für die Tatsache gab, dass ich scheinbar nicht sprechen lernte, denn natürlich erkannten sie in dem, was ich bisweilen von mir gab, keine Sprache. Irgendwann hatte ich dann buchstäblich die Schnauze von den ständigen Praxisbesuchen voll, biss einem Arzt bei der Untersuchung kräftig in die Finger, die er in meinen Mund steckte und begann, Deutsch zu sprechen. Und nachdem ich einmal damit angefangen hatte, redete ich wie ein Buch. War ich vorher durch Schweigen aufgefallen, so fiel ich danach deshalb auf, weil ich für eine Dreijährige Erstaunliches von mir gab: Ich sprach druckreif. Anfangs versuchte ich oft, meinen Eltern zu erklären, was es mit Ur auf sich hat, warum ich lange gar nicht gesprochen hatte und danach so ungewöhnlich. Aber das wollte mein Vater ebenso wenig wissen wie meine Mutter. Beide haben mir den Mund verboten, wenn ich zu Erklärungen ansetzte. Ich nehme an, die Vorstellung, es könnte so etwas wie Ur geben, war ihnen zu exzentrisch, erschien ihnen einfach irrwitzig - und ich kam ihnen ebenso irre vor, wenn ich darauf bestand, dass meine Sprache existierte.

Ur wurde zum absoluten Tabuthema in unserer kleinen Familie, nachdem ich den Kinderpsychologen Dr. Hollbruck getötet hatte. Mit vier Jahren sollte ich von ihm in seiner Praxis untersucht werden. Meine Mutter versprach mir vor dem Termin, dass mich dieser Arzt nicht anfassen würde - tat er aber doch, weil ich aus seinem Sprechzimmer marschieren wollte. Und da hielt ich sein Herz an. Meinen Eltern begriffen sofort,

dass ich den Mann getötet hatte, die Polizei, die den ungewöhnlichen Todesfall untersuchte, jedoch zum Glück nicht. Zu meiner Sicherheit sprachen mein Vater und meine Mutter danach kein Wort mehr über Ur, auch nicht, nachdem es mir gelang, meine Mutter von einer lebensbedrohlichen Krebserkrankung zu heilen. Das Schweigen gegenüber Ur wurde zur Gewohnheit in unserer Familie.

Verrückterweise bekam ich ausgerechnet bei meiner Entführung im letzten Jahr erstmals die Gelegenheit, mich mit Ur endlich auseinanderzusetzen, darüber in Ruhe nachzudenken und sogar zu sprechen. Schließlich ging es ja bei diesem Kidnapping darum, dass man herausfinden wollte, wie ich einen komplexen Stoff ohne Hilfsmittel analysieren oder mich gegen ausgebildete Einzelkämpfer effektiv wehren konnte. Ich ging nämlich mithilfe von Ur gegen meine Entführer vor, schickte so manchen aus der Truppe auf die Bretter, weil ich Beine lähmte, Hände verbrannte oder einfach Bewusstlosigkeit auslöste. Ich ließ Mikrofone oder Lampen hochgehen und habe ein Türschloss praktisch weggeschmolzen.

Da meine Entführer mich in einer Zelle eingesperrt hatten, die wirklich keine Möglichkeiten zur Ablenkung bot, begann ich während meiner Gefangenschaft, meine Lebensgeschichte mit Ur aufzuschreiben. Ich wollte einfach auf dem Papier darüber nachdenken, welche Bedeutung Ur für mich besitzt, um vielleicht zu einem Schluss zu kommen, ob man mit so einer Gabe überhaupt leben kann - und wenn ja, wie. Was mir aber wirklich weitergeholfen hat, waren nicht meine Schreibversuche, sondern meine Gespräche mit Tom.

Tom.

Ich kann nicht einmal den Namen denken, ohne innerlich zusammenzuzucken!

Nachdem ich mit Toms Hilfe aus meiner Zelle ausgebrochen war, bin ich ein paar Tage in einem billigen Hotel untergetaucht, habe mein geplantes Informationsnetzwerk aufgezogen, das im Ernstfall die

Amerikaner enttarnen sollte und bin dann nachts in mein eigenes Elternhaus eingebrochen.

Der Einbruch war eigentlich keiner, denn ich brauchte nur einen im Gartenhaus versteckten Hausschlüssel zu benutzen. Um allerdings in die Garage zu gelangen, musste ich auf die Rückseite unseres Hauses schleichen und da gelangte ich nur hin, wenn ich über einige Zäune in der Nachbarschaft kletterte. Ich hatte eine Heidenangst, dass meine Kidnapper mein Elternhaus bewachen und mich vielleicht hier abgreifen würden! Aber ich erreichte ungestört mein Ziel.

An die unglaubliche Erleichterung, beim Betreten des Hauses endlich wieder so etwas wie ein Gefühl von Geborgenheit und persönlicher Sicherheit zu spüren, erinnere ich mich sehr genau! Es fühlte sich an, als könnte ich nach Tagen des Luftanhaltens erstmals wieder frei atmen.

Dann bin ich, ohne Licht zu machen, weiter ins Schlafzimmer meiner Eltern geschlichen und weckte sie. Seitdem weiß ich, dass es Leuten um die Fünfzig nicht wirklich guttut, wenn sie mitten in der Nacht von ihrer Tochter aus dem Schlaf gerissen werden, von der sie glauben, dass die weit weg und schwer krank auf einer Isolierstation liegt. Himmel, wirkten die schockiert!

Und was ich als Erstes sagte, machte es auch nicht besser: „Bleibt bloß ruhig. Kein Licht anmachen, denn es kann sein, dass euer Haus beobachtet wird.“

„Sara, was faselst du denn da? Bist du aus dem Krankenhaus getürmt? Hast du Fieber? Warum redest du so irres Zeug?“, ratterte meine Mutter ihre Fragen herunter und griff wie selbstverständlich nach der Nachttischlampe.

Als die aufflammte, machte ich mir nicht die Mühe, den Schalter zu suchen, ich fegte die ganze Lampe kurzerhand vom Nachttisch. So ging sie schließlich auch aus. Vollkommen verwirrt aufgrund meiner aggressiven Reaktion starrte meine Mutter mich an.

„Ihr werdet mir jetzt zuhören. Alle beide. Und ihr werdet mich erst einmal nicht unterbrechen!“, zischte ich wütend. Etwas in meinem Ton ließ meine Eltern einander in dem bisschen Licht, das von einer Straßenlaterne durch die Vorhänge ins Zimmer fiel, kurz ansehen und dann in dem wortlosen Einvernehmen, das sich nach Jahren in einer Ehe oft entwickelt, gleichzeitig nicken.

„Erstens: Ich bin nicht krank. Und ich hatte nie eine Ebola-Infektion. Die Geschichte haben Leute nur zur Tarnung meiner Entführung erfunden und wahrscheinlich sehr gekonnt präsentiert.“

Mein Vater konnte schon nach dieser einführenden Erklärung den Mund nicht halten: „Aber ich telefoniere täglich zweimal mit dem Tropenmedizinischen Institut, um zu erfahren, wie es dir geht.“

„Hör gefälligst zu, Papa! Es geht mir gut. Das siehst du doch. Ich bin entführt worden, weil ich Ur spreche.“

„Sara!“, schrillte meine Mutter empört, weil ich es gewagt hatte, ein Tabu zu brechen, und das Wort ‚Ur‘ benutzt worden war.

Da platzte mir der Kragen und ich habe beide mit Ur beschallt, bis ich sie ruhig und stumm in ihren Betten sitzen hatte. Basta! Ich fühlte mich wirklich scheußlich, als ich das tat. Und doch war auch ein kleiner Triumph dabei. „Ihr habt es nicht anders gewollt!“, rechtfertigte ich mich, um mein schlechtes Gewissen zu besänftigen. „Ich habe euch gebeten, mich in Ruhe ausreden zu lassen. Was ich jetzt tue, hätte ich schon längst machen sollen. Aber um das zu begreifen, musste ich mich erst entführen, verhören, fast umbringen lassen. Wir müssen über Ur reden. Ob es euch nun passt oder nicht - ich spreche Ur! Nehmt das endlich zur Kenntnis, verdammt noch mal! Und es gibt Leute, die sind so brennend daran interessiert, dass sie mich deshalb gekidnappt haben, zum einen, um herauszufinden, was es mit Ur auf sich hat, zum anderen, weil es wohl noch mehr Geheimdienste gibt, die hinter mir her sind.“

Ich konnte sehen, dass sich bei meinem Vater bei dem Wort 'Geheimdienste' die Pupillen weiteten - die einzige Reaktion, die ihm

möglich war; sprechen oder zusammenzucken konnte er nicht mehr, dafür hatte ich gründlich gesorgt.

„Nein, Papa, ich löse eure Blockade jetzt noch nicht. Keine Angst, wenn ich gesagt habe, was ich sagen muss, werde ich euch schon wieder entfesseln, aber jetzt will ich, dass ihr ruhig zuhört!“

Und dann berichtete ich: wie mich Ben mit in seine Vorlesung genommen hatte; wie ich aus einer Laune heraus dort eine Stoffprobe geschallt und richtig bestimmt hatte; dass der Dozent und Gott allein weiß, wer noch, darauf aufmerksam geworden waren; dass ich bald darauf das Gefühl verspürte, verfolgt zu werden; wie man mich narkotisiert und in einen Krankenwagen verfrachtet hatte, um mich dann in einer Zelle gefangen zu halten; was ich alles mit meiner Wachmannschaft angestellt hatte. Und ein ganz klein wenig erzählte ich aus den Gesprächen zwischen Tom und mir, die mich hatten begreifen lassen, dass Schweigen in meiner Familie einen völlig falschen Weg darstellte, mit meiner besonderen Gabe umzugehen. Ich berichtete von meiner Flucht und meinem Plan, mich vor einer erneuten Entführung zu schützen beziehungsweise auch schützen zu lassen.

Wirklich aufregende Episoden aus meiner Geiselhaft, wie die Tatsache, dass ich mein Herz angehalten hatte, weil man mich zum zweiten Mal unter Drogen setzen wollte, um mich zu verhören, dass ich danach wiederbelebt werden musste und dass mein Leben eine ganze Weile am seidenen Faden hing, ließ ich vorsichtshalber bei meiner Schilderung erst einmal aus.

„Es kann sein, dass diese Amis hier irgendwo herumschwirren. Ich weiß es einfach nicht. Deshalb - keine Unruhe, kein Licht! Ich werde euch jetzt wieder bewegungsfähig machen. Und dann werden wir über Ur reden - ist das klar?“

Nachdem ich bei meinen Eltern die Sprach- und Bewegungsblockade wieder gelöst hatte, herrschte erst einmal betretenes Schweigen. Meiner Mutter lief ein stiller Strom von Tränen über das Gesicht, die sie wohl vorher nicht hatte weinen können. Ich nahm sie fest in den Arm.

Schließlich räusperte sich mein Vater: „Sara, das, was du da gerade mit uns angestellt hast, ist sicher einer der Gründe, aus denen wir nie über Ur gesprochen haben. Du besitzt diese Macht, die du jetzt über uns ausgeübt hast, ja vom Beginn deines Lebens an. Stell dir einfach mal ein kleines Kind vor, das solche Kräfte von der Kette lassen kann. Du hast doch schon mit zwei Jahren gezündelt, wenn du wütend warst. Eltern haben bisweilen Angst vor ihren Kindern. Deine Mutter und ich, wir fürchteten uns definitiv vor dem, was du mit diesem Ur anrichten kannst. Aber Angst voreinander stellt eine denkbar schlechte Voraussetzung für ein gutes Zusammenleben dar. Wir haben es trotzdem bislang irgendwie geschafft, eine einigermaßen nette und harmonische kleine Familie zu sein, denke ich. Also können wir nicht alles falsch gemacht haben, auch wenn nie über Ur geredet wurde.“

Damit hatte er wirklich recht. Wir lieben und respektieren einander. Dummerweise hatte ich das bisher nie als wirkliche Leistung empfunden, sondern als Selbstverständlichkeit, aber das sollte ich wohl nicht länger tun.

Mein Vater fuhr fort. „So ein Kind wie du es warst, mit all deinen unglaublichen Fähigkeiten, kann eigentlich niemand erziehen. Das tut, was es will. Mit den Spielchen in der Praxis, die du auf Ur machen durftest, hofften wir schlichtweg, dir ein befriedigendes Betätigungsfeld zu bieten und so zu vermeiden, dass du je - wie soll ich es ausdrücken? - an Menschen tätig wirst. Nach dem Tod von Hollbruck allerdings wurde unsere Angst vor deinem Potenzial noch größer. Wir haben Ur einfach ignoriert, denn wir wussten schlichtweg nicht, wie wir damit umgehen sollten.“

Das war der Moment, in dem ich in Tränen ausbrach: „Verdammt noch mal, ihr habt mich damit vollkommen allein gelassen! Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, welche Belastung das für mich darstellt. Ich musste und muss mit Ur leben!“

Ich konnte und wollte meinen Eltern diesen Vorwurf nicht ersparen. Böse konnte ich nicht auf sie sein, denn ich spürte und hörte, dass sie wirklich der Überzeugung waren, das einzig Richtige getan zu haben. Und: Etwas Besseres war ihnen leider nicht eingefallen.

Dann redeten wir bis zum Morgengrauen. Es war nicht leicht, so vieles aus der Vergangenheit, so viele Ängste, Verletzungen und all das Unausgesprochene ans Licht zu zerren. Aber wir haben es ehrlich versucht, soweit ich das beurteilen kann. Und mit der Wahrheit, die auf diesem Weg zwischen uns entstand, wurde unsere Beziehung zueinander fester und tiefer. Seitdem sind wir, so gut es geht, im Gespräch geblieben. Bis jetzt.



Kapitel 10: Donnerstag, 18.5. - 14 Uhr 32

Als wir vor unserem Haus vorfahren, verabschiedet meine Mutter die Besitzerin des Hundes, der gerade operiert wurde: „Wir rufen an, wenn Ihr Hund wieder richtig wach wird. Versprochen. Aber das wird nicht in der nächsten halben Stunde sein. Und das Tier bleibt zur Beobachtung besser noch ein bis zwei Tage bei uns. Bald haben Sie Ihren kleinen Freund hoffentlich in alter Frische wieder.“ Dann wendet sie sich mir zu: „Sara! Wie schön, dass du da bist!“

Ich kann hören, dass sie sich wirklich freut - und dass gleich neben dieser Freude eine gewisse Angst hockt, nicht vor mir, sondern vor dem, was ich an potenziell unangenehmen Neuigkeiten mitbringe.

Bis die Abendsprechstunde in der Praxis beginnt, haben wir reichlich Zeit. Bei Kaffee und Kuchen plätschert unser Gespräch seicht dahin. Natürlich muss ich von meiner mündlichen Prüfung erzählen; Verlauf und Ergebnis überraschen meine Eltern nicht wirklich. Aber sie sind froh und stolz, dass ich so gut abgeschnitten habe in meinem Examen.

Schließlich raffte ich mich auf, zu dem Thema vorzustößen, das mir unter den Nägeln brennt: „Sie sind wieder da. Sie waren wahrscheinlich die ganze Zeit da.“

„Wer?“, fragt meine Mutter tonlos. Dabei weiß sie bestimmt, von wem ich spreche.

Und ich berichte von dem Unfall, bei dem ich so viel Glück im Unglück hatte, dem Taxifahrer, dem merkwürdigen Anruf in Sachen Sternapotheke, dem Paketboten. Meine Eltern hören schweigend zu.

Dann meint mein Vater: „Ich habe natürlich immer gehofft, dass diese Leute das Interesse an dir verlieren, aber glauben konnte ich ehrlich gesagt nie wirklich daran. Dafür scheint mir Ur einfach zu kostbar, zu interessant.“

Meine Mutter zerknüllt vor Anspannung ihre Serviette immer mehr. „Was sollen wir tun?“, fragt sie schließlich ratlos.

„Ich habe keine Ahnung!“, erwidere ich mindestens ebenso hilflos. „Seitdem ich fast über den Haufen gefahren worden bin, zermartere ich mir den Kopf. Wir können wirklich schlecht zur Polizei gehen und sagen, dass ich Ur spreche und deshalb Personenschutz brauche.“

Mein Vater, ein guter Analytiker, hebt die Hand, um mich zu unterbrechen. „Du verfügst offensichtlich über einen Personenschutz, Sara. Und so, wie du uns die Situation bei dem Unfall geschildert hast, sogar über einen sehr guten. Ohne das Eingreifen dieser Leute säßest du jetzt sicher nicht hier, wenn ich dich richtig verstanden habe. Das ist doch eigentlich positiv, oder?“

„Ich fühle mich aber nicht besonders gut bei dem Gedanken, ständig beschattet zu werden“, maule ich.

„Immerhin lassen sie dir eine gewisse Privatsphäre innerhalb deiner Wohnung, wenn deine Schlussfolgerungen wegen des Anrufs und des Paketdienstes stimmen“, gibt meine Mutter zu bedenken.

„Ich weiß einfach nicht, wie ich mit der Situation umgehen soll! Da sind Leute um mich herum, die an meinen Fähigkeiten interessiert sind und ich weiß nicht, ob sie etwas mit mir vorhaben - und wenn ja, weiß ich nicht wann und was!“, jammere ich.

Plötzlich schmunzelt mein Vater: „Im Grunde geht es dir nicht anders als jedem anderen Menschen auch. Vielleicht hast du dir einfach nur angewöhnt, mithilfe von Ur jede Situation irgendwie in vielerlei Hinsicht beherrschbar zu gestalten. Und jetzt musst du feststellen, dass da durch die Präsenz der Amerikaner eine Menge Unwägbares um dich herum vorgeht. Aber so geht es uns allen. Wir wissen doch eigentlich nie, was die Menschen in unserem Umfeld als Nächstes in Bezug auf uns planen. Sogar deine Mutter kann mich nach vierundzwanzig Jahren Ehe immer noch überraschen! Und sehen wir die Sache doch einfach mal positiv - ich bin als Vater einer wunderschönen Tochter anscheinend in der komfortablen Lage, dass ich mir keine Sorgen machen muss, wenn sie abends ausgeht. Wenn dir jemand etwas antun will, kannst du denjenigen selbst außer Gefecht setzen. Und falls du es nicht schaffen solltest, wird es deine diskrete Eskorte tun.“

Ich muss lachen: „So kann man es natürlich auch betrachten.“ Manchmal ist es wirklich von Vorteil, dass mein Vater unverbesserlich optimistisch denkt. Es tut gut, ohne Vorbehalte über all diese Dinge zu reden, nicht taktieren zu müssen, was preisgegeben werden darf und was nicht. Ich korrigiere mich innerlich: fast ohne Vorbehalte ...

Meine Eltern wissen längst nicht alles. Ich muss auch bei diesem Gespräch stets aufmerksam bleiben, um mich nicht versehentlich zu verplappern. Das ist anstrengend, wenn man solch ein Geheimnis wie Ur mit sich herumträgt: Für verschiedene Menschen muss ich ganz unterschiedliche Portionen an Information bereithalten – und darf nie verwechseln, wer welches Häppchen bekommen hat. Sonst kann ich mich böse in Widersprüche verwickeln, auch wenn ich nie lüge.

Meine Eltern haben ja nicht ganz unrecht mit ihrer Feststellung, dass es durchaus positive Aspekte der Situation gibt. „Vielleicht fühle ich mich auch einfach deshalb so verunsichert, weil die Schule jetzt endet“, vermute ich. „Fast alle meine Klassenkameraden wissen genau, wie es für sie weitergehen soll – Studium, Bundeswehr, Zivildienst, freiwilliges ökologisches oder soziales Jahr, Ausbildung. Aber ich habe keine Ahnung, wie mein Leben weitergehen, was ich mit mir anfangen soll.“

Meine Mutter versucht inzwischen einigermaßen vergeblich, ihre Serviette wieder zu glätten. Sehr aufmerksam beobachtet sie mich, als sie fragt: „Sara, hast du uns eigentlich alles erzählt, was es über deine Entführung zu berichten gibt? Weißt du, seit damals hast du dich sehr verändert. Und dann auch noch die Trennung von Ben ...“

Ich schweige, obwohl mich meine Mutter erwartungsvoll ansieht. Natürlich habe ich bei Weitem nicht alles erzählt.

Woher weiß sie das? Weiß sie es überhaupt? Ist sie lediglich neugierig? Sind alle Mütter so? Oder trägt meine Mutter einfach einen kleinen Keim von Ur in sich und hört, was ich verschweige?

Keine Ahnung.

Es tut trotzdem gut, daheim zu sein. So sehr ich mein kleines Appartement mag, jetzt bei meinen Eltern für ein paar Tage sozusagen zurück ins Nest zu kriechen, fühlt sich heimelig an. Als ich nach dem gemeinsamen Abendessen endlich einmal wieder in meinem alten Zimmer im Bett liege, fangen meine Gedanken allerdings schon wieder an, im Kreis zu fahren.

Alle reden davon, dass ich mich so sehr verändert habe im letzten Jahr. Aber ist das ein Wunder? Wenn man Ur spricht, kann man nicht träumen - Ur verpflichtet nicht nur der Wahrheit, sondern auch der Wirklichkeit. Ich träume deshalb nie. Manchmal habe ich mir in letzter Zeit vorgestellt, wie das sein könnte, wenn ich in der Lage wäre, von Ben zu träumen.

Oder von Tom.

Ob mir das Erleichterung verschaffen würde?



Kapitel 11:

Ich plante nach der Entführung gemeinsam mit meinen Eltern genau, wie meine Rückkehr sozusagen für die Öffentlichkeit aussehen sollte: Wir waren uns einig darüber, dass die Tatsache, dass ich entführt wurde, ein weiteres Familiengeheimnis bleiben sollte. Was hätten wir auch diesbezüglich unternehmen können, ohne dass noch mehr Personen auf Ur aufmerksam geworden wären? Die einmal von den Amerikanern verbreitete Geschichte mit der schweren Erkrankung wollten wir deshalb nicht korrigieren. Zu seiner eigenen Sicherheit plante ich, nicht einmal Ben einzuweihen - damals redete ich mir das zumindest erfolgreich ein. Für mich bedeutete das eine Menge Sprachakrobatik, da ich ja nun einmal nicht lügen kann.

Ich blieb einige Tage ganz still und leise in meinem Elternhaus. Meine Eltern streuten derweil überall in der Nachbarschaft, in meiner Schule und bei Ben die Nachricht, dass es mir deutlich besser ging und ich bald heimkäme.

Dann verbreiteten sie die gute Neuigkeit, ich solle am nächsten Tag aus dem Krankenhaus entlassen werden und sie würden mich selbst aus der Spezialklinik abholen. Gut, dass es eine Verbindungstür zwischen Garage und dem Wohnhaus bei uns gibt; so war es ganz leicht für mich, mich in aller Ruhe und ohne unerwünschte Beobachter unter eine Decke auf die Rückbank unseres Autos zu legen, damit meine Eltern so tun konnten, als brächen sie zu zweit auf. Kaum befanden wir uns zehn Kilometer von Boerde entfernt, kam ich aus meinem Versteck und wir machten uns einen schönen Tag in einem Naherholungsgebiet nicht weit von Düsseldorf.

Ben tigerte schon ungeduldig auf dem Gehweg vor unserem Haus in Boerde auf und ab, als wir am frühen Abend zurückkehrten. Unser Auto stand noch nicht völlig, da riss er schon die Tür neben mir auf.

„Ben! Sachte! Sie braucht noch Ruhe“, ermahnte ihn mein Vater beinahe übertrieben streng, um den Schein zu wahren.

Nach meinem Selbstmordversuch und dem damit verbundenen radikalen Gewichtsverlust sah ich immerhin noch einigermaßen mitgenommen aus, was unsere Geschichte glaubwürdiger erscheinen ließ. Ben kannte aber trotz der Warnung meines Vaters kein Halten mehr: Er riss mich förmlich in seine Arme und wollte mich überhaupt nicht mehr loslassen.

„Am besten, ihr verschwindet in Saras Zimmer“, schlug meine Mutter schließlich mit einem irrsinnig verständnisvollen Lächeln vor, das mich vollkommen auf die Palme brachte.

Also gingen wir tatsächlich in mein Zimmer und meine Eltern hielten sich taktvoll zurück. Ben klammerte sich an mich und ich mich an ihn. Wir sahen einander nicht ins Gesicht dabei – im Nachhinein weiß ich, warum. Beide wollten wir uns versichern, dass wir einander noch so liebten, wie vor meiner angeblichen Erkrankung. Beide suchten wir die Geborgenheit und Erfüllung, die wir vorher aneinander und ineinander gefunden hatten.

Irgendwann bog Ben seinen Kopf zurück, um mir in die Augen zu sehen: „Ich bin so froh, dass du das überstanden hast!“, sagte er – und ich hörte, dass er das wirklich von Herzen meinte, dass es darüber hinaus aber noch etwas gab, das er nicht aussprechen wollte.

„Ich bin so froh, dass ich wieder zurück bin!“, erwiderte ich und verschwieg dabei einfach, dass ich mir nicht sicher war, was es bedeuten mochte, dass ich einen anderen Ort trotzdem vermisste.

Bens Hände lagen heiß auf meiner Bluse und hielten meinen Rücken umfasst.

„Dünn bist du geworden“, stellte er fest.

Das stimmte. Durch meinen Suizidversuch hatte ich mehrere Kilos Gewicht verloren und noch lange nicht alles wieder angefuttert. „Gefalle ich dir nicht mehr?“, wollte ich wissen.

„Ach, Sara, du bist das schönste Mädchen, das ich je gesehen habe“, meinte Ben, hob mich hoch und wirbelte mich einmal im Kreis herum.

Was er sagte, drückte mir das Herz zusammen: Warum nur klang bei seiner Feststellung so viel Bedauern mit?

Als Ben mich wieder auf die Füße stellte, entschuldigte er sich erschrocken: „Tut mir leid, Sara. Bestimmt war das zu viel für dich. Ich werde mich bremsen. Du musst mir sagen, was du tun darfst und was nicht. Sicher bist du noch ziemlich schwach auf den Beinen nach deiner schweren Krankheit.“

Vorsichtig befreite ich mich aus Bens Armen und ging zu meiner Zimmertür, drehte leise den Schlüssel um und flüsterte ihm dann ins Ohr: „Ich darf alles tun, was ich möchte. Und ich möchte jetzt mit dir schlafen!“

Das war nichts als die Wahrheit. Unsere Zärtlichkeit hatten wir beide immer als etwas Besonderes empfunden. Wenn wir uns liebten, war das aufregend und einfach schön. Ich spürte eine gewaltige Verunsicherung in mir, was meine Gefühle für Ben anging. Und ich wollte versuchen, wieder Gewissheit in meine Empfindungen zu bringen, mir selbst zu bestätigen: „Ja, du liebst ihn, so wie vorher, ohne Wenn und Aber, mit Körper und Seele.“

Wir schliefen wirklich miteinander. Voll Sehnsucht und Zärtlichkeit küssten und berührten und vereinigten wir uns. Aber wir fanden beide wohl nicht die Gewissheit, dass zwischen uns alles so war, wie vor meinem Verschwinden.

Als wir uns erschöpft und verschwitzt voneinander lösten, sahen wir uns in die Augen und spürten die beunruhigende Gewissheit: Es hat sich etwas verändert. Nicht zum Guten. Wir wussten beide nicht, was es war. Und eben darum konnten wir nicht darüber sprechen. Auch wollte einer dem anderen nicht wehtun, nicht jetzt schon, gerade, nachdem wir erst so kurz wieder beisammen waren.

Meine Eltern machten verblüffte Gesichter, als wir beide schließlich wieder auftauchten und ziemlich angespannt wirkten. Sie hatten wohl

eher ein junges, ungetrübtes Glück erwartet, das sich froh zeigte, neu vereint zu sein.

Es dauerte ein paar Tage, bis Ben und ich uns überhaupt eingestanden, dass da mehr als nur vorübergehend etwas in unserer Beziehung ganz und gar nicht stimmte. Da gab es keine wirkliche Nähe mehr. Die Geborgenheit, die wir bei einander empfunden hatten, war uns abhandengekommen.

„Ich dachte, das läge daran, dass wir so eine furchtbare Krise durchstehen mussten, weil du todkrank warst. Schließlich habe ich mehr als zwei Wochen lang Tag und Nacht Angst um dich, um dein Leben gehabt. Das könnte ja eine Menge verändern, oder? Ich habe gedacht, das geht vorbei“, meinte Ben traurig, als wir erstmals darüber sprechen konnten.

Egal, ob Freunde oder Bekannte: Alle schienen von uns einzig und allein zu erwarten, dass wir froh und glücklich sein mussten, einander wiederzuhaben, nachdem ich mein normales Leben wieder aufgenommen hatte. Ben und ich, wir selbst erwarteten genau das ebenfalls von uns.

Die Schule verlangte zum ersten Mal in meinem Leben wirklich meine volle Aufmerksamkeit, denn ich hatte eine Menge Unterrichtsstunden verpasst. Also musste ich mich auf den Hosenboden setzen und nachholen, was ich versäumt hatte. Jule half mir damals sehr. Die konzentrierte Arbeit lenkte mich von Ben und unseren Problemen ab. Aber sie existierten, diese Probleme, sie lauerten überall auf uns und sie wurden ständig größer.

Ben reagierte irgendwann eifersüchtig und fragte mich rundheraus: „Hast du eigentlich kürzlich einen schnieken Oberarzt in der Klinik kennengelernt?“

„Was willst du denn damit andeuten?“

„Ich habe einfach das Gefühl, dass du nicht ganz bei der Sache bist, wenn wir zusammen sind. Kann ja sein, dass dich jemand anderer ablenkt. Du warst eine Weile weg, du hattest eine schwere Zeit. Ist doch möglich, dass dich jemand in Hamburg getröstet hat, oder? Und so ein Weißkittel hat sicher mehr zu bieten als ein armer Physikstudent wie ich.“

„Ben, was soll das? Du weißt, dass ich irgendwelche Ärzte, die an mir herumdoktern, nicht leiden kann.“

Das stimmte. Aber ich hätte nicht, ohne zu lügen, einfach behaupten können, es hätte mich, während ich weg war, niemand getröstet. Ich erlaubte mir praktisch nie einen Gedanken an ihn, denn Erinnerungen tun ziemlich weh, wenn sie mit Sehnsüchten verbunden sind, deren Erfüllung ausgeschlossen ist. Besser also, sich gar nicht erst erinnern!

Bei einer anderen Gelegenheit sagte Ben mehr traurig als zornig: „Manchmal habe ich das Gefühl, dass du gar nicht mich meinst, wenn wir zusammen sind.“

Nicht einmal meine Hellhörigkeit durch Ur half mir, ihn zu verstehen. „Was meinst du denn damit?“, musste ich um eine Erklärung bitten.

„Kannst du dich erinnern, was ich einmal darüber gesagt habe, nämlich dass du so komisch summst, wenn es beim Sex richtig wild zwischen uns wird?“

„Sicher erinnere ich mich. Und ich wollte das abstellen, aber du hast gemeint, das wäre für dich – na, sagen wir mal – eine besonders prickelnde Note und schön, wenn wir miteinander schlafen.“

„War es auch, Sara.“

„Ich kann das bestimmt abstellen, wenn es dich mittlerweile stört, Ben.“

„Du hast es schon abgestellt.“

„Wie bitte?“ Ich konnte mich nicht daran erinnern, etwas verändert zu haben.

„Sara, was immer du da von dir gibst, wenn es sehr leidenschaftlich zwischen uns zugeht, betrifft mich nicht mehr. Es hat aufgehört, auf mich zu wirken. Sara, woran denkst du neuerdings, wenn wir uns lieben?“

Darauf wusste ich beim besten Willen keine Antwort.

Nach drei, vier Monaten war klar, dass wir es bei allem Bemühen nicht mehr genossen, Zeit miteinander zu verbringen. Wir versuchten, einander aufrichtig zu lieben, aber es gelang uns nicht mehr. Und wir trauerten um das, was wir verloren hatten. Aber jeder trauerte schon für sich allein.

Unser Sex bekam fast etwas Verzweifeltes - ich fürchte, Sven hatte jenseits der dünnen Wand eine Menge auszuhalten. Ich erinnere mich an eine Nacht, da lag ich am Ende in Bens Armen und schluchzte: „Ich will dich doch lieben, Ben! Ich sehne mich so sehr danach, dich zu lieben!“

Er küsste meine Tränen fort und erwiderte traurig: „Geht mir genauso, Sara.“

Später, als wir ruhiger waren, haben wir weiter miteinander geredet.

Ben meinte leise: „Sara, ich schäme mich so. Als du weg warst, habe ich mir solche Sorgen um dich gemacht.“

„Wieso musst du dich für deine Sorgen schämen, Ben? Das verstehe ich nicht.“

„Weil mir nach den ersten sieben, acht Tagen auf einmal auffiel, dass ich mich auch irgendwie erleichtert fühlte, weil du nicht mehr da warst.“

Er sagte die volle Wahrheit, aber ich verstand ihn trotzdem einmal wieder nicht. „Wie? Erleichtert? Was meinst du denn damit?“

Ben rautte sich die Haare: „Kannst du dir eigentlich vorstellen, Sara, was es für mich bedeutet, wenn du mit deinem Ur mit mir zusammen lebst? Ich bin immer unterlegen. Immer bin ich ein bisschen auf der Hut. Ich frage mich dauernd, ob du mich manipuliert hast oder ob das,

was ich empfinde, wirklich meine eigenen Gefühle sind. Das ist für mich eine furchtbare Vorstellung - ich meine, dass ich nicht mehr meine ureigenen Gefühle spüre, sondern etwas, das du mithilfe von Ur in mir erzeugst."

„Aber Ben, ich würde dich nie manipulieren!“

„Ich weiß. Aber das hilft mir offensichtlich nicht. Ich frage mich trotzdem dauernd dasselbe. Irgendwo ganz tief in mir drin steckt so etwas wie ein Misstrauen, das ich einfach nicht verschwinden lassen kann. Ich hab's versucht, wirklich. Nachdem du krank geworden bist, habe ich tatsächlich plötzlich so etwas wie Erleichterung verspürt, dass ich nicht mehr ständig auf der Hut sein musste, als du nicht mehr hier warst. Dafür schäme ich mich.“



Kapitel 12: Freitag, 19.5. - 9 Uhr 00

Ein panisch kläffender Hund vor dem Haus weckt mich - die Sprechstunde hat begonnen. Sicher ist das wieder so ein armes Tier, das trotz eingestemmter Pfoten mit Gewalt über die Schwelle gezogen wird; die Fliesen in dem kleinen Flur vor der Praxis sind absichtlich so ausgewählt, dass sie eine ziemlich rutschige Oberfläche besitzen. Das macht es sogar Bernhardinern einigermaßen schwer, sich einfach zu sperren.

Ich staune, wie lange ich geschlafen habe, aber eigentlich ist das auch nicht weiter verwunderlich, denn ich lag die halbe letzte Nacht wach. Immer wieder während der Nachtstunden versuchte ich, mich zu erinnern beziehungsweise, mir zu erklären, wie und warum das mit Ben zu Ende gegangen ist. Und jetzt, wo ich weiß, dass die Amerikaner mich beschatten, jetzt, wo mir klar ist, dass die Dinge, die mit meiner Entführung begonnen haben, noch lange nicht vorbei sind, finde ich endlich den Mut, mir einzugestehen: Du hast Ben nicht zu seiner eigenen Sicherheit die Entführung verschwiegen. Schließlich wusste und weiß er in vielen Einzelheiten über Ur Bescheid und sitzt allein dadurch mit deinen Eltern und dir in einem Boot. Du hast geschwiegen, weil du es vermeiden wolltest, von ihm über das ausgefragt zu werden, was während deiner Entführung geschehen ist. Denn dann hättest du von Tom erzählen müssen.

Aus der Praxis dringen leise Geräusche bis in dem Wohnbereich des Hauses. Ich genieße es ganz bewusst, dass ich jetzt nichts tun muss, sondern machen kann, was ich will. In der Küche liegt ein Zettel neben dem Brotkorb. Darauf steht: „Guten Morgen, Langschläfer. Brötchen liegen im Ofen.“

Ich bereite mir einen Tee zu, schmiere mir zwei Brötchen und setze mich in die Morgensonne auf die ganz windstille Terrasse. Das Wetter ist immer noch schön. Ich betrachte den Garten hinter dem Haus. Alles wirkt friedlich. Und jetzt in der Ruhe spüre ich ganz deutlich: In meinem Gedächtnis scheint letzte Nacht eine Tür aufgestoßen worden zu

sein. Mit Macht drängen eine Menge Gedanken in mein Bewusstsein, die ich lange in die hintersten Winkel meines Kopfes verbannt hatte.

Als Ben mir schließlich sagte: „Es geht nicht mehr mit uns beiden“, habe ich zuerst nicht einmal geweint. Das hatte ich nächtelang schon vorher getan, denn ich spürte, was auf uns zukam. Und ich wusste, es war nicht zu verhindern, wenn wir beide aufrichtig bleiben wollten.

„Sara, du bist wunderbar und ich werde mein Leben lang froh sein, dass wir uns geliebt haben. Aber du bist auch irgendwie schrecklich für mich. Und das hat meine Liebe zu dir zerstört. Ich weiß keinen Weg, wie ich ohne dich leben soll, doch mit dir geht es genauso wenig. Ich will dir nicht wehtun. Aber ich werde ein Semester im Ausland studieren. Ich habe einen Platz in Kanada organisiert. In zwei Tagen geht mein Flug. Ich könnte es nicht ertragen, wenn wir beide uns demnächst in der Stadt begegnen und einfach aneinander vorbeigehen. Deshalb muss ich eine Weile hier weg.“

Ben war vollkommen aufrichtig in allem, was er sagte. Und unendlich niedergedrückt und traurig. Es tat mir in der Seele weh, dass ich nicht diejenige für ihn sein konnte, die er brauchte. Aber ich war es nicht, nicht mehr.

„Sara, bitte, sag doch etwas.“

„Es war wunderschön mit dir, Ben. Ich bin dir so dankbar, dass du mich gelehrt hast zu lieben. Du hast einmal gesagt, ich fülle, was leer war in dir. Ich würde das gern auch weiterhin tun, denn ich mag dich noch immer unglaublich gern. Aber du hast recht - ich habe mich verändert, seit ich wieder da bin. Und seitdem ist unsere Beziehung auch anders geworden.“

Ich hatte mir so fest vorgenommen, nicht zu weinen, um es Ben nicht noch schwerer zu machen, aber daraus wurde nichts. Ein letztes Mal nahm er mich in die Arme, wiegte mich tröstend hin und her, so, als wäre ich ein kleines Kind. Ich versuchte mir genau zu merken, wie sich das anfühlte, wie schön und warm und geborgen und voll Vertrauen, um die Zeit danach aushalten zu können, in der mir all das fehlen würde.

Und dann war Ben weg.

Ich hatte plötzlich viel zu viel Zeit. Also paukte ich. Meine ohnehin schon guten Noten schnellten, wo das noch möglich war, nach oben, denn die Tage und Nächte mussten irgendwie vorbeigehen. Also setzte ich mich hin und lernte wie besessen, um mich abzulenken.

Es half mir sehr, als Sven begann, mich gelegentlich zu besuchen und mit mir auszugehen. Ich pflegte den Kontakt zu Bens WG weiter. Jule verhielt sich sehr verständnisvoll. Mit meinen Eltern konnte ich nicht wirklich darüber sprechen, was Ben und mich auseinandergebracht hatte. Denn dann hätte ich am Ende doch irgendwann vor der Frage gestanden: 'Was erzählst du ihnen über Tom?'

Tom gehörte gar nicht von Anfang an zu dem amerikanischen Team, das mich in eine Art Sicherheitsverwahrung genommen hatte. Er wurde erst geholt, nachdem der Mathematiker, den man ursprünglich auf mich ansetzen wollte, gekniffen hatte, weil ich unter meinen Bewachern wie ein Zitteraal Stromschläge verteilte. Die erste Begegnung zwischen Tom und mir verlief reichlich feindselig. Aber sehr bald entwickelten wir ein ziemliches Interesse am jeweils anderen. Schließlich war Tom Neurologe und für mich bot er damit eine Möglichkeit, endlich einmal mit Unterstützung eines Wissenschaftlers mehr über mich und meine merkwürdige Begabung herauszufinden. Und Tom reagierte total fasziniert auf das, was ich auf beziehungsweise mit Ur so alles anstellen konnte.

Zunächst wollte ich Tom heimlich dahingehend manipulieren, Sympathien für mich zu entwickeln. Ich hielt es für einen klugen Schachzug, im Boss der Entführertruppe einen Verbündeten zu gewinnen. Als ich ihn das erste Mal heimlich mit entsprechenden Signalen beschallte, staunte ich nicht schlecht - ich rannte offene Türen ein, denn er mochte mich bereits mehr, als für ihn und seinen Job gut oder richtig sein konnte. Bald klang seine Sympathie für mich deutlich hörbar in allem mit, was er zu mir sagte. Dann, als ich befürchtete, seine Kollegen könnten etwas davon bemerken, verkündete ich ihm rundheraus, dass er auf dem besten Weg sei, sich in mich zu verlieben. Und ich wollte natürlich

vermeiden, dass sein Team das mitbekam, denn dann hätte ich keinen heimlichen Alliierten mehr gehabt, weil Tom mit Sicherheit abgezogen worden wäre. Tom reagierte zunächst wütend, als ich ihm meine Beobachtung mitteilte, denn die Erkenntnis war für ihn selbst in diesem Augenblick offensichtlich neu.

Dann stieß eine Frau zum Team der Amerikaner, eine Verhörerpezialistin. Die ließ mir gegen Toms strikte Empfehlung eine Injektion mit irgendwelchen Drogen verpassen, die mich dazu veranlassen sollten, meine Geheimnisse bezüglich Ur preiszugeben. Genau für diesen Fall hielt ich einen ziemlich verzweifelten Plan bereit: Ich stoppte meinen Herzschlag. Ich hatte eine wahnsinnige Angst, als ich es tat, aber ich sah keinen anderen Ausweg mehr, um mich selbst und Ur zu schützen, als den, diese Welt zu verlassen.

Nie werde ich vergessen, wie ich sozusagen außerhalb meines eigenen Körpers beobachten konnte, dass Tom verzweifelt versuchte, mich nach meinem Herzstillstand wiederzubeleben. Er brach mir fast die Rippen dabei. Dann waren mein Körper und ich wieder eins.

Tom kämpfte damals mit mir darum, dass ich am Leben blieb. Er saß tagelang an meinem Bett, um da zu sein für mich, wenn ich träumte.

„Ruhig, Sara! Ich bin da. Dir kann nichts geschehen.“

Ich weiß nicht, wie oft er das zu mir gesagt hat, wenn ich wieder von einer Panikattacke förmlich in Stücke gerissen wurde. Nicht allein zu sein in meiner furchtbaren Angst, war für mich in dieser Situation so tröstlich!

Solange es mir richtig schlecht ging und ich mich dem Tod näher fühlte als dem Leben, weil mich der Selbstmordversuch alle Energie meines Körpers gekostet hatte, genau so lange blieb Ur irgendwie verschwunden. Damals habe ich erst allmählich verstanden, dass ich Ur nicht abstreifen kann wie eine zweite Haut, sondern dass meine ganze Persönlichkeit damit verwoben und verflochten ist, ja, teils auch auf dem Vorhandensein von Ur beruht. Ohne diese Erfahrung des Verlustes von Ur hätte ich nie begriffen, was Ben damit meinte, als er beim

Abschied sagte: „Ur ist immer bei dir beziehungsweise um dich. Und dieses Ur liebe ich nicht.“

Solange Ur nicht funktionierte, konnte ich zum ersten Mal im Leben träumen. Ich bin fast verrückt geworden vor Angst, als ich von Ben und unserem kurzen Urlaub in Österreich träumte, um direkt danach um Luft ringend in meiner Zelle und in einem Bett aufzuwachen. Tom sorgte damals dafür, dass ich nicht völlig durchdrehte, nachdem ich jede Orientierung in Raum und Zeit verloren hatte. Immer wieder hat er mich gehalten, denn der Verlust der Raum-Zeit-Koordinaten, die ständig in mir entstehen und ohne die Ur nicht wirkt, ließ mich sozusagen haltlos durch das All purzeln. Ich hatte bis dahin wegen des Vorhandenseins dieser Koordinaten immer genau gewusst, wo sich mein Platz im Universum befindet und welche Zeit gilt. Ich hatte vorher immer die Empfindung, zu wissen, wo ich Teil eines großen harmonischen Ganzen sein durfte. Aber nachdem Ur verschwunden war, blieb mir nur das Gefühl, mich im freien Fall zu befinden: Ich hatte förmlich den Boden unter den Füßen verloren.

Und Tom hielt mich fest, gab mir in all dem Wahnsinn Halt - geduldig, sanft, immer wieder, wenn ich vor Angst halb wahnsinnig war, solange, bis ihn der Schlafmangel selbst fast krank machte. Mit Tom sprach ich in dieser Zeit über Dinge, die ich noch nie bedacht oder in Worte gefasst hatte. Ich fragte ihn zum Beispiel: „Wann ist dir klar geworden, dass du fällst, Tom?“

„Da war ich ungefähr neun oder zehn Jahre alt.“

„Was hast du da getan?“

„Was hätte ich tun sollen? Man kann nichts tun, wenn einem das klar wird. Darin besteht ja das Schreckliche dieser Erkenntnis. Ich habe ein paar Nächte lang heulend vor Angst im Bett gelegen. Dann wollte ich mit meinen Eltern darüber sprechen, aber das habe ich dann doch gelassen. Ich fragte mich, ob die es vielleicht gar nicht wissen, dass sie derart ... verloren sind. Sie wirkten ja nicht so, als hätte ein Schreck sie bis tief in die Knochen erschüttert, sondern lebten ganz ruhig vor sich hin. Und ich wollte ihnen keine Angst machen mit meiner Entdeckung. Später habe ich dann begriffen, dass fast alle Menschen

tief in sich die Gedanken an diesen freien Fall tragen und auch die Furcht davor. Manche verdrängen das total. Andere bauen als Konsumweltmeister dicke Mauern aus Besitz auf, die ihnen Halt geben sollen. Wieder andere sind hektisch aktiv, um jeden Gedanken daran zu vermeiden, wie hilflos sie eigentlich sind. Sie machen und tun und denken angesichts der Erfolge ihres Handelns, bei eben diesen Erfolgen handele es sich um den unschlagbaren Beweis, dass sie nicht einem Leben ausgesetzt sind, auf das sie im Grunde wenig Einfluss haben." Tom machte eine Pause, aber dann sprach er doch ganz leise weiter: „Und ganz selten finden vielleicht zwei, die sich sehr, sehr gut verstehen, Worte, um über die Angst beim freien Fall durchs Universum zu sprechen und sich gegenseitig Halt zu geben in all der Leere. Das nennt man wohl die große Liebe.“

Zu dieser Zeit hörte ich nur die Oberfläche dessen, was Tom sagte. Eine Analyse der Untertöne war ohne das Funktionieren von Ur nicht möglich. Was mir damals so viel gab, hätte ich eigentlich gleich als das erkennen müssen, was es war. Jetzt, aus der Entfernung, ohne diese irrsinnige Angst und Verunsicherung in meinem Herzen wegen des Verschwindens von Ur, ist mir völlig klar: „Er hat dir gesagt, dass er dich liebt. Er hat dir gesagt, dass du seine große Liebe bist, die, für die er Worte findet, die er für niemand anderen formulieren kann. Und du Idiot hast es nicht einmal mitbekommen!“

Doch, mitbekommen habe ich das schon, irgendwie, aber ich habe es damals ganz effektiv verdrängt. Schließlich gab es Ben. Wie oft hatte ich nicht versucht, meine Gefühle mit dem Ordnungsruf „Du liebst Ben!“ während meiner Entführung zur Raison zu bringen? Ich zerbrach mir den Kopf darüber, ob ich ein Opfer des Stockholm-Syndroms geworden war, bei dem Geiseln sich in ihre Entführer verlieben, sich mit ihnen solidarisieren. Ich wollte den Gedanken einfach nicht zulassen, dass ich mich genauso in Tom verliebt hatte, wie es ihm offenbar umgekehrt mit mir gegangen war.

Aber hätte ich solche Gedanken denn zulassen können? Die Situation war einfach unmöglich! Tom arbeitete schließlich als der Boss eines Teams von Leuten, die mich gegen meinen Willen festhielten. Die hatten mich narkotisiert, mich mit Waffen bedroht, eingesperrt, einer hatte

mich sogar begrapscht und sie wollten das Geheimnis von Ur entschlüsseln, das ich gar nicht preisgeben kann, auch wenn ich es wollte. Ich habe doch keine Ahnung, wie die Raum-Zeit-Koordinaten in mir entstehen, die jede Äußerung auf Ur unterlegen und ohne die Ur bloß noch Laute darstellt, aber nichts bewirkt. Diese Koordinaten entstehen nun einmal spontan in mir, wenn ich sie brauche. Wie hätte ich dafür eine Formel ausspucken können? Wie hätte ich mir eingestehen sollen, dass ich mich unter diesen völlig verrückten Bedingungen ernsthaft verliebt hatte? Wozu hätte das führen sollen?

Hätten Tom und ich gemeinsam fliehen können, um dann in irgendeinem dunklen und entlegenen Winkel der Welt unsere Liebe zu leben? Wenn ich eines während meiner Entführung begriffen habe, dann, dass ich mich mit wirklichen Profis auseinandersetzen musste - auch wenn ich ihnen erstaunlich viel Mühe bereitete. Sich vor solchen Leuten in einer globalisierten Welt verstecken? Auf Dauer unmöglich.

Tom und ich, wir sind auch beide gar nicht auf den Gedanken gekommen, uns unsere Liebe überhaupt gegenseitig offen einzugestehen.

Doch, zumindest Tom hat sich getraut. Nicht völlig offen, aber doch einigermaßen deutlich. Ich weiß nicht, wie bewusst ihm sein Geständnis war, aber er hat mir auf seine Art am Ende mitgeteilt, dass er mich liebt. Ich dagegen verschanzte mich total hinter der Behauptung ‚Ich liebe Ben!‘. Dabei habe ich nicht einmal gelogen, denn ich fühlte mich ganz sicher, genau das zu wollen. Wie amüsan, dass man als Ur sprechender Mensch nicht wissentlich lügen kann, aber unabsichtlich durchaus.

Weder Tom noch ich sahen damals auch nur den Hauch einer Chance, aus unserer zufälligen Begegnung unter den Bedingungen der Entführung mehr zu machen als eben nur diese kurze Episode.



Kapitel 13: Freitag, 19.5. - 12 Uhr 07

Die Brötchen sind verschwunden, die Teetasse ist leer. Und ich fühle mich scheußlich.

Kein Wunder, dass ich Tom in meinen Gedanken einfach bisher nicht zugelassen habe. Wahrscheinlich ahnte ich, dass es einen Dammbbruch gibt, falls ich es tue. Und der findet gerade offensichtlich statt: Sehnsucht macht sich breit. Und zwar in meinem Geist und in meinem Körper.

Damals, bevor ich mit Ben wirklich zusammenkam, hatte ich nur eine dunkle Vorstellung davon, was ich vermisste, nachdem er nach unserer ersten Begegnung einfach verschwunden war. Ich konnte nicht essen, konnte nicht schlafen und erlebte meine Umwelt wie durch einen dunklen Schleier. Nachdem mich Ben damals eine Nacht lang gewärmt und in den Armen gehalten hatte, wollte ich das Gefühl von Geborgenheit zurück, das er mir dabei vermittelt hatte!

Inzwischen weiß ich, wie das ist zu lieben - und zwar mit Seele und Körper. Ich habe eine ziemlich genaue Vorstellung davon, was es ist, das ich akut vermisse. Mir ist jetzt klar: Tom konnte sich deshalb zwischen Ben und mich schieben, weil er mich tatsächlich ganz zu lieben schien: Er empfand Ur nicht als Bedrohung, sondern ihn faszinierte alles, was damit zusammenhing. Sein Interesse für mich besaß deshalb eine ganz andere Tiefe als Bens. Ben versuchte, mich trotz Ur zu lieben, und wir waren beide daran gescheitert; er, weil er es letztlich doch nicht konnte; ich, weil mir nicht klar war, dass er genau das versuchte und dass das einfach nicht ging. Ur und ich lassen sich nicht trennen.

Mir wird bewusst, dass ich Löcher in die Landschaft starre, als ich Schritte hinter mir höre.

„Puh, die Vormittagssprechstunde wäre geschafft! Viel Betrieb heute. Aber das Wochenende kommt näher“, freut sich mein Vater und hängt seinen Kittel an den Haken neben der Küchentür.

Meine Mutter tritt hinter mich und legt mir eine Hand auf die Schulter.
„Na? So nachdenklich? Was geht dir durch den Kopf?“

Wenn ich jetzt schildere, dass ich gerade daran denke, was ich empfunden habe, wenn Tom mich berührte, wird sie ziemlich schockiert reagieren. Also greife ich zu meinem Allheilmittel bei unliebsamen Fragen und zucke die Achseln.

„Ich kann mir vorstellen, dass du dir jetzt nach deiner letzten Abiturprüfung Gedanken über deine Zukunft machst. Dein Vater und ich, wir haben uns natürlich auch einiges überlegt.“

Eine gute Gelegenheit, das Gespräch in eine für mich ungefährliche Richtung zu lenken! Deshalb hake ich bereitwillig nach: „Und was habt ihr euch bisher so gedacht?“

Mein Vater setzt sich ebenfalls auf die Terrasse und beginnt, an dem Croissant zu knabbern, auf das ich heute Morgen keinen Appetit hatte: „Na ja, bei der irrsinnigen Fülle an Berufen, die es heute gibt, ist es sicher nicht wirklich einfach, sich zu entscheiden. Ich finde, die große Zahl macht es jungen Leuten nicht leichter.“

„Stimmt!“, bestätige ich.

Und meine Mutter fährt fort: „Du hast ja eine Menge - spezielle - Begabungen. Da haben wir, also Papa und ich, einfach mal überlegt, was denn alles unserer Meinung nach nicht in Frage kommt. Wir hatten gedacht, so die Auswahl einzugrenzen und die Berufswahl vielleicht dadurch leichter zu machen.“

„Interessanter Ansatz. Dann lasst mal hören.“

Richtig panisch klingt meine Mutter, als sie als Erstes verkündet: „Auf keinen Fall sollte es ein Heilberuf sein!“

Ich bin verblüfft, denn obwohl meine Eltern Tierärzte sind, kann ich am besten heilen in der Familie - aber grundsätzlich sollten sie doch trotzdem einen Heilberuf schätzen, oder? Weshalb ist meine Mutter dann so strikt dagegen, dass ich irgendwie in ihre Fußstapfen trete? Also muss ich zuerst wissen: „Wieso das?“

„Ist doch klar“, erwidert mein Vater, „du würdest dich damit glatt umbringen. Heilen mithilfe von Ur kostet dich auf die Dauer so viel Kraft, dass solch ein Beruf für dich irgendwann eine ernsthafte Gefahr bedeutet. Eher früher als später. Du bist von Natur aus sehr hilfsbereit und das stellt Risiko genug für dein Leben dar.“

Das stimmt. Nachdem ich als kleines Kind meine Mutter vom Krebs geheilt hatte, lag ich lange im Koma und war mehr tot als lebendig. In dieser Zeit tanzte ich wirklich auf der Grenze zwischen Diesseits und Jenseits - ich war dem Jenseits sogar so nahegekommen, dass ich von dort Stimmen hörte. Sie sprachen mit mir, solange ich bewusstlos war, sie kannten meinen Namen, meinen wahren Namen auf Ur. Zu wissen, dass es jenseits unserer Welt eine andere gibt, in der wir bekannt und scheinbar willkommen sind, hat mir vor etwa einem Jahr überhaupt erst den Mut gegeben, einen Selbstmord als Ausweg aus meiner Gefangenschaft bei den Amerikanern zu sehen und zu wählen.

Ich reiße mich zusammen, um nicht schon wieder völlig in Erinnerungen zu versinken, und frage weiter: „Also kein Heilberuf. Damit habt ihr wohl recht. Was ist euch noch eingefallen?“

Meine Mutter fährt fort: „Du hast zwar diese unglaubliche Gabe, alle Sprachen zu verstehen, aber wenn du diese Fähigkeit beruflich einsetzt, wäre es bald um die Geheimhaltung von Ur geschehen. Dann wird jemand versuchen, dich für seine Interessen einzuspannen oder Ur für sich nutzbar zu machen. Menschen zu beeinflussen, ist das Ziel aller Machtpolitik. Ich möchte mir gar nicht vorstellen, was dir droht, wenn allgemein bekannt wird, dass du zum Beispiel live gesendet Mordlust oder Liebe auslösen könntest, Zufriedenheit oder Aufruhr. Schlimm genug, dass die USA und sonst noch irgendwer auf dich aufmerksam geworden sind. Das können wir nicht mehr rückgängig machen. Aber wenn du Sprachen im weitesten Sinne als Beruf wähltest, dann kann dich niemand mehr vor möglichem Missbrauch schützen, denn es wäre auf Dauer nicht zu verheimlichen, dass du mehr kannst als nur übersetzen.“

„So weit bin ich bei meinen Überlegungen auch gekommen. Aber was in drei Teufels Namen soll ich denn mit meinem Leben anfangen? Ur schimmert doch überall durch!“

In diesem Augenblick beginnt es in meiner Hosentasche zu summen. Jule ruft mich auf meinem Handy an.

„Was gibt's, Jule?“

„Hallo, Sara! Ich habe schon versucht, dich übers Festnetz zu erreichen. Wo steckst du?“

„Bin bei meinen Eltern in Boerde.“

„Heute abend steigt eine spontane Party im Keller. Pedro und Gina und noch ein paar andere aus unserer Jahrgangsstufe organisieren sie. Kommst du? Ich glaube, Moritz ist ganz wild darauf, dass du mitmachst.“

„Eine Party? Heute Abend?“

Der sogenannte „Keller“ liegt keine fünf Gehminuten von unserer Schule entfernt. Dabei handelt es sich wirklich um ein altes Kellergewölbe unter einem ebenso alten Pfarrhaus. Diesen Keller kann man bei der Pfarre mieten und er ist für Jugendpartys aus mehreren Gründen sehr beliebt: Man darf lärmern ohne Ende, denn aus dem Gewölbe dringt wirklich nichts nach draußen und belästigt irgendwelche Nachbarn. Und es gibt reichlich schummrige Winkel und Ecken, die dazu einladen, sich dorthin zurückzuziehen, wenn man will. Außerdem ist unser Religionslehrer gleichzeitig Priester in der Gemeinde, der der Keller gehört - wir zahlen deshalb keine Miete, sondern versprechen ihm, uns nicht vom Religionsunterricht abzumelden, wenn wir gelegentlich eine Party dort feiern dürfen. Und dass Moritz mich in letzter Zeit mehr anstarrt als nötig, hatte mir nicht entgehen können. Er ist nett, aber ...

„Also kommst du? Es wird bestimmt super! Lass mich nicht allein hingehen. Außerdem wäre es toll, wenn ich hinterher bei dir schlafen kann. Meine Eltern brauchen das Auto nämlich und mit Bus und Bahn komme ich doch nach Mitternacht nicht mehr heim“, bittet Jule noch einmal.

Meine Mutter knufft mich in den Rücken. Sie hat mitgehört, ob sie will oder nicht, denn Jule spricht immer ziemlich laut am Telefon „Los! Jetzt sag schon zu! Eine Party wird dir guttun nach all dem Schlamassel zuletzt. Über deine Zukunft müssen wir nicht heute entscheiden.“

Ich seufze: „In Ordnung Jule. Ich bin gegen neun im Keller!“



Kapitel 14: Freitag, 19.5. - 20 Uhr 47

Seit Sven mein Rad wieder flott gemacht hat, läuft es erstklassig. Zum Keller will ich radeln, denn dann kann ich Jule hinterher einfach auf dem Gepäckträger mit heimnehmen, wenn wir die Party verlassen. Ich habe mich deshalb für eine ganz einfache Garderobe entschieden - Jeans und einen dünnen Pulli, denn es ist immer noch angenehm warm. Auf keinen Fall will ich Aufmerksamkeit auf mich ziehen. Die Aussicht auf einen schmachtenden Moritz scheint mir beunruhigend genug. Außerdem kommt mir mein Gefühlsleben auch ohne Störfeuer von außen gerade reichlich wirr vor.

Dass es nicht allzu viel nützt, mich unauffällig zu kleiden, merke ich an der letzten Ampel, an der ich stehen bleiben muss, bevor ich mein Ziel erreiche. Ein Auto fährt seitlich dicht an mich heran, die Scheibe surrt nach unten und ein ekliger Typ mit speckigen Haaren raunt mit Pornostimme kurz und bündig: „Ficken?“ Im Wageninneren lachen, drei, vier junge Männerstimmen grölend über die gelungene Frechheit, dann braust der Wagen davon.

Mich trifft fast der Schlag! Einen Adrenalinschub habe ich ja schon bekommen, als der Wagen derart dicht neben mir hielt. Verdammt - ich fühle mich so sehr als Zielscheibe! Diese dumme, spätpubertäre Flegelei ist gar nicht so wichtig, aber trotzdem springt alles in mir auf Alarmstufe rot.

Schnell sehe ich mich um: Befinden sich meine ‚Schutzengel‘ in der Nähe? Ich entdecke einen Jogger im Park, eine Radfahrerin überholt mich zügig, ein Auto rangiert hinter mir in eine Parklücke. Ein anderes fährt an mir vorbei, bevor die Ampel wieder auf Rot umspringt. Alles und jeder könnte zu meinem Überwachungsteam gehören - oder eben niemand von denen, die ich sehe. Und wer weiß, wen ich alles gar nicht wahrnehme! Ich bin mir nicht einmal darüber im Klaren, ob ich meine Wachhunde tatsächlich entdecken möchte oder nicht.

Als ich mein Rad vor dem Keller abstelle, wartet Jule schon auf mich. Sie hat mehr Zeit vor dem Spiegel verbracht als ich und ein

raffiniertes türkisfarbenes Oberteil an, von dem man beim besten Willen nicht sagen kann, auf was es als Nächstes den Blick freigibt, denn irgendwie scheint das Ding aus lauter halb durchsichtigen, einzelnen Tüchern zu bestehen, die auf geheimnisvolle Weise zusammenhalten.

„Hallo, Sara! Warum schaust du denn so finster aus?“, begrüßt mich Jule.

„Ach, mich haben gerade so ein paar Volltrottel aus einem Auto heraus angepöbelt.“ Ich schüttele mich wie ein nasser Hund, um das dumme Gefühl, das der Vorfall in mir hinterlassen hat, loszuwerden. „Egal. Ist schon vorbei und jetzt will ich einen schönen Abend genießen!“

Im Keller herrscht die gewohnte Schummerbeleuchtung. Ich staune, wie viele Leute aus unserer Stufe bereits da sind. Die Stimmung ist gut, denn alle haben ihre mündlichen Prüfungen hinter sich und ob jemand in einem weiteren Fach mündlich geprüft werden muss, das weiß jetzt noch keiner und es will offenbar auch niemand heute darüber nachdenken. Alle fühlen sich anscheinend jung und schön und ausgelassen und unendlich frei, nachdem die Schule – höchstwahrscheinlich – endlich hinter ihnen liegt.

Musik dröhnt aus den Lautsprechern und es wird schon getanzt, obwohl es mir eigentlich noch ziemlich früh dafür scheint. Aber der Frühling liegt selbst hier im Keller in der Luft und macht unruhig. Die Nachricht von der spontanen Party hat sich herumgesprochen, denn auch einige fremde Gesichter mischen sich unter die Bekannten. Jule wird gleich von einem Mädchen angesprochen, das sie noch von ihrer alten Schule her kennt.

Jemand greift von hinten nach meinem Ellenbogen und ich fahre wie ein Brummkreisel herum.

Moritz strahlt mich an: „Warum so schreckhaft? Oder ist es ein freudiger Schreck, weil ich es bin?“

Oh mein Gott! Wo hat er denn den Satz her? Aus einem Groschenroman?

Aber wirklich böse kann ich ihm nicht sein - Moritz wirkt wie ein junger Hund: nett und sogar irgendwie niedlich und ohne jede böse Absicht. Außerdem himmelt er mich wirklich an. Ich bringe es einfach nicht fertig, ihm eine eiskalte Abfuhr zu erteilen, dafür ist der arme Kerl einfach zu sympathisch. Lauwarm sollte sie mindestens ausfallen. Und wahrscheinlich ist es wirklich besser, wenn ich sie ihm nicht sofort um die Ohren haue.

„Was willst du trinken?“, fragt er gut gelaunt als Nächstes. „Meine Oma hat richtig etwas springen lassen, als ich ihr erzählt habe, wie gut meine letzte Prüfung gelaufen ist. Ich bin reich wie Krösus und will dich daran teilhaben lassen!“

Ich muss direkt in sein Ohr sprechen, wenn ich nicht brüllen will, so laut dröhnt die Musik jetzt und bestelle eine Bionade.

„Kommt sofort!“, beeilt sich Moritz zu sagen.

Kaum geht er Richtung Theke, steht ein langer Blonder neben mir und verkündet in dem Bewusstsein, einen unwiderstehlichen Spruch abzulassen: „Warum hat immer das Kästner-Gymnasium die schönsten Mädchen?“

Moritz kommt mit unseren Getränken zurück und betrachtet den Blonden giftig. „Was willst du denn? Mach dich vom Acker!“, bellt er den Blondschoopf an.

Ich hake mich kurzerhand bei Moritz ein und ziehe ihn in eine andere Richtung. Bloß keinen Streit! Das wäre nichts für meine Nerven heute Abend, schließlich bin ich hier, um mich zu entspannen. „Dann tu das doch endlich!“, rät mir meine innere Stimme. „Nimm alles nicht so ernst und lass mal locker!“

Genau das hatte Tom auch einmal zu mir gesagt: „Lass doch endlich mal locker!“, als ich eine Begründung nach der anderen von ihm forderte, weshalb er dies oder das von mir wissen wollte. Tom ist mir also sogar bis hierher auf die Party gefolgt, zumindest in Gedanken. Verflixt!

Aber meine ewige Anspannung einmal ganz bewusst abzustreifen, scheint mir trotzdem eine gute Idee.

„Willst du tanzen?“, frage ich Moritz.

Er nickt begeistert. Tanzen halte ich für eine effektive Ablenkung. Ich stelle meine Bionade irgendwo ab, er leert sein Bier in einem Zug und dann geht es auch schon los. Moritz ist ein guter Tänzer! Ich bin im ersten Augenblick verblüfft. Aber eigentlich hätte ich es wissen müssen, schließlich spielt er in der Bigband der Schule mit. Also liegt ihm Musik wohl im Blut. Zunächst tanzen wir frei, dann, als ein Stück aufgelegt wird, das geradezu nach einem Slow Fox verlangt, hält Moritz einladend die Arme auf. Ich nehme seine Einladung an und von da ab tanzen wir gemeinsam ziemlich lange alles Mögliche. Ich bin plötzlich froh, dass ich auch einen Tanzkurs damals während meines Schüleraustauschs in Amerika belegt hatte. Moritz führt elegant und leicht. Nichts, was er an Drehungen und Schritten vorschlägt, indem er die Bewegungen einleitet, kann mich wirklich verblüffen. Ur ist schließlich Harmonie. Ich habe so viel Harmonie in mir, dass es kein Wunder ist, wenn die auch in meinen Bewegungen zum Ausdruck kommt. Ich liebe es zu tanzen - und ich kann es!

Als nach einer weiteren Drehung Moritz' Hand warm in der leichten Kuhle meiner Taille liegt, wird mir schlagartig klar: Ich genieße es geradezu unverschämt, dass ich berührt werde! Ich fühle mich sicher dabei, denn die Tanzschritte geben all dem, was hier passiert, einen festen Rahmen, sodass ich weiß, womit ich zu rechnen habe.

Nie wäre ich ohne diese Hand, in die ich mich derart bereitwillig schmiege, auf die Idee gekommen, dass ich so - sagen wir mal - triebhaft bin. Klar, Jungens brauchen Mädchen. Das weiß jeder. Aber umgekehrt wird über körperliche Bedürfnisse von Mädchen oder Frauen weniger häufig gesprochen. Ich komme jedenfalls von diesem Moment an nicht darum herum festzustellen, dass ich solche Bedürfnisse habe, auch wenn niemand mit mir über so etwas redet. Die Erkenntnis wirkt ein bisschen ernüchternd auf mich, so ernüchternd, dass ich mir die Zeit nehme, Moritz einmal aufmerksam ins Gesicht zu schauen. Du lieber Himmel, der arme Kerl sieht ganz verklärt aus. Für mich stellt das hier nur eine willkommene Ablenkung dar, für ihn ganz offensichtlich

sehr viel mehr. Ich will Moritz weder missbrauchen, noch falsche Hoffnungen in ihm wecken, noch ihn furchtbar enttäuschen. Deshalb bringe ich den einen Tanz mit ihm zu Ende und erkläre ihm dann, dass ich eine Pause brauche. Jule zwinkert wissend zu mir herüber - sie denkt offensichtlich, dass sich zwischen Moritz und mir gerade etwas anbahnt. Falsch gedacht.

Erhitzt vom Tanzen kippt Moritz noch zwei Bier, während wir ein bisschen herumgehen und hier und da Bekannte begrüßen. Er weicht nicht von meiner Seite. Schließlich lotse ich ihn in eine der dunkleren Ecken des Kellers. Er setzt seine vierte Flasche Bier an den Mund und schielt am Flaschenhals vorbei hoffnungsvoll in meine Richtung. Bei dem auch abseits der Tanzfläche hohen Geräuschpegel bekommt er nicht mit, dass ich ihn total unauffällig schalle. Es ist zwar ziemlich schwierig für mich, die Echos aufzufangen und von dem restlichen Lärm zu trennen, aber ich bin mir sicher, dass Moritz im Überschwang der Gefühle deutlich zu schnell getrunken hat. Und er verträgt nicht viel. Wir sitzen in einer Nische ziemlich dicht bei einander und ich singe ihm ein Schlaflied, das bei der Geräuschkulisse total untergeht, obwohl es präzise sein Ziel erreicht.

Moritz nuschelt noch: „Weißt du eigentlich, Sara ...“

Dann lasse ich ihn einschlafen. Was immer er mir gestehen wollte, bleibt unausgesprochen und das ist wohl auch besser so. Ich hoffe, wenn er wieder wach wird, ist ihm sein Schläfchen in meiner Gegenwart so furchtbar peinlich, dass das wie ein kalter Guss auf sein Gefühlsleben wirkt.

Plötzlich steht Jule vor mir.

„Was für ein Kavalier!“, schreit sie gegen die Musik an und deutet auf den schlafenden Moritz, der ziemlich zusammengesunken in seiner Ecke hockt. „Ich dachte, der raspelt Süßholz wie verrückt, wenn ihr euch hierher zurückzieht. Dabei pennt der Bengel! Also ich an deiner Stelle würde das nicht als Kompliment auffassen.“

Ich muss grinsen: „Lass ihn bloß schlafen. Mir ist es ganz recht, dass er einen Filmriss hat, denn ich will wirklich nichts von ihm.“

„Dann komm mit raus“, schlägt Jule vor. „Ein paar von uns rauchen vor dem Keller und ich habe mitbekommen, dass wohl gerade eine gemeinsame Tour unserer Jahrgangsstufe irgendwohin an den Strand geplant werden soll.“

Ich nicke und folge Jule langsam. Dabei wird mir klar, dass sie den Nagel auf den Kopf getroffen hat, als sie feststellte: „Der Bengel pennt.“

Tom hat mir, kurz bevor ich türmen konnte, gesagt: „Ich hoffe, dein Ben weiß, dass du keinen Jungen, sondern einen Mann an deiner Seite brauchst.“

Verglichen mit Ben ist Moritz wirklich nur ein Bengel, verglichen mit Tom sogar nur ein kleiner Bengel.

Schon wieder Tom, der in meinem Kopf herumspukt. Werde ich den heute etwa nicht mehr los?



Kapitel 15: Freitag, 19.5. – 23 Uhr 04

Vor dem Eingang zum Keller haben sich ein paar Leute in einem lockeren Kreis aufgestellt und debattieren lebhaft.

„Aber in Holland scheint nie die Sonne! Wir müssen in den Süden, denn nur dort gibt es die richtige Atmosphäre und dann wird es garantiert eine tolle Tour. Mittelmeer statt Nordsee!“, protestiert Gina gerade, als wir uns dazugesellen. Kein Wunder, dass ihr die Nordsee nicht liegt, denn sie stammt aus Italien.

„Holland mag ja ganz schön sein, aber Camping ist da gar nicht mehr so billig. Und Gina hat recht, in der Sonne ist so eine Sauf- und Badetour doch erst richtig schön“, tönt es aus einer anderen Ecke.

„Worum geht's eigentlich?“, erkundige ich mich bei Jule.

„Die streiten sich schon den ganzen Abend, ob wir noch vor dem Abiturball mit einer Gruppe nach Holland an den Strand fahren oder auf eine Tour in den sonnigen Süden gehen sollen.“

„Spanien!“, schreit jemand, ohne den Kopf vom Smartphone-Display zu heben. „Ich habe hier die Angebote von ein paar Busunternehmen aus der Stadt. Da können die Holländer einpacken. Schon auf der Busfahrt gibt es bei dem einen Veranstalter Sangria bis zum Abwinken.“

Mir wird schlagartig klar, dass diese Reise nichts für mich sein wird, völlig unabhängig davon, ob sie nach Holland oder sonst wohin führt. Wenn es nur darum geht, wer wie viel trinkt, bin ich total fehl am Platze. Es gibt kaum eine dämlichere Party als die, auf der man als letzte Person völlig nüchtern zuhört, was andere schwatzen, die getrunken haben und beobachtet, was sie tun. Und ich bin, egal wann, immer völlig nüchtern, denn ich trinke keinen Alkohol. Dazu ist meine Angst davor, die Kontrolle über mich und vor allem über Ur zu verlieren, viel zu groß.

Stopp. So ganz stimmt das nicht, wenn ich behaupte, immer nüchtern zu sein. Einmal, ein einziges Mal habe ich bisher in meinem Leben Alkohol

getrunken. Und es war prompt zu viel, denn ich bekam am Ende leichte Probleme mit meiner Aussprache, Schwierigkeiten mit dem Geradestehen und am nächsten Morgen schmerzte mein dicker Kopf. Das war damals, als ich mit Tom in meiner Zelle Hummer gegessen und dazu Sekt getrunken hatte.

Schon wieder Tom. Zum dritten Mal heute Abend! Was soll ich denn davon halten?

Wieder einmal fühle ich mich ausgeschlossen wegen Ur. So langsam sollte ich mich daran gewöhnt haben. Aber was ist so schlimm daran, eine Fahrt zu verpassen, bei der höchstwahrscheinlich der Bus vollgekotzt wird und sich hinterher die Teilnehmer nicht mehr gegenseitig unbefangen in die Augen sehen können, weil alle so blau waren, dass am Ende nicht mehr wirklich klar sein wird, wer wann was getrieben hat oder wer mit wem ins Bett gestiegen ist? Kein Verlust eigentlich.

Trotzdem. Endlich habe ich es geschafft, einen Abschnitt meiner Schulzeit einigermaßen ruhig und friedlich in Bezug auf das Verhältnis zu meinen Mitschülern durchzustehen, und jetzt kann ich den obligatorischen gemeinsamen Schlusspunkt nicht mitmachen. Und weshalb? Natürlich wegen Ur!

Jule beteiligt sich lebhaft an der Diskussion um mögliche Fahrtziele; sie möchte offenbar an der Tour teilnehmen. Warum auch nicht?

Ich nippe an meiner zweiten Bionade und meine Gedanken schweifen einmal wieder ab: Meinen ersten Kindergarten habe ich sehr bald verlassen müssen, weil mich die anderen Kinder samt ihren Eltern hassten wie die Pest. Dann sind wir umgezogen nach Boerde und dort verlief die Kindergartenzeit einigermaßen nett. Ich besaß sogar eine Freundin namens Merle, aber die zog leider bald, nachdem wir in die Schule kamen, weg. Von dem Zeitpunkt an, als ich keine Freundin mehr hatte, war die Grundschulzeit für mich die Hölle. Man hätte meinen können, ich wäre der Prototyp für die Definition des Wortes „Mobbingopfer“ gewesen. Und nachdem ich den Kinderpsychologen getötet

hatte, wagte ich nicht mehr, mich mithilfe von Ur zu wehren, wenn ich auf die eine oder andere Art angegriffen wurde - ich hatte meine Lektion gründlich gelernt und wollte mit Ur, wenn überhaupt, nur noch ganz, ganz vorsichtig operieren. Am Gymnasium in Mergheim bei Boerde lief es zunächst etwas besser, aber bald war ich auch dort ziemlich isoliert. Und meine Zeit auf dem Gymnasium endete mehr als abrupt. Sie schloss nämlich damit, dass mein Mitschüler Sam während einer Klassenfahrt nach Langeoog über mich herfiel. Fast die ganze Klasse stand um uns herum, nachdem er mir halbwegs die Kleider vom Leib gerissen hatte. Grauenhaft! Danach besuchte ich für ein Jahr die Schule in Amerika und war dann, um das Abitur zu machen, in die Dahlienstraße nach Düsseldorf gezogen, weil ich natürlich nach dem Vorfall mit Sam nie wieder in die Schule nach Mergheim zurückkehren wollte. Am Kästner-Gymnasium in Düsseldorf hatte ich mich endlich einigermaßen wohlfühlt.

Es verhielt sich eindeutig so, dass ich immer besser mit meinen Mitmenschen auskam, je älter ich wurde. Kleine Kinder sind wirklich wie der letzte primitive Stamm auf Erden: urtümliche Signale, Einstufungen und Reaktionen, wenig kultureller Einfluss auf den Umgang miteinander. Für mich stellte das stets ein gefährliches Terrain dar. Je älter die Menschen um mich herum wurden, umso zivilisierter ging es untereinander zu. Ur macht mir also erst jetzt, ganz am Schluss einen kleinen Strich durch eine Rechnung, die eigentlich schon gar nicht mehr wirklich zur Schulzeit dazugehört - also kein Grund für mich, die Sache zu dramatisieren.

Ich konzentriere mich wieder auf die Gegenwart. Um mich herum wird von südlichen Traumstränden gesprochen, die man mit so wenigen Badetextilien wie möglich unsicher machen will.

Unwillkürlich erinnere ich mich an die Küste von Langeoog. Die Strände waren schön, auch wenn wir damals während der Klassenfahrt im April, also vor der Badesaison, die Insel besuchten. Obwohl um mich herum heftig und laut über mögliche Reiseziele für unsere Jahrgangsstufe debattiert wird, nimmt in meinem Hinterkopf ein ziemlich eigenwilliger Gedanke Gestalt an, der nichts mit den Plänen meiner Mitschüler zu tun hat.



Kapitel 16: Samstag, 20.5. – 10 Uhr 52

Jule schnarcht laut auf der Luftmatratze auf dem Boden in meinem kleinen Appartement. Ich fürchte, sie hatte nicht nur einen kleinen Schwips, als wir mit meinem Fahrrad hier in der Dahlienstraße ankamen. In ihrem flatternden Oberteil drohte sie mehr als einmal, uns beide aus dem Gleichgewicht zu bringen, während ich mir alle Mühe gab, uns heil in mein Appartement zu schaffen. Immer, wenn ich das schlingernde Rad abfing, fragte ich mich, ob sich meine Schutzengel wohl wieder in der Nähe aufhielten und was geschehen müsste, damit sie sich gezwungen fühlten, einzugreifen. Einen winzigen Augenblick lang dachte ich sogar darüber nach, Richtung Rheinpromenade zu radeln und so zu tun, als würde ich von Jules Gezappel auf dem Gepäckträger dazu gezwungen, die langen Treppen auf die untere Ebene der Promenade hinabzufahren oder wahrscheinlich eher dort hinunterzustürzen. Ob dann wohl jemand käme, um uns zu retten?

Leise richte ich einen Frühstückstisch her und erinnere mich an die verrückten Pläne, die ich da gestern geschmiedet habe. Warum zum Teufel will ich mit den Amerikanern überhaupt Kontakt aufnehmen?

Mit einem resignierten Seufzer gestehe ich mir ein: Weil sie mir irgendwie sympathisch sind.

Zumindest einige aus dem Trupp, der mich entführt hatte, fand ich einfach interessant: allen voran Tom, aber auch Kate, die Ärztin; der Koch, den ich Arnold getauft hatte, zeigte ganz zum Schluss wirklich sympathische Züge und auch den Muskelmann Frank hatte ich irgendwie gemocht.

Diese verrückte Entführung stellte eindeutig ein besonderes Ereignis in meinem Leben dar, ein extremes, ganz ungewöhnliches Erlebnis. Verglichen mit den meisten Biografien meiner Klassenkameraden steckt meine Lebensgeschichte bisher voll mit ungewöhnlichen Ereignissen. Das begann mit Feuer im Kinderbett, ging weiter mit einem Mord, der Wunderheilung meiner Mutter, der Mobbingschlacht an der Schule, einer Beinah-Vergewaltigung während der Klassenfahrt in der zehnten Klasse

und zuletzt wurde ich eben entführt. Ich korrigiere: Zuallerletzt haben meine Bodyguards durch ihr beherztes Eingreifen überhaupt dafür gesorgt, dass es weitergeht mit meiner Biografie!

Als ich die Kühlschranktür lauter als geplant schließe, wird Jule mit einem leisen Stöhnen wach.

„Wie klug von dir, dass du nie etwas trinkst“, jammert sie und hält sich den Kopf.

Sie hat sich abgewöhnt zu fragen, weshalb ich alkoholische Getränke beharrlich ablehne. Mitleidig schiebe ich ihr einen Orangensaft hinüber, als sie sich überaus vorsichtig an den gedeckten Tisch setzt.

„Da! Nimm ein bisschen Vitamin C zu dir. Das rettet vielleicht noch ansonsten todgeweihte Hirnzellen“, schlage ich grinsend vor.

Jule will nicken, bremst aber sofort die Auf- und Abbewegung ihres Kopfes. Nachdem sie das Saftglas gierig geleert hat, geht es ihr etwas besser.

„Und? Was hältst du von unseren Reiseplänen?“, will sie wissen, indem sie vorsichtig an einer trockenen Scheibe Knäckebrot knabbert.

Ich winke ab. „Da kann ich einfach nicht mitfahren. Du weißt doch - ich trinke nichts. Deshalb wäre ich bei so einer Tour völlig fehl am Platze. Eine nüchterne Spaßbremse halt. Einerseits tut es mir leid, dass ich nicht mitmachen kann, aber andererseits habe ich da wirklich nichts verloren. So eine Reise passt nicht zu mir.“

„Hm. Ja. Ich versteh´ dich. Ich würde allerdings schrecklich gern mitfahren, wenn ich das alles finanzieren kann! Einfach mal raus hier, das stelle ich mir wirklich schön vor. Du wohnst ja nicht bei deinen Eltern, du hast schon ganz andere Freiheiten als ich. Aber ich möchte einmal so richtig ausbrechen“, gibt Jule sehnsüchtig zu.

Wir grinsen uns an - wir verstehen einander.

„Ich habe auch das Gefühl, dass ich einmal einen Tapetenwechsel brauche, dringend sogar. Mein letzter Urlaub ist ewig lang her. Außerdem weiß ich ziemlich genau, wohin ich reisen möchte“, gebe ich zu.

„So? Wohin denn?“, fragt Jule neugierig und nimmt sich noch eine Scheibe Brot.

„Ich glaube, ich möchte noch einmal nach Langeoog.“

„Langeoog? Na, das ist ja prickelnd! Wie überaus exotisch. Wieso denn ausgerechnet Langeoog?“

„Erstens war ich da schon einmal. Die Insel gefällt mir. Und zweitens musste ich beim ersten Besuch ziemlich überstürzt abreisen. Ich habe das Gefühl, ich sollte noch einmal dorthin. Genauer kann ich das einfach nicht begründen. Ich will hin. Das muss reichen.“

„Na, wenn du meinst“, erwidert Jule achselzuckend. „Ich verstehe es zwar nicht wirklich, aber wir stecken ja wohl auch in einem Alter, wo man nicht alles verstehen muss, was wir so veranstalten, oder?“

Wir grinsen einander erneut an.

„Wann möchtest du denn los?“, will Jule schließlich wissen.

„Am liebsten morgen schon. Ich habe auch Lust darauf, einmal auszubrechen, und zwar sofort. Ich bin ziemlich sicher, dass ich im Moment ein paar Tage einfach verschwinden kann. Wir befinden uns doch sowieso in so einem komischen Schwebezustand. Das Alte ist noch nicht vorbei und das Neue hat noch nicht angefangen. Mündliche Prüfungen drohen mir im Abi wohl nicht, und falls doch, bin ich im Notfall von der Nordsee in ein paar Stunden wieder hier. Aber jetzt will ich einfach bloß weg!“

Meine Mutter reagiert nicht halb so gelassen wie Jule auf meinen ziemlich unerwarteten Plan, als ich ihr ein paar Stunden später davon am Telefon berichte: „Kind, was soll denn das? Wie kommst du denn

darauf? So plötzlich! Und ausgerechnet Langeoog, wo du doch sicher ziemlich schlechte Erinnerungen daran hast ..."

„Mama, ich muss mal hier raus. Und vor allem, was damals auf Langeoog passiert ist, bin ich innerlich immer nur weggelaufen. Das war keine gute Idee. Ich habe es satt, ständig vor irgendetwas wegzulaufen. So werde ich nie mit den Dingen fertig. Ich möchte jetzt für ein paar Tage nach Langeoog. Ist das so schwer zu verstehen?“

Es kracht und raschelt im Hörer. Dann spricht mein Vater: „Sara? Ich habe mitgehört. Ja, das ist verdammt schwer zu verstehen. Ist das wirklich alles, was du da auf der Insel willst? Mit der Vergangenheit abschließen? Mir erscheint dein Plan irgendwie ein bisschen zu spontan. Was steckt wirklich dahinter?“

„Ach, Papa! Die anderen aus meiner Stufe planen eine wilde Sauf tour in den Süden. Da kann ich nicht mit. Das ist nichts für mich. Aber ich will auch mal weg, einfach in eine andere Umgebung. Tapetenwechsel. Seit ich ... hm ... krank war, hatte ich keinen Urlaub. Ich stehe jetzt an einem ziemlichem Wendepunkt in meinem Leben. Und ich halte es für eine ganz gute Idee, einfach mal ein paar Tage an den Strand zu verschwinden.“

„Aber Langeoog! Warum denn ausgerechnet dorthin?“, nörgelt mein Vater weiter. Allerdings klingt das, was er sagt, bereits nach einem Rückzugsgefecht.

Selbstbewusst erwidere ich: „Weil ich es möchte!“

Getuschel am anderen Ende der Leitung, mein Vater hält wohl den Hörer an sich gepresst, damit ich das Gespräch zwischen ihm und meiner Mutter nicht mitbekomme.

Dann ist wieder meine Mutter am Telefon: „Willst du wirklich allein fahren, Sara?“

„Ja.“

„Und so bald wie möglich?“

„Ja.“

Meine Mutter seufzt. „Komm heim. Du kannst das alte Auto haben. Wenn es dir gelingt, so kurzfristig ein Quartier zu bekommen, solltest du morgen fahren, dann sind die Autobahnen nicht voller Laster. Das ist für dich als Führerscheineuling sicherer.“

„Mama, du bist ein halber Schatz! Und sag bitte Papa, dass er die andere Hälfte ist!“

Ich beschäftige mich viel weniger mit Computern oder Handys als meine Altersgenossen, weil ich nie digital chatte. Ich muss Menschen hören, um mit ihnen wirklich kommunizieren zu können. Aber heute bin ich froh über die Möglichkeiten des www, denn ich kann mir bequem und schnell eine Route zum Fährhafen, eine Fährverbindung und ein Quartier suchen. Meine Ersparnisse wird das Unternehmen ziemlich heftig angreifen, aber das ist mir egal.



Kapitel 17: Sonntag, 21.5. - 16 Uhr 32

Ich stehe auf der Fähre nach Langeoog und lasse mir den steifen Seewind um die Nase wehen. Und ich bekomme das Grinsen überhaupt nicht mehr aus meinem Gesicht: endlich Urlaub und ich fühle mich wie ein Hund, dem es gelungen ist, seine Leine durchzubeißen. Die Fahrt zum Fährhafen hat überraschend gut geklappt - ich weiß zwar durch die Raum-Zeit-Koordinaten in meinem Inneren immer, wann ich mich wo befinde, aber ich bin leider keine gute Autofahrerin. In Düsseldorf fahre ich meist mit dem Rad und verfüge wohl einfach über zu wenig Übung am Steuer. Doch meine Mutter hatte recht: Sonntags ist die Autobahn angenehm leer.

Die Erinnerungen an meine verkorkste Klassenfahrt haben mich noch nicht eingeholt, ich genieße einfach meinen kleinen Ausbruch aus der Routine. Plötzlich fällt mir ein, dass es lustig sein könnte, sich einmal genau umzuschauen: Befinden sich meine Beschatter wohl an Bord oder habe ich sie abgehängt mit diesem plötzlichen Manöver Richtung Norden? Ich betrachte aufmerksam meine nähere Umgebung. Das ganze Schiff ist voller Familien. Alles, was in Deutschland kleine, noch nicht schulpflichtige Kinder hat, scheint sich hier zu versammeln, um einen Inselurlaub in der preiswerteren Vorsaison zu machen. Das wimmelt und quirlt ziemlich laut um mich herum. Ich habe nichts gegen kleine Kinder, aber ich habe auch nichts für sie. Zu Kleinkindern fehlt mir einfach jeglicher Kontakt. Außerdem bin ich ein Einzelkind und habe keine Geschwister. Dabei fällt mir ein, dass es eigentlich interessant wäre, wenn ich Geschwister hätte: Ob die wohl auch Ur-sprächen?

So sehr ich mich bemühe, den besonderen Typus, den ich suche, unter den Mitreisenden zu finden - ich kann niemanden entdecken, auf den mein Suchschema passt, lediglich Väter, die Nasen putzen, sicherheitshalber klebrige kleine Hände halten oder Kinderwagen schaukeln und mit mindestens drei bis vier Händen gleichzeitig beschäftigte Mütter, dazu ein paar ältere Ehepaare. Sicher keine Agenten.

Uninteressiert wende ich mich wieder ab. Ich befinde mich auch nicht für irgendjemanden sonst hier, noch nicht einmal für potenzielle Leibwächter - ich bin für mich hier. Ich will wirklich einmal das Kapitel ‚Sam‘ in meinem Inneren ansehen und dann hoffentlich guten Gewissens als erledigt abhaken können. Und ich will mir Zeit nehmen, um herauszufinden, was geschieht, wenn ich meinen Erinnerungen an Tom einfach die Zügel schießen lasse. Wenn das passiert, möchte ich mich weit weg von den Menschen aufhalten, die mich gut kennen. Ich weiß nämlich nicht, was der Erinnerungsprozess in mir auslösen mag.

Mit der Inselbahn geht es nach der Ankunft im Fährhafen die drei, vier Kilometer bis zu der Ortschaft Langeoog. Nicht zu glauben, welche Aufregung unter Kleinkindern beim Anblick der bunten Waggonns im Spielzeugformat ausbricht! Ich nehme mir vor, mich aus dem Gewusel in den nächsten Tagen so weit wie möglich heraus zu halten. Das ist einfach nicht meine Welt.

Die Vermieterin meines Appartements erwartet mich mit einem Fahrrad samt Anhänger am Bahnhof. Sie verlädt mein Gepäck in den Hänger und begleitet mich dann, das Rad samt Last schiebend, zu meiner Ferienwohnung für die nächste Woche. Dabei plappert sie unaufhörlich: „Das ist ein schöner Mai in diesem Jahr. Die ersten Gäste baden sogar schon. Hier drüben“, sie zeigt auf einen kleinen Laden, „können Sie übrigens gut und preiswert einkaufen. Da in der Seitenstraße befindet sich die Post. Wandern Sie gern? Hier kann man herrlich wandern! Ich selbst gehe am liebsten bis Osterhook, also ganz ans östliche Ende der Insel. Das ist zwar weit, aber wenn man Ruhe sucht, ist man da am besten aufgehoben. Schön, dass so junge Leute wie Sie uns besuchen! Das ist ein bisschen ungewöhnlich. Haben Sie bestimmte Pläne für Ihren Aufenthalt?“

„Ich möchte nur einmal ein paar Tage raus aus meinem üblichen Leben“, versichere ich ihr.

„Dann sind sie hier genau richtig! Wenn man auf die Fähre steigt, lässt man ganz viel auf dem Festland zurück. Darin besteht das

Besondere, wenn man auf einer Insel Urlaub macht. Da gewinnt man tatsächlich Abstand.“

Ich spüre plötzlich, dass sie damit recht hat. Gut so.

Mein Appartement ist winzig, aber das bin ich ja aus der Dahlienstraße gewohnt. Kein Wunder, dass es noch frei war - für eine Familie oder Paare reicht der Raum einfach nicht, aber für mich und meinen Geldbeutel passt alles ganz wunderbar.

Der Abend ist schön und lädt mich gleich zu einem ersten Strandspaziergang ein. Als ich schließlich durch den Sand hinunter zum Spülsaum stapfe, bin ich mir sicher: 'Es war eine gute Idee, dass du hergekommen bist!'

Die Weite legt sich beruhigend auf meine Seele. Während ich am Rand des Wassers entlang gehe, merke ich, wie die Gedanken allmählich in eine Richtung ziehen. Merkwürdig, sie fassen nicht zuerst Sam ins Auge, an den ich mich eigentlich vorrangig erinnern wollte, sondern Tom.



Kapitel 18: Montag, 22.5. – 6 Uhr 32

Als ich wach werde, bin ich in Schweiß gebadet! Im Schlaf hat mich etwas unglaublich bewegt. Was kann das nur gewesen sein?

Weil ich Ur spreche, kann ich nicht träumen. Nur aus der Zeit nach meinem Selbstmord weiß ich genau, wie es sich anfühlt, wenn man träumt. Was ich jetzt beim Erwachen spüre, ist dem Echo eines Traumes so ähnlich wie nur möglich. Aber ich erinnere mich im Erwachen nicht an Bilder oder Gedanken. Ich spüre nur den Nachhall einer starken Emotion.

Tom. Er ist so präsent in meinen Gedanken, dass ich mir fast einbilden könnte, ich hätte gerade von ihm geträumt. Aber dazu bin ich nicht in der Lage; ich kann mich nur erinnern. Der Unterschied zwischen einem Traum und der Erinnerung ist der: Der Traum kann aus dem, an was man sich erinnert, Neues zusammensetzen und so eine Art eigenes Leben entwickeln beziehungsweise entstehen lassen. Die Erinnerung bleibt stets auf das tatsächlich Gewesene beschränkt.

Schmerzlich wird mir bewusst, dass ich wie in einer engen Zeitschleife immer wieder durchlaufe, durchdenke, was ich mit Tom erlebt habe. Obwohl ich versuche, den Rückblick ständig zu schärfen, plagt mich das Gefühl, aus meinem Gedächtnis das Maximum herausgequetscht zu haben – mehr ist buchstäblich nicht drin. Und die Erkenntnis tut mir in der Seele heftig weh, dass ich mit dem auskommen muss, was ich an Erinnerungen abrufen kann. Es wird nichts hinzukommen. Im Gegenteil: Erinnerungen verblassen. Tom wird deshalb weiter und weiter aus meinem Gedächtnis verschwinden.

Ist das damit gemeint, wenn allgemein behauptet wird, die Zeit heile alle Wunden? Muss ich für den Rest meiner Tage mit meinen Erinnerungen auskommen und am Ende auch noch froh sein, wenigstens die zu besitzen? Muss es denn wirklich ausgerechnet Tom sein, wenn ich mich nach Ben in jemand anderen verliebe?!

Das klingt mir dann doch zu sehr nach Teenagerdrama und treibt mich aus den Federn. Vielleicht werde ich ja mit allen drei Kerlen hier irgendwie fertig, die sich in meinem Kopf abwechselnd in den

Vordergrund drängen - mit Ben und Tom und mit Sam? Mir scheint langsam, da habe ich mir allerhand vorgenommen!

Das Wetter sieht vielversprechend aus und ich mache mich auf den Weg zu einer Bäckerei, die mir meine Vermieterin gestern im Vorbeigehen empfohlen hat. Kleinkinder schlafen offenbar auch im Urlaub nicht lang, denn ich sehe einige ziemlich verstrubbelte und verschlafene Väter ebenfalls in Richtung Bäckerei schlurfen. Komisch, sobald sie mich wahrnehmen, straffen sie sich und versuchen, an ihren Bartstoppeln vorbei optisch Charme in meine Richtung zu versprühen. Ich senke den Blick, betrachte intensiv, wie viele winzige Pflanzen sich in den Fugen zwischen den freundlich wirkenden roten Pflastersteinen festgekrallt haben - eine männliche Charmeoffensive, gleich welcher Art, ist nichts, worauf ich jetzt Lust verspüre. Drei Kerle im „Kreisverkehr“ in meinem Kopf reichen mir vollkommen, damit mir schwindelig wird!

Gegen elf Uhr ist es so warm, dass ich beschließe, es mit einem Sonnenbad am Strand zu versuchen. Ich packe mir eine Badetasche mit allem Nötigen und ziehe los: Nur die Randdünen durchqueren und dann liegt gleich ein Abgang zu dem breiten Sandstrand vor mir; er ist mittlerweile ziemlich gut belegt. Viele Familien leisten sich einen Strandkorb und das Muster, wie die Dinger sich verteilen, wäre für eine Studie menschlichen Territorialverhaltens bestens geeignet. Ich verspüre keine Lust, mich dazwischen zu legen. Das ist mir einfach zu nah an anderen Menschen dran. Zu viele lautstarke Erziehungsversuche mischen sich für meinen Geschmack in das Wind- und Brandungsrauschen. Davor könnte ich einfach die Ohren nicht verschließen. Also wandere ich weiter, weg von den vielen Menschen.

Meine Vermieterin behält recht: Richtung Osterhook findet man immer weniger Leute. Familien schleppen ihre Sandeimersammlung offenbar nicht gern weit. Ich marschiere fast eine halbe Stunde nach Osten, dann lasse ich mich im warmen Sand nieder. Ein paar Strandläufer schlendern in einiger Entfernung von meinem Liegeplatz am Spülsaum entlang. Aber nur ganz wenige Gäste hat es hierher gezogen, um in Ruhe ein Sonnenbad zu nehmen. Zwischen den Badetuchinseln im Sand liegen

jeweils mehrere hundert Meter. Das reicht mir in Sachen Privatsphäre. Ich mache es mir im Windschatten der Dünen bequem und bette mich bequem auf mein Badetuch. Es ist warm genug für meinen Bikini. Mein Shirt und meine Shorts streife ich also ab. Weit und breit liegt hier sonst niemand; das gefällt mir: Hier stören mich keine Charmeoffensiven, mit denen ich mich gegebenenfalls auseinandersetzen müsste.

Solange ich am Spülsaum entlang gegangen bin, gab es immer etwas zu sehen, das mich interessierte: hier eine Muschel, dann einen komisch geformten Stein, kurz darauf ein angespültes Plastikteil, auf dessen ursprüngliche Funktion ich mir überhaupt keinen Vers machen kann, dann erstaunlicherweise etwa alle fünfzig Meter eine Zwiebel, so als hätte ein Frachter versehentlich auf See seine Ladung gelöscht.

Sobald ich mich aber in Ruhe hinlege und die Augen schließe, sind die Gedanken an Tom wieder da und erneut steige ich in die immer gleiche Gedankenschleife ein: wie er das erste Mal in meine Zelle kam. Mir fiel sofort auf, dass er gut aussah. Und das wiederum weckte gleich mein Misstrauen: Sollte er der Strohalm sein beziehungsweise werden, an den ich mich in meiner merkwürdigen Gefangenschaft klammere?

Ich muss lächeln, als ich daran denke, wie ich ihn mit einem überaus herzlich klingenden 'Hallo, Arschloch!' begrüßt habe. Damals rauchte Tom noch. Ich bin sicher, das tut er heute nicht mehr. Zum Abschied habe ich ihm einen solchen Widerwillen gegen Zigarettenrauch tief ins Innere seines Bewusstseins gepflanzt, dass er sich wahrscheinlich bei dem ersten Versuch, danach eine Zigarette zu genießen, schwungvoll übergeben musste und seitdem die Finger von den Glimmstängeln gelassen hat.

Bei dieser ersten Begegnung sagte er nicht viel, er hat mir sogar gedroht: „Wir können alles, aber auch wirklich alles mit dir machen, was wir wollen. Du bist ein Mensch mit Fantasie. Ich nehme an, es kostet dich nicht allzu viel Mühe, dir ein paar höchst unangenehme Dinge vorzustellen, bis ich wiederkomme. Dafür solltest du dir Zeit nehmen.“

Mir war sofort klar, dass er ein guter Psychologe ist. Er hat mich damals tatsächlich mächtig verunsichert durch seine Worte.

Ich werde abgelenkt, denn plötzlich fällt ein Schatten auf mich. Erstaunt öffne ich die Augen. Ein Mann Ende dreißig steht am Fußende meines Strandlakens und schaut eine Spur zu selbstgefällig auf mich herab. Er gefällt mir nicht.

„Oh, das tut mir leid! Habe ich Sie geweckt?“, beginnt er und lügt.

Ich bin ärgerlich und schnappe nur kurz: „Was wollen Sie?“

„Ich - äh - ich wollte Sie nur fragen, ob Sie Feuer haben, schöne Frau.“

Merkwürdig. Gerade habe ich über das Rauchen nachgedacht und dann kommt so einer daher. Ich bleibe so lässig wie möglich einfach liegen, als ich entgegne: „Erstens - nichts tut Ihnen leid. Zweitens - Sie haben mich nicht geweckt. Drittens - Sie wollen alles Mögliche von mir, nur kein Feuer. Und deshalb schlage ich vor, dass Sie jetzt verschwinden, bevor ich Ihnen Beine mache.“

„So widerborstig, junge Frau, und so selbstbewusst?“

In diesem Moment kommt ein Jogger die Düne herabgelaufen. Er winkt lässig und wie um Entschuldigung für die Störung bittend zu uns herüber. Keine fünf Meter von mir entfernt erreicht er den ebenen Strand und zieht dann Richtung Osterhook weiter.

Der Mann am Fußende meines Lakens scheint sich dadurch gestört zu fühlen. Missmutig blickt er in Richtung auf den Läufer, plötzlich verkündet er irgendwie unmotiviert: „Na dann ...“, und geht seiner Wege.

Ich habe mich aus meiner liegenden Position ein wenig aufgerichtet. Dieser dämliche Gockel! So eine saudumme Art, sich an jemanden heranzumachen! Wer weiß, was der sich in seiner Dreistigkeit noch alles hätte herausnehmen wollen, denn erst jetzt wird mir bewusst, dass sich der Strand merklich geleert hat abgesehen von diesem aufdringlichen Kerl, der inzwischen Richtung Ortschaft geht. Ansonsten

ist nur der Jogger noch zu sehen, aber der hat in ein-, zweihundert Metern Entfernung mittlerweile eine Pause eingelegt. Er steht am Spülsaum und hat die Schuhe ausgezogen, vielleicht um sich die Füße im Wasser zu kühlen.

Das hätte noch gefehlt, dass ich an meinem ersten Tag hier auf der Insel ein Kabinettstückchen auf Ur loslassen muss, um mir so einen blöden Aufreißer vom Hals zu halten!

Mit einem Schlag sitze ich bolzengerade auf meinem Laken: Wo befindet sich der Jogger? Sportlich war er, ist genau im richtigen Moment hier aufgetaucht, nämlich als mir jemand unangenehm dicht auf die Pelle gerückt ist - und ich wüsste jetzt nur zu gern, wie seine Muttersprache klingt.

Neugierig stehe ich auf und schaue mir den Weg an, auf dem der Läufer aus den Dünen herabgekommen ist. Erstaunlich: Dort befindet sich gar kein Pfad; er ist querfeldein gelaufen, nur ein paar Meter von einem der Schilder entfernt, auf denen steht: 'Betreten der Dünen verboten - Dünenschutz ist Inselchutz!'

Ohne darüber nachzudenken, was ich hier eigentlich tue, packe ich, so schnell es geht, meine Tasche wieder. Ich nehme mir nicht einmal die Zeit, mir etwas überzuziehen, sondern laufe los, Richtung Wasser: Mit diesem Jogger möchte ich sprechen.

Auf dem losen Sand komme ich ihm nicht wirklich schnell näher. Der Läufer steht immer noch im flachen Wasser, mit dem Rücken zu mir, die Sportschuhe baumeln an den Schnürsenkeln aus seiner rechten Hand. Mit der linken scheint er gerade eine Muschel aufgehoben zu haben.

Verdammt! Warum muss der Strand ausgerechnet hier so breit sein, der Sand so tief und ich so elend langsam? Ich sehe, wie der Mann wie zufällig den Kopf hebt und sich in weitem Bogen umschaute. Ob er mich und meinen Kurs in seine Richtung dabei wahrnimmt? Ich weiß es nicht. Jedenfalls greift er plötzlich seine Schuhe mit je einer Hand und läuft sehr zügig durch das aufspritzende flache Wasser los - natürlich von mir weg. Nach ein paar Schritten erreicht er den Streifen festen, nassen Sandes, über den nur gelegentlich Wellen lecken, und nimmt noch

mehr Tempo auf. Beeindruckend schnell wird er immer kleiner, wie er so über den Strand davonsprintet.

Ich bleibe japsend stehen. Den hole ich nicht mehr ein. Keine Chance.

Zufall oder nicht? Ein Schutzengel oder bloß einer der Vielen, die sich um Verbotsschilder nicht scheren? Meine Ruhe ist futsch und ich ärgere mich angesichts der Störung. Es fühlte sich so schön an, einfach mal in der Sonne zu liegen und sich an etwas Angenehmes zu erinnern.

Jetzt versuche ich ganz bewusst, an Tom zu denken, aber ich schaffe es nicht - ich bemühe mich vielmehr, Hinweise in der Gestalt des Joggers zu suchen, die meinen Verdacht bestätigen, dass es sich bei ihm um einen Amerikaner aus meiner uneingeladenen Leibgarde handeln könnte. Dieser dämliche Aufreißer von vorher hatte keine Bedeutung; er handelte sich bei dem wohl einfach um einen dummen Spanner, der sich mehr von unserer Begegnung erhoffte als eine sofortige Abfuhr. Da bin ich mir ziemlich sicher. Ich habe keine Angst vor solchen Leuten. Dass ich noch mit ganz anderen Kalibern fertig werde, weiß ich seit meiner Zeit als Gefangene. Ich fürchte mich lediglich davor, dass solche Idioten mich dazu zwingen könnten, etwas auf Ur zu veranstalten, was Aufmerksamkeit da erregt, wo ich sie nicht brauchen kann.

An diesem Abend beschließe ich, in einem Restaurant essen zu gehen. Ganz allein habe ich das seltsamerweise noch nie gemacht; immer war bisher irgendjemand dabei: meine Eltern, Freunde, Bekannte, Ben. Es verblüfft mich ein bisschen, als mir klar wird, dass ich mich erstaunlich unwohl bei dem Gedanken fühle, allein essen zu gehen.

'Jetzt gerade! Werde endlich erwachsen!', befehle ich mir energisch und suche mir am frühen Abend ein Lokal, denn die Seeluft hat mich hungrig gemacht. Als ich mich schließlich entschieden habe und an einen freien Tisch setze, begreife ich ganz schnell, dass ich zu früh dran bin: An fast allen anderen Tischen kämpfen Eltern mit kleinen Kindern, kleine Kinder mit Spaghetti und die Spaghetti mit der Schwerkraft. Es ist laut und sehr unruhig. Ich werde angestarrt wie

ein bunter Hund, weil ich allein an einem Tisch sitze und altersmäßig überhaupt nicht ins Bild passe. Aber ich habe jetzt fürchterlichen Appetit auf eine Pizza! Schließlich lasse ich mir eine einpacken und esse sie dann in Ruhe in meinem Appartement. Diese Jahreszeit auf der Insel zu verbringen, bringt eindeutig Nachteile für mich mit sich: Ich wirke einigermaßen exotisch unter lauter jungen Familien.

Ich bin schon so oft in meinem Leben wie ein bunter Hund aufgefallen! Und ich mag die Rolle nicht. Immer wieder musste ich erfahren, dass Anderssein bedeutet, ausgegrenzt zu werden: Das Wort ‚Mobbing‘ stand schließlich fett über meinem Leben als Kindergartenkind und Grundschülerin.



Kapitel 19:

In meiner Grundschulzeit haben meine Eltern mir ein Pferd geschenkt, damit ich nicht immer nur allein zu Hause hockte. Im Reitstall ging es mir einigermaßen gut. Auf dem Gymnasium dann lief es in sozialer Hinsicht zunächst ein bisschen besser. Ich lernte schließlich auch dazu und verhielt mich einfach geschickter als noch mit sechs oder acht Jahren. Aber als mein Pferd plötzlich starb, als die Hormone begannen, unsere Köpfe, Herzen und Klassen durcheinanderzuwirbeln, geriet ich erneut in eine vollkommene Isolation.

Was hätte ich damals darum gegeben, so flirten zu können wie manche meiner Mitschülerinnen! Das geht aber nicht auf Ur. Mitten in der Pubertät zu stecken und immer an eine Form der Unterhaltung mit reinen Fakten gebunden zu sein, ist die Pest! Ich hatte überhaupt keine Chance, mal einen Jungen kennenzulernen, denn vor meiner direkten Art flüchteten andere Teenager Hals über Kopf. Dabei hatte ich solche Sehnsucht danach, endlich zu erfahren, wie das ist, wenn man sich verliebt, wie das sein kann, zu einem anderen Menschen zu gehören. Ich habe mir in so einer Beziehung so viel Geborgenheit vorgestellt, die mir als ewigem Exoten und Einzelkämpfer sonst nie vergönnt war.

Und dann passierte in der zehnten Klasse auf unserer Fahrt nach Langeoog diese furchtbare Sache mit Sam: Sam musste die Klasse wiederholen und scheuchte vom ersten Tag seines Auftauchens in unserer Zehn die Mädchen gründlich auf. Mich hatte es ausnahmsweise auch erwischt - Sam war älter als meine Klassenkameraden, mir schien er damals mehr Mann als Junge zu sein und unheimlich attraktiv. Da tat ich wider besseres Wissen das, was ich mir seit Kindergartenzeiten eigentlich geschworen hatte, nie wieder zu tun: Ich machte mich für ihn auf Ur attraktiv! Ich sorgte mit meinem Sirenengesang, den ich heimlich in den Seewind auf der Insel mischte, dafür, dass Sam mich bemerkte und bald darauf auch begehrte. Nur wusste ich absolut nicht, wie heftig sein Begehren aufgeflammt war, denn als ich ihn endlich da hatte, wo ich dachte, dass ich ihn haben sollte und wir uns abends zu einem, wie ich meinte, klärenden Gespräch abseits der Jugendherberge treffen wollten, fiel er sofort über mich her und riss mir die Kleider vom Leib. Weil ein paar andere Jungen aus der Klasse damals mein und

Sams Verschwinden so kurz nacheinander beobachtet hatten, waren sie uns aus Neugier gefolgt. Als denen klar wurde, dass Sam drauf und dran war, mich zu vergewaltigen, sind sie dazwischen gegangen. Jede Gegenwehr auf Ur ist mir in dieser Situation übrigens förmlich vor Schreck im Hals stecken geblieben.

Nie habe ich jemandem erzählt, was Sam zu seinem Tun bewogen hat. Dass ich ihn auf Ur regelrecht angebaggert und dabei sozusagen versehentlich so scharf gemacht hatte, dass es für ihn kein Halten mehr gab, musste für jeden anderen Menschen ja auch unglaublich klingen. Ich habe ein ganz schlechtes Gewissen, wenn ich an das Erlebnis zurückdenke. Das ist alles nur vergangen, aber nicht bewältigt. Nachdem ich in letzter Zeit begonnen habe, über Vieles in meinem Leben noch einmal nachzudenken, ist auch diese rabenschwarze Episode von Langeoog wieder in mir hochgespült worden. Das ist ein Grund, weshalb ich hier bin: Ich will damit fertig werden. Die ganze Sache irgendwie in meinem Inneren abschließen. Ich weiß nur nicht wie.

Nach dem unseligen Vorfall habe ich Sam übrigens nie wieder gesehen. Ich bin ja sofort danach von der Schule in Mergheim abgegangen und verbrachte ein Jahr in Amerika als Austauschschülerin. Anschließend wechselte ich in der zwölften Klasse ans Kästner-Gymnasium nach Düsseldorf. Dort bin ich bisher mit meinen Mitschülern ganz gut zurechtgekommen. Ich habe ja auch wirklich vorher genug Lehrgeld bezahlt, denke ich. Niemand aus meiner Jahrgangsstufe weiß oder ahnt auch nur etwas von Ur. Sorgfältig halte ich mich im Zaum, dolmetsche nicht, unterdrücke Impulse von verräterischer Hilfsbereitschaft, wenn ich sie spüre. Meine guten Noten lassen immer noch etliche Mitschüler die Nase über Sara, die Streberin, rümpfen. Denn woher, wenn nicht von kräftigem Schleimen bei der Lehrerschaft sollten gute Noten kommen? Aber es gibt in meiner Oberstufe genug Mitschüler, die knallhart auf gute Zensuren hinarbeiten, weil sie ein bestimmtes Ausbildungsziel verfolgen. Da falle ich nicht mehr so auf.

Außerdem habe ich eine Freundin, Jule. Die Tatsache, dass mein damaliger Freund Ben bereits studierte, sprach sich schnell bei meinen Klassenkameraden herum. Und ich wohne nicht mehr bei meinen Eltern, sondern bereits in meiner eigenen kleinen Wohnung. Dabei handelt es

sich insgesamt um wichtige Punkte, die dafür sorgen, dass ich auf der inoffiziellen Statusskala unter meinen Mitschülern ziemlich weit oben eingruppiert werde. Wer einen gewissen Status genießt, dem wird nicht so schnell ans Bein gepinkelt. So gesehen war die Schulzeit in Düsseldorf bisher die ruhigste und angenehmste meines Lebens.

Ich hatte vor meiner Reise nach Langeoog nicht damit gerechnet, einmal wieder in die Rolle eines Exoten zu rutschen, weil das Publikum auf der Insel sich zu dieser Jahreszeit so einseitig aus jungen Familien zusammensetzt. Die Erkenntnis, dass es so ist, hat meiner guten Urlaubslaune einen leichten Dämpfer verpasst.



Kapitel 20: Dienstag, 23.5. - 9 Uhr

Trotz des dummen Vorfalls gestern am Strand habe ich entspannt geschlafen. Aber heute soll sich so etwas besser nicht wiederholen. Deshalb kaufe ich früh Proviant für einen ganzen Tag ein und setze mich dann mit einem gut gepackten kleinen Rucksack Richtung Osterhook in Bewegung. Ich will so weit laufen, dass mir niemand in dieser oder jener Hinsicht lästig werden kann - und sollte sich doch ein Spinner bis zu mir wagen, müsste er schon eine Schusswaffe mit sich führen, um mich in eine ernsthafte Verlegenheit zu bringen. Das halte ich für so unwahrscheinlich, dass es mir wirklich keine Sorgen bereitet.

Wie schon gestern stelle ich fest, dass mich der Spülsaum ganz gut beschäftigt. Nachdem ich zwei kleine Stücke Bernstein gefunden habe, suche ich wirklich gezielt danach. Nach zwei Stunden lege ich die erste Pause ein. Weit und breit ist kein Mensch am Strand zu sehen. Geht doch! Ich genehmige mir etwas zu trinken sowie einen kleinen Snack aus meinem Rucksack und freue mich, dass so herrlich die Sonne scheint. Die Sonnenschutzcreme werde ich brauchen!

Kaum habe ich an die Schutzcreme gedacht, fallen mir auch schon meine Eltern ein - sie haben um einen täglichen Anruf gebeten, damit sie sich keine allzu großen Sorgen machen müssen, wenn ich allein unterwegs bin. Ich ziehe mein Handy hervor und will wählen, aber ich bemerke plötzlich, dass es keinen Sinn hat, weil ich mich wohl in einem Funkloch befinde. Wo ich raste, gibt es überhaupt kein Netz. Eigentlich ist das nicht weiter erstaunlich, denn ich sitze mittlerweile reichlich weit von dem kleinen Ort auf der Insel entfernt. Egal. Ich kann den Anruf ja später nachholen.

Es tut so gut, nach dem langen Winter hier draußen zu sein! Ich halte mich wirklich gern im Freien auf. Als mich die Amerikaner vor einem Jahr gefangen hielten, habe ich unter anderem ziemlich darunter gelitten, so eingesperrt zu sein: immer in dieser kleinen Zelle!

Der Lebensraum, in dem ich Tom kennenlernte, war wirklich äußerst beschränkt: mein ‚Zimmer‘, ein Flur, ein Bad, eine Küche. Ich habe

keine Ahnung, wie er solch einen Strand erleben oder beurteilen würde. Vielleicht hat Tom für so eine entlegene Wildnis überhaupt nichts übrig. Mag sein, ich bilde mir wirklich nur ein, dass wir gut zusammenpassen und es gibt gar keine Gemeinsamkeiten, die wir teilen. Möglicherweise stellt diese Erkenntnis den Schlüssel dar, den ich brauche, um mein emotionales Gefängnis wieder aufzuschließen, das mich so auf Tom fixiert.

... aber wir haben uns so gut verstanden. Er hat meine Seele berührt. Als ich ganz und gar verstört war, konnte er mir Frieden und Ruhe und Geborgenheit schenken. Und ich sehne mich so danach, dass er es wieder tut.

Ich seufze, beschließe, auf die Ablenkung durch Bernsteinsuchen zu setzen, weil meine Gedanken nur eine unruhig machende Sehnsucht heraufbeschwören, und breche wieder auf. Die große hölzerne Peilbake am Strand, die etwa auf halbem Weg zum Osterhook am Rand der Dünen steht, habe ich schon vor meiner Pause weit hinter mir gelassen. Ich weiß, dass ich gut fünfundzwanzig Kilometer laufen muss, wenn ich ganz bis ans Ende der Insel marschiere und dann von dort aus wieder zurückkehre. Aber warum nicht? Es läuft sich gut und ich habe sowieso nichts anderes vor. Zum Sonnenbaden oder gar Schwimmen ist es heute eine Spur zu frisch und allzu windig.

Am Osterhook erstreckt sich die Dünenlandschaft auf der Seeseite der Insel ziemlich flach; die Sandhügel wellen sich nicht hoch, liegen aber wild durcheinandergewürfelt und wirken irgendwie zerklüftet. Schwärme von Vögeln ziehen bei Ebbe Futter suchend durchs Watt. Ich kann gut bis auf die Nachbarinsel Spiekeroog sehen. Als ich die östliche Inselspitze ziemlich weit umrundet habe, versperrt mir plötzlich ein Zaun den Weg: 'Schutzzone' verkünden die Schilder, die in regelmäßigen Abständen daran hängen. 'Betreten verboten'.

Auf der Übersichtskarte, die ich mir an der Strandpromenade angesehen habe, bevor ich losgelaufen bin, sah es so aus, als müsste ich nur an diesem Zaun entlang Richtung Westen laufen, um den Weg zurück quer über die Insel zu finden. Aber ganz so einfach ist das offenbar in Wirklichkeit leider nicht. Fußspuren gibt es überall, die helfen mir leider nicht weiter. Ich kann den Einstieg in den Wanderweg auf der

Wattseite der Insel zurück in Richtung auf den Wasserturm im Ort zwischen den flachen Dünen auf Anhieb nicht entdecken. Deshalb gehe ich eine Weile im Zickzack durch die Dünen, in der Hoffnung, auf diese Weise einfach zufällig irgendwann auf den Wanderweg zu treffen. Dabei stolpere ich fast über einen Mann, der auf dem Boden liegt und sich vor Schmerzen krümmt.

Er stöhnt und flucht leise vor sich hin, hält mit beiden Händen seinen rechten Fuß, der in einem absolut unnatürlichen Winkel nach außen absteht. Der Mann wälzt sich hin und her, wie man das von Fußballern kennt, die gerade ein Foul hinnehmen mussten. Er sieht mich nicht einmal, denn sein Gesicht ist völlig verzerrt, er hat die Augen vor Schmerz fest zugekniffen.

Und was er vor sich hinmurmelt, sagt mir: Er ist Amerikaner.

Ich hocke mich neben ihm in den Sand und berühre ihn behutsam an der Schulter, um seine Aufmerksamkeit zu gewinnen. Er hält inne in seiner Bewegung, reißt die Augen erschrocken auf und starrt mich an. Was er dann an Flüchen ausstößt, klingt wirklich bemerkenswert! Da kann ich glatt etwas dazulernen. Auf seiner Stirn steht Schweiß und so wie der Fuß aussieht, möchte ich mir nicht einmal ansatzweise vorstellen, was er gerade durchmacht. Keine Zeit und keine Gelegenheit für Spielchen: Ich muss ihm helfen. Sofort.

„Keine Angst. Es dauert nicht lang, dann spüren Sie ihren Fuß nicht mehr. Das ist so eine Art Betäubung“, kündige ich einigermaßen vage an, was ich vorhabe. Wenn er das ist, was ich denke, wird der Mann wissen, was ich meine. Ansonsten ist es sowieso egal. Ich schalle den Knöchel kurz. „Ausgerenkt, nicht gebrochen“, lautet meine Diagnose. Dann greife ich einfach mit beiden Händen nach seinem Unterschenkel und summe seinen Schmerz fort, indem ich alles vom Knie an abwärts gefühllos werden lasse.

Der Mann entspannt sich kurz; erschöpft und zutiefst erleichtert, dass seine Qual fürs Erste vorbei ist, streckt er sich für einen Augenblick

im Sand aus. Aber gleich fährt er erneut hoch. Sein Gesicht bekommt nur langsam wieder Farbe. Er mustert mich aufmerksam und schweigend.

„Wie ist das passiert?“, frage ich, um ein Gespräch in Gang zu bringen.

Er deutet nur auf ein Kaninchenloch, das gleich neben ihm im Boden klafft. Offensichtlich ist er dort hineingetreten und es hat ihm dabei den Fuß total verrissen. Es nützt nichts mehr, dass er jetzt schweigt, ich habe ihn vor Schmerz fluchen hören. Deshalb stelle ich ganz ruhig fest: „Sie sind Amerikaner. Ich nehme mal an, Sie sind mein Schutzengel vom Dienst für den heutigen Tag.“

Daraufhin wird er wieder blass.

„Keine Sorge, ich vermute schon seit gestern, dass mich sogar hier auf der Insel Bodyguards beschatten. Ich nehme mal an, das war Ihr Kollege, der da gestern nachmittags aus den Dünen geschossen kam, als dieser blöde Spanner mich am Strand belästigen wollte. Übrigens: Sie brauchen sich keine Sorgen um mich zu machen. So etwas habe ich im Griff.“

Der Mann stöhnt. Er gibt seinen Widerstand auf. In fließendem Deutsch, aber mit einem unüberhörbaren Akzent stellt er resigniert fest: „Kann sein, dass das gestern kein Problem für dich darstellte. Aber wir haben unsere Anweisungen und danach müssen wir uns richten.“

„Wie heißen Sie?“

„Nenn mich einfach, wie du magst. Du kennst wohl die Spielregeln vom letzten Jahr – meinen wirklichen Namen behalte ich für mich. Und ich weiß, dass du eine Lüge auf hundert Meter hören kannst. Also hat es wenig Sinn, dass ich dir irgendeinen Namen nenne.“

„Sind wir per du?“

„Oh, sorry. Wenn du eine so dicke Akte über mich gelesen hättest wie ich über dich lesen musste, dann hättest du auch das Gefühl, dass du mich seit Jahren kennst. Ist das o. k., wenn ich dich Sara nenne?“

Ich nicke.

Er deutet auf seinen Fuß: „Ist es sicher, dass der ausgerenkt ist?“

Ich nicke nochmals.

„Was hast du gemacht, damit dieser unerträgliche Schmerz verschwindet?“

„Ich habe das Bein vom Knie an abwärts betäubt.“

„Oh Mann! Jetzt wird mir erst klar, dass ich eigentlich nicht geglaubt habe, was in deiner Akte steht. Aber das waren höllische Schmerzen - nun weiß ich, dass du wirklich über sehr ungewöhnliche Fähigkeiten verfügst.“

Ich mag mir keinen Namen für den Mann ausdenken: „Ich weiß nicht, wie ich Sie nennen soll. Schlagen Sie was vor!“

„Wie wäre es mit 'du' und 'Nick'?“

„Wie das englische *Nickname*, Spitzname? Das gefällt mir. Wie lange ist der Unfall her? Der Fuß ist ziemlich geschwollen.“

„Noch nicht lang. Ich habe dich vor ein paar Minuten aus den Augen verloren zwischen diesen verdammten Dünen und beim Suchen einfach nicht darauf geachtet, wohin ich trete!“

Ich muss lächeln. „Kein Beinbruch. Die Betäubung hält eine Weile. Außerdem kann ich sie jederzeit erneuern. Und ich mache mich jetzt mal auf die Socken und Sorge dafür, dass dich jemand einsammelt. Aber du weißt ja selbst - wir sind hier ziemlich weit draußen. Ich muss mindestens bis zur Vogelwarte laufen, bis ich jemanden in Marsch setzen kann.“

Nick winkt ab. „Anruf genügt“, meint er, wälzt sich so herum, dass er in eine Hosentasche greifen kann und zückt ein Handy. Nachdem er ein paar Tasten gedrückt hat, starrt er jedoch nur noch wütend auf das Display. Und dann flucht er leise, aber heftig nochmals ausgiebig vor sich hin.

„Immer noch im Funkloch? Ich wollte vor einiger Zeit auch telefonieren und habe gemerkt, dass es hier draußen keinen Empfang gibt. Das ist

wirklich nicht so schlimm. Wenn ich mich beeile, habe ich bestimmt bald wieder ein Netz und kann Hilfe holen“, verspreche ich.

Nick sieht mich düster an. „Es ist schon eine Katastrophe, dass ich beim Observieren nicht aufpasse, wo ich hintrete. Die noch größere Katastrophe besteht darin, dass ausgerechnet meine Zielperson mich findet und enttarnt. Aber die allergrößte Katastrophe ereignet sich, wenn ich mich nicht innerhalb der nächsten“ - er schaut auf seine Uhr - „67 Minuten mit diesem Handy bei meinem Partner melde.“

„Was passiert denn dann?“

„Dann setzt der die Kavallerie hierher in Gang und die Insel erlebt einen ausgesprochen unruhigen Tag. Das wird meinem Oberkommando überhaupt nicht gefallen, wenn so etwas wegen eines Karnickels passiert. Wir operieren lieber äußerst dezent. Natürlich habe ich noch einen zweiten Sender bei mir, mit dem könnte ich sogar vom Mond eine Nachricht absetzen, aber dabei handelt es sich lediglich um ein Notsignal. Wenn ich das benutze, kommt auch die Kavallerie.“

„Kann ich nicht mit dem Handy losrennen und diesem Kollegen rechtzeitig Bescheid sagen, dass sich alles im grünen Bereich befindet - abgesehen von deinem Fuß?“

„Nett von dir, aber da ist eine Stimmerkennungssoftware zwischengeschaltet. Ich muss selbst sprechen und mit Zahlencodes meine Identität bestätigen sowie übermitteln, dass meine Nachricht authentisch ist, sonst wird die Meldung nicht akzeptiert. Das ist so, damit wir wirklich sicher sein können, dass keine gefälschten Meldungen eingehen oder solche, die mit einer fremden Pistole an meinem Kopf formuliert werden.“

Dazu fällt mir spontan auch nichts ein. Plötzlich schlägt Nick vor: „Auf meiner Karte ist der Weg hierher auch als Radweg gekennzeichnet. Vielleicht sind heute Radfahrer hergekommen. Der Weg beginnt angeblich gleich hinter der nächsten Düne da drüben. Mit einem Rad hätte ich vielleicht eine Chance, vom Fleck zu kommen. Laufen kann ich mit dem Fuß jedenfalls keinen Schritt. Und schleppen kannst du mich leider auch nicht.“

Damit hat er recht. Der Mann wirkt zwar sportlich, wie all seine Kollegen, ist aber massiv und schwer gebaut. Ich schätze ihn auf Ende dreißig, vielleicht Anfang vierzig.

„In Ordnung. Ich sehe nach“, sage ich und mache mich eilig auf den Weg. Tatsächlich - der Wander- und Radweg liegt direkt vor mir, als ich die nächste Düne überklettert habe, aber weit und breit ist kein Mensch zu sehen.

„Scheiße!“, zische ich einmal mit Inbrunst vor mich hin. Aber so schnell muss ich ja nicht aufgeben. Der Weg windet sich in seinem letzten Abschnitt durch die Dünen - vielleicht befinden sich Leute im Anmarsch, die ich jetzt nur noch nicht sehen kann. Ich laufe los, bis ich ein freies Blickfeld bekomme.

Kein Wanderer, kein Radfahrer, aber eine ganze Marschwiese voller Pferde.

Kavallerie. Das ist die Lösung.

Ich hatte schließlich einmal ein eigenes Pferd und zu der Zeit saß ich jeden Tag im Sattel. Wenn ich einen der Zossen einfangen kann, dann bekomme ich Nick auch rechtzeitig für seine Meldung aus dem Funkloch heraus. Daran ist mir ebenso sehr gelegen wie ihm. Ich möchte nicht erleben, was die Amerikaner veranstalten, wenn sie eine Rettungsmission starten! Dazu habe ich einfach zu viel ferngesehen. Rambo lässt grüßen. Nicht aufzufallen ist mir immer noch sehr wichtig. Ich möchte deshalb auf keinen Fall in den Sog von Ereignissen geraten, die Aufmerksamkeit erregen.

Die Pferde beobachten mich misstrauisch. Offenbar stehen sie schon eine Weile hier draußen und sind nicht wirklich an Menschen gewöhnt. Ich muss sie anlocken, und zwar schnell! Also renne ich zurück zu Nick, indem ich im Sand meinen eigenen Spuren folge.

„Und?“, fragt er gespannt, sobald er mich sieht.

„Ich hab´ die Lösung. Brauche nur was aus meinem Rucksack. Und deine beiden Schnürsenkel, denn meine Schuhe haben Klettverschlüsse. Los beeil dich!“

Er fädelt hastig den einen Schuhriemen, ich ziehe den anderen heraus. Bevor er fragen kann, wozu ich die benötige, sage ich noch: „Du musst ein Stück krabbeln, fürchte ich. Rüber über die Düne – am Ende des Wanderweges steht eine Bank. Da musst du irgendwie drauf!“

Sein „Wieso?“ hallt unbeantwortet hinter mir her, während ich zurück zu den Pferden laufe. Aus meinem Rucksack habe ich mir eine Tüte mit ein paar Teilchen genommen – kein Pferd kann einer knisternden Tüte widerstehen, am wenigsten, wenn es schon länger hier draußen auf der Weide steht und süßes Zeug mag.

Meine Rechnung geht auf: Als ich mit der Tüte raschle, kommen die Pferde wie von einem Magneten angezogen auf mich zu. Es gibt unter ihnen ein Geschiebe und Gedränge; ich bin froh, dass uns noch ein Drahtzaun trennt. Ich versuche, Maß zu nehmen: Welches Tier könnte geeignet sein, zwei Menschen einigermaßen schnell über den Strand zu tragen? Und welches ist dabei trotzdem so klein, dass Nick irgendwie aufsteigen kann?

Da kommt nur ein Pferd infrage – ein tintenschwarzer Friese. Wie passend hier in dieser Gegend. Das Tier sieht zwar wuchtig gebaut aus, ist aber nicht so groß, wie es auf den ersten Blick scheint. Die anderen Pferde sind entweder Ponys und damit viel zu klein für meine Zwecke oder noch um einiges größer als der Rappe, weil sie wohl sonst die schweren Fuhrwerke ziehen, die auf der Insel zum Transport eingesetzt werden.

Der Friese schnaubt heftig in dem allgemeinen Gerangel inmitten der Herde und schon habe ich, was ich zum Pferdezähmen brauche: seinen Namen.

Auf Ur gibt es nur Einmaliges. Das ist einer der Gründe, weshalb ich mein Leben so anders wahrnehme als andere Menschen – die Einmaligkeit ist ein Attribut im Leben, das ich im Gegensatz zu Leuten, die immer

wieder von Alltag oder Routine sprechen, nicht vergessen kann. Da alles, was es gibt, einen Namen auf Ur besitzt, und da jeder dieser Namen mit Raum-Zeit-Koordinaten unterlegt ist, die sich ständig verändern, ist alles Sein immer ein Hier und Jetzt. Ich habe keine Chance, das zu verdrängen oder gar zu vergessen.

Manchmal denke ich, das ist es, was mich für meine Mitmenschen oft schwer zu ertragen macht: Ich bin meistens hellwach und einigermaßen angespannt, denn meine Aufmerksamkeit darf nie nachlassen angesichts der Tatsache, dass sich alles um mich herum ständig verändert.

Es gibt auf Ur nicht einmal Pronomen - Millionen Menschen sagen gleichzeitig 'Ich' auf dieser Welt, aber jeder bezeichnet eine andere Person unter anderen Umständen damit. Auf Ur existieren diese sprachlichen Unschärfen nicht, Ur definiert absolut exakt: Jedes Ding besitzt einen wahrhaft individuellen Namen, der mit Raum-Zeit-Koordinaten gekoppelt ist.

Tiere kennen ihre eigentlichen Namen; das haben sie Menschen voraus. Natürlich kenne ich auch meinen eigentlichen, meinen wahren Namen auf Ur, aber außer mir habe ich noch keinen Menschen getroffen, der seinen Ur-Namen wüsste. Ich vermute, dass Tiere um ihre wahren Namen wissen, hat damit zu tun, dass sie sich im Gegensatz zu Menschen in Harmonie mit ihrer Welt und Umwelt befinden. Und Ur ist Harmonie. Daher spricht jedes Tier, das Laute von sich geben kann, seinen eigenen Namen aus, wenn es sich zu seinem ganz persönlichen Hier und Jetzt äußert, genau so, wie der Rappe es gerade getan hat.



Kapitel 21: Dienstag, 23.5. – 11 Uhr 27

Leise singe ich den wahren Namen des Friesen wieder und wieder. Wie an einer Leine gezogen kommt der Schwarze bald auf mich zu. Tiere finden es unwiderstehlich, bei ihren eigentlichen Namen gerufen zu werden. Mittlerweile habe ich aus den beiden Schnürsenkeln und dem Seilzug, mit dem man meinen Rucksack verschließen kann, eine lange Schnur geknüpft. Ich locke den Friesen mit meinem Singsang von den anderen Pferden weg. Als sein Herdentrieb sichtlich mit meinem Lockruf zu kämpfen beginnt, zücke ich ein Teilchen aus der Tüte und habe gewonnen. Das Pferd folgt mir mit gierig vorgereckter Nase bis zu der Stelle, wo der Weidezaun in ein Koppeltor übergeht. Ich öffne das Tor und verfüttere meinen Köder erst, als der Rappe auf dem Weg vor der Koppel steht. Zum Glück trägt er ein Halfter. Nachdem das Tier fertig ist mit Kauen, ziehe ich die zusammengeknoteten Schuhriemen seitlich durch die Beschläge des Halfters da, wo der Nasen- in den Kinnriemen übergeht und führe die Schnur behutsam durch das Pferdemaul. Ein besseres Zaumzeug lässt sich auf die Schnelle nicht improvisieren. Damit kann ich das Tier zur Not lenken und, so Gott will, auch bremsen. Hoffentlich klappt alles so, wie ich mir das wünsche. Nick sollte mir in seinem angeschlagenen Zustand nicht vom Pferd fallen und ich selbst bin auch nicht wild darauf. Dann locke ich das Tier mit dem nächsten Teilchen weiter.

Ich brauche Nick nicht erst zu fragen, ob Reiten zu seiner Ausbildung gehört – so entgeistert wie er guckt, als ich samt Pferd die Bank erreiche, an die er sich lehnt, hat er noch nie zuvor auf einem Pferd gesessen.

„Das ist nicht dein Ernst, oder?“, fragt er heiser.

„Das oder lieber deine Kavallerie – du hast die Wahl“, antworte ich zuversichtlicher, als ich mich fühle.

„Oh shit!“ Sein Unterton sagt mir, dass er Pferde nicht ausstehen kann.

Ich schlage vor, dass ich zuerst von der Bank aus aufsteigen soll. Dass ich das vor allem deshalb tue, um herauszufinden, wie unser Reittier dann reagiert, muss Nick ja nicht wissen. Das Pferd bleibt zum Glück nach dem Aufsitzen erstaunlich gelassen. Ich summe und singe in einem fort. Nick begreift, dass ich so den Friesen ruhig halten will, und belästigt mich nicht mit Fragen, obwohl er gewiss welche hat. Als ich auf dem Rücken des Rappen sicher sitze, bewege ich ihn probeweise ein paarmal hin und her. Das geht recht gut mithilfe von Schenkeln, Gewicht und einem leichten Zug am Zügel hier und da. Dann lenke ich den Rappen parallel auf die Bank zu. Den improvisierten Zügel klemme ich kurzerhand in meine rechte Hosentasche, um beide Hände frei zu haben, wenn Nick aufsteigt.

„Wahrscheinlich haben wir genau einen Versuch“, erkläre ich knapp, indem ich mich langsam und von Weitem der Bank in spitzem Winkel nähere. „Du springst so auf, dass du mit dem Bauch auf dem Pferderücken landest. Das geht auch mit einem Bein. Dann schwinde dein rechtes Bein vorsichtig über den Pferderücken und setz dich hinter mich. Ich helfe dir, dass du bei deiner Bauchlandung nicht auf der einen oder anderen Seite herunterrutschst. Zieh meinen Rucksack an und stopfe vorher deine Schuhe rein, denn die verlierst du sonst ohne Schuhriemen beim Reiten.“

Ich dirigiere den Rappen so dicht wie möglich neben die Bank, als Nick schließlich in Socken auf seinem gesunden Fuß darauf steht. Er atmet wie seufzend noch einmal tief ein und aus, dann springt er, das Pferd tänzelt erwartungsgemäß zur Seite, sodass ich mit aller Macht an Nicks Sweatshirt ziehen muss, damit er nicht doch einfach seitlich abrutscht. Gut, dass diese Jungs wirklich sportlich sind! Nick kämpft und krabbelt, krallt sich in den Stoff meiner Hose und schafft es allmählich, sich in einen korrekten Sitz zu bringen. Der Friese wirkt jetzt wirklich unruhig, er kaut heftig auf dem improvisierten Zügel und tänzelt auf der Stelle.

Ich unterbreche mein Beruhigungslied und kommandiere: „Du musst dich ganz dicht hinter mich setzen. Berührungssängste können wir uns momentan nicht leisten. Wenn du so weit hinten sitzt wie jetzt, ist das dem Pferd unangenehm und es wird irgendwann richtig biestig.“

Nick verlagert seine Position, hält aber immer noch Abstand zu mir.

„Sei nicht so verklemmt! Deine Arme um meine Taille und so dicht, als wären wir nur eine Person!“

Als Nick tatsächlich an meinem Rücken lehnt, bohrt sich etwas unangenehm unter mein linkes Schulterblatt - das dürfte seine Waffe sein, die er im Schulterhalfter trägt. So viel zu der Wahrscheinlichkeit, am Ostende von Langeoog auf jemand mit einer Knarre zu stoßen! Ich habe also einmal wieder die Situation falsch eingeschätzt.

Nachdem Nick endlich richtig sitzt, lasse ich den Friesen ausschreiten. Wie alle Pferde beruhigt es ihn kolossal, wenn er sich vorwärtsbewegen darf. Ich peile den Küstenstreifen an, treibe das Pferd zu einem zügigen Schritt.

„Wieder am Strand entlang?“, fragt Nick gepresst.

„Ja, da kann ich ihn gleich ein bisschen schneller gehen lassen.“

„Herr im Himmel! Mir bleibt auch nichts erspart. Als ich meine Order las und drinstand, dass ich ein neunzehnjähriges Mädchen beschatten und beschützen soll, dachte ich noch 'zu einfach und zu langweilig'. Ich habe meine Meinung vor ein paar Minuten geändert.“

„Apropos Minuten - wann genau musst du dich melden?“

„Spätestens um genau vierzehn Uhr. Das wird bestimmt knapp.“

„Nicht, falls wir galoppieren, wenn wir den flachen Strand erreichen.“

„Den schwarzen Satan rennen lassen? Bist du irre?“

„Das macht Spaß, glaub mir! Aber du musst lockerer sitzen, du bist steif wie ein Brett im Oberkörper. Pass dich mir und der Bewegung des Pferdes an. Wenn du richtig an mir klebst, kann dir gar nichts passieren.“

Der Rappe wird von allein schneller, als wir den Bereich der Dünen verlassen. Den Schnurzügel stopfe ich wieder in meine Hosentasche -

der Friese würde am Strand sowieso rennen und sich erst einmal nicht davon abhalten lassen wollen, durch den Bindfaden in seinem Maul schon gar nicht; da möchte ich mich vorsichtshalber mit beiden Händen in der üppigen Mähne festkrallen für den Fall, dass ich Nick mit ausbalancieren muss.

Und dann geht die Post ab. Nicks Berührungsängste sind wir weggeblasen, er klammert sich an mich, als wollte er mir die Luft abdrücken, sobald der Rappe in einen flotten Galopp fällt. Zum Glück passt Nick sich durch seinen Klammergriff der Galoppbewegung jetzt wirklich gut an. Der Strand verschwimmt zu einem grauen Band unter uns; eine Gruppe Wanderer, deren Erscheinen wir kurz zuvor wahrscheinlich noch sehr begrüßt hätten, huscht vorbei und schimpft lauthals über den Sand, der in Klumpen hinter uns umherfliegt!

Friesen haben fast alle Gänge, die sich beim Reiten sehr angenehm sitzen lassen; auch dieser fühlt sich bequem an wie ein altes Sofa, als er den Strand entlang prescht. Zum Glück rennt er nur, er buckelt nicht vor lauter Lebensfreude. Es ist einfach schön, einmal wieder zu reiten - und einen Ritt am Strand hatte ich mir immer schon gewünscht. In diesem Augenblick bin ich tatsächlich glücklich und vergesse vollkommen, was mir alles auf der Seele liegt!

Als die Peilbake erstaunlich schnell näherkommt, will der Friese nicht mehr laufen. Seine Kondition ist auf der Marschwiese offensichtlich ziemlich heruntergekommen. Jetzt treibe ich ihn an, damit er in einem leichten Galopp bleibt. Aber die Gangart reicht immer noch aus, um die Distanz zwischen uns und der Bake förmlich zu fressen. Vier Beine sind eben doch viel leistungsfähiger als zwei! Nick fühlt sich offenbar mittlerweile auf dem Pferderücken so sicher, dass er einen Arm von mir löst und irgendetwas hinter meinem Rücken herumfummelt. Irritiert lasse ich das Pferd daraufhin nun doch in einen schnellen Schritt fallen und schaue mich um, weil ich herausfinden will, was mein Hintermann da treibt: Er presst sein Handy aufs Ohr und nickt mir grinsend zu - offensichtlich haben wir es geschafft und sind rechtzeitig aus dem Funkloch herausgekommen!

Nick rasselt schließlich eine wüste Zahlenkombination herunter, dann meldet er: „Zielperson ist am Strand Richtung Wasserturm unterwegs.“

Triff mich mit einem fahrbaren Untersatz für zwei so schnell wie möglich auf Höhe der Peilbake. Ich habe ein Problem mit einem Fuß. Over.“

Bis wir die Peilbake erreichen, begegnen wir nur ein paar verblüfften Strandspaziergängern, die das mehr oder weniger ungezäumte Pferd bestaunen.

„Warum sind wir nicht bis in den Ort geritten? Wie soll dein Kollege dich hier abtransportieren?“, erkundige ich mich neugierig.

„Das ist viel zu auffällig, mit einem solchen Schlachtross durch das Dorf zu traben. Schlimm genug, dass die Leute vorhin schon so neugierig geguckt haben. Verlass dich drauf, meinem Partner wird schon etwas einfallen. Gute Einfälle sind unser Beruf.“

„Wie geht es deinem Fuß?“

„Noch schmerzfrei.“

Nick will eigentlich so bald wie möglich von dem Pferd wieder herunter, als wir das hölzerne Seezeichen erreichen; im Gegensatz zu mir hat er den Ritt nicht genossen. Aber da es nirgendwo eine Möglichkeit gibt, ihn notfalls wieder auf den Pferderücken zu bekommen, bleibt er vorsichtshalber schließlich doch oben. Wir lassen den Friesen einfach etwas Gras knabbern, bis Nicks Kollege eintrifft. Der taucht eine ganze Weile später aus den Dünen auf. Er strampelt mit einem Rad samt Anhänger über den holperigen Weg Richtung Strand. Es handelt sich tatsächlich um den Mann, der gestern den ungebetenen Besucher an meiner „Sonnenbank“ verjagt hat.

Als er uns auf dem Pferd entdeckt, lacht er schallend: „Absolut irre! Das gibt einen tollen Karriereknick bei dir! Mit der Zielperson zusammen auf einem wahrscheinlich geklauten Pferd. Auf deinen Bericht bin ich wirklich gespannt!“ Aber das Lachen vergeht ihm, als er den verdrehten Fuß sieht: „Wow. Dich hat es aber erwischt! Das kann ich nicht richten – sieht zu kompliziert aus. Ich habe eine Notfallbox dabei. Brauchst du ein Schmerzmittel?“

Nick schüttelt den Kopf: „Das Bein ist ab dem Knie ohne jedes Gefühl. Ich spüre da zum Glück nichts mehr. Sara hat alles betäubt.“

„Sie kann das also wirklich!“, staunt der zweite Mann. „Und ich habe schon gedacht, bei der Anfertigung der Akte hätte jemand komisches Zeug geraucht.“ Er reicht mir die Hand: „Ich bin Jeff. Hallo Sara.“

Merkwürdigerweise lügt er nicht, aber ich weiß nicht, weshalb ausgerechnet er sich kein Pseudonym wählt. Nick knurrt hinter mir: „Hilf mir jetzt von diesem Satansbraten runter.“

„Stopp!“, kommandiere ich, als er sein Gewicht seitlich verlagern will, um vom Pferd zu rutschen. „Befanden sich irgendwelche Wanderer hier in den Dünen?“

Jeff schüttelt den Kopf.

Deshalb schlage ich vor: „Wir reiten besser bis zum Radweg. Das ist viel leichter, als hier diesen Sandweg mit einem Fahrrad samt Anhänger plus Ballast rauf und runter zu holpern. Wenn wir den gepflasterten Hauptweg erreichen, kann Nick ja in den Fahrradanhänger umsteigen. Dort läuft der Anhänger leichter und vor allem ruhiger. Er sollte seinen Fuß möglichst stillhalten, auch wenn der gerade nicht wehtut, denke ich.“

„Hey, du kannst bei uns einsteigen“, freut sich Jeff. „Endlich mal jemand, der daran denkt, dass wir zwar fit, aber auch faul sind. Ich hatte mich gerade schon gefragt, ob die Hängerkupplung überhaupt hält, wenn ich so schwer beladen hier einen Anstieg in den Dünen nehmen muss.“

Der Friese bleibt ruhig und friedlich, er lässt sich problemlos den Dünenpfad entlang lenken, bis wir den Hauptweg erreichen. Niemand begegnet uns. An einer Bank hilft Jeff Nick behutsam vom Pferd; ich bin erleichtert, wie umsichtig er vorgeht, damit der verrenkte Fuß nicht noch mehr Schaden nimmt.

Er packt den Verletzten so bequem wie möglich in den zum Glück geräumigen Fahrradanhänger und polstert mithilfe einer mitgebrachten Decke. Ich wende das Pferd Richtung Osterhook.

Jetzt kommandiert Jeff: „Stopp! Wo willst du denn hin?“

„Ich muss doch das Pferd zurück auf die Weide bringen!“

„Du gehst ohne uns nirgendwo hin“, meldet sich Nick scharf aus dem Hänger zu Wort.

Ich schüttele den Kopf und muss lächeln. Über so viel Selbstbewusstsein, das zu auszusprechen, was ich jetzt sage, hätte ich vor meiner Gefangenschaft vor einem Jahr nie verfügt. Es war eben doch eine therapeutische Entführung. Ich klinge ganz ruhig, als ich erkläre: „Falsch. Total verkehrt. Ich gehe, wohin ich will. Heute und morgen auch. Ich kann jetzt einfach bis zum Horizont reiten oder versuchen, bis nach Spiekeroog zu schwimmen oder hier übernachten – oder euch beide in Tiefschlaf fallen lassen, wenn ihr mich daran hindern wollt. Ihr habt mir gar nichts vorzuschreiben.“

Die zwei Agenten sehen einander an. Dann sagt Jeff sehr freundlich und ohne jeden Hintersinn: „Lass den Gaul einfach laufen. Der geht hier nicht verloren auf der Insel und Autos gibt es nicht, mit denen er zusammenstoßen könnte. Der frisst schlimmstenfalls dem Bürgermeister die Blumenkästen kahl. Wahrscheinlich läuft er zurück zu seiner Herde oder in seinen Heimatstall. Sara, es wäre jetzt einfach nett von dir, wenn du mit uns kommst. Unsere Überwachung ist leider gründlich schief gelaufen. Aber unsere Aufgabe, dich zu schützen, besteht weiter. Mach es uns bitte nicht noch schwerer, als es ohnehin gerade ist. Ich denke, wir sollten jetzt möglichst schnell einen Arzt finden, der den Fuß wieder richten kann. Deshalb wäre es wirklich toll, wenn du uns einfach begleitest, weil wir dich gerade nicht beschatten können.“

Und da das erstaunlich vernünftig klingt und ich eigentlich nur ungern als Quertreiber auftrete, gehe ich tatsächlich mit.

Nachdem wir ein paar hundert Meter elend langsam im Vergleich zu dem flotten Ritt vom Fleck gekommen sind, schlägt Nick vor: „Sara, setz dich auf den Gepäckträger und lass Jeff strampeln. Der schafft das schon. Sonst sind wir nicht vor Mitternacht beim Arzt.“



Kapitel 22: Dienstag, 23.5. – 17 Uhr 22

„Kenne ich Sie eigentlich?“, fragt mich der Arzt, nachdem er Nicks Knöchel wieder eingerenkt und fest bandagiert hat.

Es ist derselbe, der mir vor ein paar Jahren den Fuß nähen musste, nachdem ich mich bei einer Wattwanderung mit meiner Klasse böß an einer Muschel geschnitten hatte. Damals begann die Geschichte mit Sam aus dem Ruder zu laufen.

Fragen ausweichen, die ich ohne zu lügen nicht beantworten kann, habe ich jahrelang geübt und erwidere, ohne mit der Wimper zu zucken, mit einer für mich unverfänglichen Gegenfrage: „Sollte ich Sie kennen?“

Er verfolgt das Thema zum Glück nicht weiter.

Jeff hat mich gebeten, Nick zum Arzt zu begleiten; schließlich habe ich eine Diagnose gestellt und den Patienten örtlich betäubt.

Jeff will wissen: „Was passiert, wenn der Doc jetzt sozusagen oben auf deine Betäubung noch eine Spritze setzen will?“

Ich muss zugeben, dass ich keine Ahnung habe, was dann passieren könnte. Diese Truppe denkt wirklich gut mit, auch wenn scheinbar gelegentlich ein Kaninchenbau übersehen wird. Mir hat diese wache, intelligente Art schon bei Tom und Kate besonders gut gefallen. Zum Glück stellt sich die Frage möglicher Wechselwirkungen zweier Narkoseformen nicht, denn der Arzt bestätigt meine Diagnose und Nick mimt den Helden, der das Einrenken ohne Betäubung über sich ergehen lassen will.

Der Arzt warnt noch: „Aber wehe, Sie zerlegen mir die Praxiseinrichtung vor Schmerzen!“, dann packt er mit beiden Händen fest zu, es gibt ein schauerliches Geräusch und der Fuß sitzt wieder so unten am Bein, dass einem nicht mehr buchstäblich übel wird, wenn man hinsieht.

Auf die Frage nach der Versicherungskarte winkt Jeff ab, murmelt etwas von Ausland, derzeit fehlender Krankenversicherung und zahlt bar.

Nick bekommt die Auflage, den Fuß einige Tage nicht zu belasten, die Sprechstundenhilfe verpasst ihm ein paar Krücken und er verlässt die Praxis so, wie ich vor einigen Jahren: humpelnd.

„Und jetzt?“, will ich wissen, als wir wieder draußen stehen.

„Jetzt gehen wir essen! Ich habe nach dem Tag Hunger wie ein Tier“, knurrt Nick. Dann zeigt er auf mich: „Und du kommst bitte mit! Ich lege großen Wert darauf, dass ich auch in einer Stunde meinen Knöchel noch nicht spüre.“

Einen Augenblick bocke ich innerlich – ich habe überhaupt keine Lust, mich kommandieren zu lassen. Wieso sollte ich parieren? Aber dann lasse ich Nicks Worte noch einmal in mir nachklingen. Er hat mir gar nichts befohlen. Er hat „bitte“ gesagt und das auch so gemeint. Außerdem fürchtet er sich wirklich vor den Schmerzen in seinem Knöchel, die sicher früher oder später wiederkommen. Auch das konnte ich in seinen Worten mitschwingen hören. Und noch etwas klang in seiner Äußerung an: eine ziemlich komplexe Mischung aus Sympathie und Neugier.

Genau das ist es, was ich für diese beiden Männer empfinde: Sie sind mir sympathisch. Und ich bin neugierig, mehr über sie zu erfahren. Sehr neugierig.

Außerdem habe ich auch Hunger. Und allein im Restaurant sitzen, ist mir erwiesenermaßen nach meinem Pizzaexperiment unangenehm. Wenn ich mit zwei Männern essen gehe, bin ich definitiv nicht allein. Also gebe ich mir einen Ruck – schließlich wollte ich ja auch ein bisschen was erleben im Urlaub! – und nicke knapp, um mein Einverständnis mit Nicks Vorschlag anzuzeigen.

Jeff lässt mich wieder auf dem Gepäckträger mitfahren, Nick hockt im Anhänger mit den Krücken im Arm; so passieren wir leicht schlingerdnd die größte Straße im Ort, die vom Bahnhof aus zum Wasserturm führt.

Aber hier sind so viele lustige Gefährte mit Pedalantrieb unterwegs, dass wir nicht einmal auffallen.

Schließlich hält Jeff vor einem Hotel, dem ersten Haus am Platze. „Heute muss es ein Steak sein“, verkündet er. „Schön groß und blutig.“

„Ihr überschätzt meine finanziellen Möglichkeiten“, wende ich ein. „Das kann ich mir nicht leisten.“

„Du bist eingeladen, Sara. Unsere Überwachung ist geplatzt. Wir werden einen Riesenärger bekommen und bevor der losgeht, möchte ich wenigstens noch einmal auf Spesen gut gegessen haben“, knurrt Nick entschlossen und humpelt dann auf seinen Krücken in das Hotel.

„Wirklich auf Spesen?“, frage ich sicherheitshalber, nachdem ich einen Blick in die Menükarte geworfen habe: gehobene Speisen zu gehobenen Preisen.

Meine beiden Schutzengel nicken. Und ich bestelle hemmungslos!

Es ist gar nicht so leicht, eine Unterhaltung zu beginnen. Worüber spricht man mit Bodyguards, die man selbst gar nicht eingestellt hat? „Seid ihr mir auf die Insel gefolgt?“, will ich zunächst wissen.

„Wir waren vor dir hier“, erklärt Nick. „Ein anderes Team hat dich bis zur Fähre begleitet. Wir sind hergeflogen. Der Flugplatz auf Langeoog ist wirklich niedlich. Eigentlich haben wir gedacht, das wird ein Kinderspiel, dich hier mit zwei Mann zu beschatten, aber bei dem Gelände erwies es sich als überraschend schwierig. Auf dem Strand siehst du uns von weitem und es würde garantiert jedem auffallen, wenn immer wieder die beiden gleichen Gesichter in seiner Nähe auftauchen. In die Dünen dagegen dürfen wir abseits der Wege nicht. Dort fallen wir also ebenfalls furchtbar auf.“

Ich will wissen: „Wieso werde ich hier überhaupt beschattet? Auf einer Insel kann ich euch nicht entwischen und ihr wisst, dass ich mich wehren kann.“

Jeff und Nick sehen sich kurz an.

Dann meint Jeff grinsend: „Sieht so aus, als wärst du wichtig. Wieso und für wen, das darf beziehungsweise kann ich dir nicht sagen. Auf jeden Fall so wichtig, dass ein ziemlicher Aufwand für deine Sicherheit getrieben wird. Wir sollen keine Risiken eingehen. Deshalb sind wir hier.“

„Ich kann nicht behaupten, dass ich es so wunderbar finde, wenn ich immer beschattet werde“, stelle ich kritisch fest. „Allerdings muss ich zugeben, dass ich wohl einem von eurer Truppe mein Leben verdanke. Ich bin letztthin fast mit dem Fahrrad verunglückt und da hat mich so ein Überwachungsteam gerettet. Die haben einen dicken fetten Geländewagen total zu Schrott gefahren, damit mir nichts passiert. Ich nehme an, ihr wisst, bei wem ich mich bedanken muss?“

Nick lacht laut: „Mach dir da mal keine Gedanken. Den Bericht habe ich gelesen und ich kann dir sagen, der Fahrer zerlegt schon mal öfter einen Wagen – und ich glaube, es macht ihm Spaß!“

Aha. Man kennt einander also in dem Dienst.

Jetzt, jetzt muss ich fragen: „Kennt ihr Mike? Oder Michael? Einen Neurologen aus eurem Verein?“

Mike ist Toms wirklicher Vorname. Nachdem vor einem Jahr mein Selbstmordversuch beinahe gelungen war, ist einiges von der eisernen Disziplin, die Toms Truppe ansonsten aufrechterhielt, zum Teufel gegangen. So hatte sich zum Beispiel Kate, die Ärztin unter ihrem richtigen Namen bei mir vorgestellt, ebenso Frank. Und Kate hatte mir – absichtlich oder unfreiwillig, das weiß ich nicht – Toms wirklichen Vornamen genannt.

Meine beiden Tischgenossen haben aufgehört zu kauen, sobald die Frage nach Mike zwischen uns in der Luft hängt.

Sie sehen einander wieder kurz an, Nick schüttelt abwehrend den Kopf und Jeff sagt ziemlich bestimmt: „Frag uns bitte nicht über unsere Arbeit aus. Da sind wir verschwiegen. Wie gesagt – wegen der vermasselten Beschattung bekommen wir sowieso einen Riesenstress. Da müssen wir wirklich nicht noch mehr Minuspunkte sammeln.“

Eine Weile essen wir schweigend.

Dann habe ich eine Idee: „Hört mal, ihr zwei - wer sagt eigentlich, dass euer Oberkommando etwas von dem Vorfall heute erfahren muss?“

Die beiden Männer starren mich verständnislos an.

Ich versuche, ihnen meine Idee ein wenig schmackhafter zu machen: „Nehmen wir mal an, ihr seid das einzige Team auf der Insel. Dann war es doch heute so, dass Nick mich bis zum Osterhook beschattet hat. Er hat sich ordnungsgemäß vor vierzehn Uhr gemeldet. Dass ich dabei war, braucht niemand zu erfahren. Ich erzähle es bestimmt nicht weiter. Gemeinsam könntet ihr das Problem mit Nicks Fuß lösen. Es muss ja nicht einmal so gewesen sein, dass ihr mich deswegen aus den Augen gelassen habt, zum Beispiel, weil ihr in den Dünen geblieben seid, und ich mich am Strand aufhielt - ihr seid mit dem fahrbaren Untersatz für zwei vielleicht auf dem Radweg parallel zum Strand gefahren und einer ist immer an den Abgängen Richtung Meer nachsehen gegangen, ob mit mir alles in Ordnung ist.“

„Wir melden uns über die Handys zwar immer so knapp wie möglich, für den Fall, dass es ungebetenen Zuhörern doch einmal gelingt, unsere sicheren Verbindungen anzuzapfen, aber was wir sagen, wird natürlich mitgeschnitten“, beeilt sich Jeff zu erklären.

„Was hat Nick denn bei seinem Telefonat so Verdächtiges gesagt? Dass ich mich Richtung Wasserturm bewege, dass ihr beide euch so bald wie möglich an der Peilbake treffen sollt und dass ein fahrbarer Untersatz für zwei benötigt wird, weil er ein Fußproblem hat. Das kann man doch alles wunderbar erklären, ohne dass es euch reinreißen muss!“

Jeff fragt ohne Umschweife: „Sara, worauf willst du hinaus?“

„Ihr müsst keinen Ärger bekommen. Niemand braucht zu erfahren, dass wir einander kennengelernt haben und eure Beschattung aufgefliegen ist. Wir machen uns ein paar schöne Tage auf der Insel und wenn ich Nicks Fuß ein bisschen beschalle, ist der am Samstag, wenn ich abreise, so gut wie neu.“

Nick gabelt unentschlossen in seinem Gemüse herum. Er und Jeff sehen einander zum dritten Mal wortlos, aber beredt an. Sie haben offensichtlich Gesprächsbedarf, wollen aber nicht, dass ich zuhöre.

Deshalb schlage ich schließlich vor: „Ich verschwinde, wenn ich aufgegessen habe, in Richtung Damentoilette. Ihr nutzt dann meine kurze Abwesenheit, um die Sache zu besprechen und zu entscheiden. Wem schaden wir denn mit diesem Vorgehen?“

Jeff meint ernst: „Wir lügen, wenn wir unseren Bericht frisieren. Das ist nicht unsere Art.“

Ich grinse breit: „Wenn es euch beruhigt – das haben in eurer Truppe schon ganz andere in Bezug auf meine Person gemacht. Und herumgesprochen hat es sich bisher offenbar nicht. Das ist der Beweis: Auf mich ist Verlass. Ich halte dicht.“

Was Tom veranstaltet hat, damit ich aus meiner Zelle türmen konnte, besaß eine ganz andere Dimension als der Unfall, der Nick zugestoßen ist. Tom hat sich wissentlich gegen seine Arbeitgeber und für meine Pläne entschieden, während der arme Nick buchstäblich in die Sache hineingestolpert ist.

Zu ihrer Ehrenrettung muss ich sagen, dass sich sowohl Jeff als auch Nick unwohl fühlen, während sie nach meiner Rückkehr von der Toilette verkünden: „Wir akzeptieren deinen Vorschlag.“

Nick grinst schief, als er hinzufügt: „Und ich könnte mir, falls du meine morschen Knochen nicht wieder so schnell heilen kannst, ja bei der Abreise an einer Türschwelle ganz böse den Fuß umschlagen, oder?“

Mit dieser Vereinbarung beginnt der merkwürdigste Urlaub, den ich in meinem bisherigen Leben je gemacht habe.



Kapitel 23: Mittwoch, 24.5. – 5 Uhr 43

Es ist noch nicht richtig hell, als es an meiner Tür klopft. Nur langsam komme ich zu mir. Wer kann das zu dieser unchristlich frühen Stunde sein?

Aber bevor ich ernsthaft erschrecken kann angesichts der Tatsache, dass mich jemand um diese Uhrzeit stört, flüstert Jeff schon zum offenen Fenster herein: „Sara? Sara! Ich bin's, Jeff! Es ist wegen Nick.“

Aha, kein Feind in Sicht. Wenigstens etwas.

Ich öffne die Tür. Mir entgeht nicht, dass Jeff mich sehr genau einmal von oben bis unten mustert. Mein Schlafdress ist luftig. Zu seinem Glück verliert er kein Wort zu meinem Outfit.

„Was ist mit Nick?“

„Der hat wieder ziemlich üble Schmerzen.“

„Was für ein Glück, dass euer Appartement gleich gegenüber liegt. Ich komme sofort. Wenn du bitte einen Moment verschwinden würdest, damit ich mir etwas überziehen kann?“

Jeff grinst frech und wartet vor der Tür.

Meine beiden Bewacher haben tatsächlich eine Ferienwohnung fast genau gegenüber von meiner gemietet, aber ihnen stand offensichtlich ein viel besseres Budget als mir zur Verfügung, denn sie besitzen zwei Schlafzimmer, ein geräumiges Wohnzimmer, Bad und Küche.

„Wird mein PC überwacht? Diese enge Nachbarschaft ist ja wohl kein Zufall“, vermute ich, als wir eintreten.

Jeff murmelt nur ausweichend: „Was denkst du denn ...?“

Er hält sich mit Informationen über seine Arbeitgeber wirklich zurück.

Nick liegt in einem total zerwühlten Bett. Als ich ihn und sein graues Gesicht betrachte, ist mir sofort klar, dass er nicht erst seit einer halben Stunde wieder unter Schmerzen leidet.

„Du Idiot!“, schimpfe ich spontan. „Warum hast du mich nicht eher benachrichtigt?“

„Sara, ich bin es einfach nicht gewohnt, dass die Leute, die ich beschützen soll, sich um mich kümmern“, erwidert er in dem kümmerlichen Versuch, komisch zu sein.

Ich schalle den Fuß, der mittlerweile auch rund um den Verband ziemlich dick geschwollen wirkt. Genau davor hatte der Arzt gewarnt: einer starken Schwellung, die empfindliche Schmerzen verursachen könnte.

„Du kannst dir aussuchen, wie ich dich behandle - Vollnarkose, damit du das ganze Elend mit diesem Fuß einfach verschläfst oder örtliche Betäubung.“

„Gib mir eine Örtliche“, bittet Nick mit gepresster Stimme.

Ich nicke, setze mich und fange an, seinen Fuß zu beschallen. Nachdem der akute Schmerz abgeklungen ist, beginne ich, die Ursache zu bekämpfen. Leise singe ich mich in die Schwellung hinein und bringe sanft wieder Ruhe in das geschundene Fußgelenk. Nach einer guten halben Stunde kann man sehen, dass der Gelenkbereich schon nicht mehr wie aufgepumpt wirkt. Der Verband schneidet nicht länger tief ins umgebende Fleisch ein.

Nick liegt derweil ziemlich erschöpft mit geschlossenen Augen da, aber Jeff beobachtet mich die ganze Zeit, während ich arbeite, so intensiv, dass ich schließlich irritiert fragen muss: „Was gibt es denn da zu glotzen?“

„Eigentlich nichts“, gibt er freimütig zu. „Ich wollte nur aufpassen und dich bremsen, falls du Zeichen von Erschöpfung zeigst.“

Er weiß offenbar davon, dass es für mich sehr anstrengend sein kann, Ur zu betreiben. „Aha. Meine Akte nehme ich an. Was steht denn da noch alles drin?“

Nick schlägt die Augen auf: „Frag uns nicht über unseren Job aus, Sara. So lautet die Abmachung, oder?“

Ich nicke. Richtig. Da war etwas. Ich hatte gar nicht bewusst versucht, diese Abmachung zu verletzen. Ich bin nur neugierig. Aber es ist ein wirklich merkwürdiges Gefühl, nicht abschätzen zu können, was die beiden alles über mich wissen. Ich weiß meinerseits praktisch nichts über sie.

Nick fährt fort: „Wir sind darauf aufmerksam gemacht worden, dass du wahrscheinlich kollabierst, wenn du dich beim Einsatz von Ur überanstrengst. Und wir sind angewiesen, auf entsprechende Anzeichen zu achten, damit dir nichts zustößt. Nur weil unsere Mission jetzt ganz anders läuft als geplant, müssen wir ja nicht alle Ziele aus den Augen verlieren, oder? Dich zu schützen ist nach wie vor unsere Aufgabe.“

Ich finde Nick sympathisch. Sein fürsorglicher Ton klingt so, als stünde mehr dahinter als lediglich sein Job. Zumindest möchte ich das glauben. Dieses unfreiwillige Beschattetwerden ist viel leichter zu ertragen, wenn ich annehmen kann, dass die damit beauftragten Leute ihre Zielperson, also mich, mögen.

Ich schalle noch ein bisschen, um dem Fuß einen ordentlichen Anstoß zu geben, mit der Heilung zu beginnen. Nick hat wohl wirklich bisher keine gute Nacht gehabt, denn er schläft dabei irgendwann einfach ein. Ich verlasse bald darauf auf Zehenspitzen sein Schlafzimmer und lasse mich auf das Sofa im Wohnzimmer fallen. Ich fühle mich tatsächlich ein bisschen schlapp nach der Behandlung.

Leise schlägt Jeff vor: „Gleich ist es sieben. Soweit ich weiß, machen dann hier die ersten Läden auf. Ich gehe in die Bäckerei und hole uns etwas zum Frühstück. Es wäre nett, wenn du einfach so lange hierbleiben könntest. Und wühle bitte nicht in unseren Sachen herum. Du wirst nichts finden, was dir Hinweise auf unsere Chefetage oder unsere Heimatbasis gibt. Hast du spezielle Wünsche, was dein Frühstück angeht?“

Stumm schüttele ich den Kopf und gähne. Frühstück wäre jetzt schön. Wenn es jemand anderer macht, besonders schön. Und den Hinweis, ich solle nicht in den Sachen wühlen, solange ich mich unbeobachtet in der Wohnung aufhalte, nehme ich nicht übel: Vielleicht hätte ich das wirklich getan, wenn ich mich nicht so dösing fühlte. Während Jeff einkauft, kuschle ich mich in die Sofaecke. Sie ist bequem, warm. Und dann schlafe ich auch ein.

Wenn ich schlafe, arbeitet Ur für mich. Meine Eltern und Ben sagten mir, dass ich im Schlaf beständig vor mich hin summe. Schulkameraden hassten mich bei Klassenfahrten dafür, dass ich ihre Nachtruhe störte. Und auch bei meiner Gefangennahme durch die Amerikaner fiel auf, dass ich nachts nicht wirklich ruhig schlafe.

Das Summen besitzt offenbar mehrere Funktionen: Zum einen vermute ich, dass es diese Schlaflieder sind, die mich gesund halten. Ich bringe mich und meinen Körper offenbar nachts immer wieder in Balance, in ein Gleichgewicht, das mich widerstandsfähig und stark macht. Deshalb habe ich nie einen Pickel länger als ein paar Minuten, bin schlank, kann alles in beliebigen Mengen essen und ein Infekt bekommt einfach keine Chance, sich in meinem Körper einzunisten und auszubreiten. Das bewirken die Signale, die sich bei mir nach innen richten.

Zum anderen fange ich die Echos meiner im Schlaf erzeugten Signale aus der Umgebung auf und analysiere sie auf Störfaktoren hin. Ich muss nicht Wache halten, ich verfüge über eine Art Radar im Schlaf, das mich warnt, wenn jemand sich mir zu sehr nähert. Etwa auf zwei Meter Abstand funktioniert das recht präzise. Ich werde wach, wenn etwas oder jemand diese Mindestdistanz unterschreitet.

Bei Ben allerdings war das nicht so - ihn habe ich nicht auf meinem Schlafradar gespürt. Und ich denke, Tom ist auch mindestens einmal hindurchgeschlüpft, ohne dass ich ihn bemerkt habe, allerdings gelang ihm das, nachdem ich meinen ersten Sekt getrunken hatte.



Kapitel 24: Mittwoch, 24.5. – 10 Uhr 17

Mein Schlafradar schlägt Alarm. Jemand, den ich nicht wirklich kenne, ist mir, während ich schlief, zu nahe gekommen und hat das Warnsignal ausgelöst.

Jeff.

„Verflixt! Ich wollte dich nicht wecken“, entschuldigt er sich, als ich die Augen aufschlage. „Aber du sahst so aus, als ob du frierst. Ich habe nur versucht, dir eine Decke überzuwerfen. Aber dabei bin ich dir dann wohl doch zu dicht auf die Pelle gerückt.“

Mir ist tatsächlich ein wenig kalt. Offensichtlich weiß Jeff sogar über mein Schlafsonar Bescheid, was bedeutet, dass mich meine Kidnapper vor einem Jahr sehr gut beobachtet, die richtigen Schlüsse gezogen und die an meine Bodyguards weitergegeben haben.

„Frühstück ist fertig“, verkündet Jeff einladend. „Du trinkst lieber Tee, nicht wahr.“

Das ist keine Frage. So eine Akte über Zielpersonen beschreibt offenbar sehr detailliert. Ja, ich trinke lieber Tee.

„Nick schläft übrigens noch.“

„Das wird ihm guttun“, meine ich, gähne noch einmal, recke mich und folge Jeff in die Küche.

„Ich hätte mir schon viele langweilige und anstrengende Stunden Wacheschieben in der Nacht sparen können, wenn ich im Schlaf meine Umgebung nach Störfaktoren ebenso absuchen könnte wie du. Wie geht das?“, erkundigt sich Jeff neugierig und gießt mir eine Tasse Tee ein.

„Ich frage euch nicht über euren Job aus. Ihr lasst Ur meine Privatsache bleiben. Ist das ein Deal?“, will ich wissen.

Jeff lacht einmal wieder und nickt. Er lacht herzlich, ohne falsche Untertöne und wenn er es tut, dann ganz. Ich kenne eine Menge Leute, die lachen immer nur sozusagen an ihrer Oberfläche. Ich mag Jeffs Lachen.

„Klingt fair“, meint er und hält mir einen Korb mit Brötchen hin. „Als ich die geholt habe, waren sie noch warm. Ich hoffe, jetzt sind sie wenigstens noch knusprig.“

Ich bin für mehr als drei Stunden tatsächlich eingeschlafen. Und das auf einem fremden Terrain, das vor kurzem durchaus auch noch ein Feindliches hätte sein können. Wie ungewöhnlich! Das ist wirklich nicht meine Art. Es gibt nur eine Erklärung dafür: Ich finde diese beiden Männer wirklich sympathisch und ich fühle mich wohl in ihrer Nähe. Mir das einzugestehen fällt mir nicht leicht, weil es so verblüffend ist, denn zunächst weiß ich keinen Grund dafür.

Als Nick endlich gegen elf Uhr erwacht, geht es ihm sichtlich besser und ich bin erleichtert, dass ihm meine ‚Medizin‘ helfen konnte. Er frühstückt ebenfalls.

„Na dann“, meint er schließlich übertrieben munter. „Machen wir Urlaub!“

„Du willst mit dem Fuß an den Strand?“ Jeff schüttelt missbilligend den Kopf.

„Wenn ich bleich wie Sellerie nach einer Woche mit herrlichem Wetter meine Schicht hier beende, glaubt mir das kein Mensch. Los, wir gehen raus und mieten uns einen Strandkorb. Dann kann ich wenigstens mein Bein hochlegen. Und wir verlieren Sara nicht aus den Augen. Die kommt mit.“

Für einen Augenblick bin ich empört, mit welcher Selbstverständlichkeit Nick über mich verfügt. Aber dann ist es mir plötzlich egal. Was immer ich hier auf der Insel suchte – ich habe etwas ganz anderes gefunden: interessante Gesellschaft.

Ich gehe in mein Appartement und packe eine Badetasche. Die Geschichte hier entwickelt sich mal wieder so schräg, dass mir daheim das Ganze kein Mensch glauben wird, wenn ich davon erzähle. Was soll ich Jule bloß über meine Zeit auf Langeoog berichten? Was meinen Eltern?

Denen schreibe ich rasch eine unverfängliche SMS, in der es vorwiegend um mein Glück mit Wetter und Quartier geht. Ich hoffe, damit sind sie zufrieden. Um diese Zeit müssten sie sich sowieso in der Praxis befinden und könnten es für einen rücksichtsvollen Zug von mir halten, dass ich sie nicht mit einem Anruf bei der Arbeit störe.

Dann klopft es an meiner Tür: Meine Leibwache holt mich ab und wir gehen so langsam zum Strand, dass Nick auf seinen Krücken gut mitkommt. Nur als wir den tiefen Sand erreichen, hat er wirklich Mühe mit dem Humpeln, ansonsten zahlt es sich auch hier aus, dass er topfit ist.

Wir mieten tatsächlich einen Strandkorb; Nick lässt sich hineinfallen und lagert auf dem ausziehbaren Fußteil zufrieden grunzend sein Bein hoch. Ich ziehe es vor, mich nicht zu ihm in den Korb zu setzen, das fühlt sich bei aller Sympathie einfach nach zu viel Nähe an. Also breite ich mein Badetuch zwei, drei Meter vor dem Strandkorb aus. Mein T-Shirt und die Bermudashorts sind flott ausgezogen und ich beginne, mich mit Sonnencreme einzuölen, bevor ich mich zum Sonnenbaden ausstrecke.

„Himmel, du schreist aber förmlich nach Ärger!“, knurrt Nick aus den Tiefen des Strandkorbs plötzlich verstimmt.

Jeff hat sich neben ihn gesetzt, beide tragen dunkle Sonnenbrillen wie die „men in black“ und beobachten dahinter unauffällig unsere Umgebung. „Sie sticht halt unter all den Muttis ziemlich heraus“, meint er.

Nick raunt: „Guck mal, der auf elf Uhr in Korb zweihundertdreizehn sabbert gleich.“

Dann lacht Jeff: „Und der in Nummer zweihundertsieben wird gerade von seiner Angetrauten am Kragen wieder in seinen Sitz zurückgezogen. Der wäre fast aus dem Strandkorb gefallen, so hat der sich vorgelehnt, um einen guten Blickwinkel zu bekommen!“

„Was faselt ihr da für einen Unfug?“, will ich verärgert wissen.

„Wir machen unseren Job!“, erklärt Jeff gönnerhaft und schwer amüsiert. „Wir schützen dich.“

„Vor Sandeimern und Schnullern?“

„Nein, du ahnungslose Aphrodite. Vor den Männern, denen du gerade den Kopf verdrehst. Beeil dich bitte mit dem Eincremen und mach es nicht ganz so gründlich!“, quengelt Nick.

Jeff verkündet: „Ich hole uns was zu trinken und checke dabei die Nachbarschaft.“ Dann verschwindet er in Richtung auf eine Verkaufsbude in einiger Entfernung.

Kaum ist er weg, frage ich Nick: „Was habe ich denn getan?“, denn ich weiß wirklich nicht, wieso er glaubt, ich würde irgendwem den Kopf verdrehen. Aber natürlich bin ich neugierig, wieso er zu dieser Auffassung kommt.

Nick wundert sich: „Sag mir nicht, du hast keine Ahnung, wie du auf Männer wirkst! Für die meisten hier stellst du eine echte Versuchung dar. Deren Frau hat sich nämlich gerade in eine Mutter verwandelt, macht womöglich noch erfolglos Rückbildungsgymnastik und dann kommst du in diesem Hauch von Bikini daher und erinnerst sie daran, wie schön die Jagd war. Jede Frau im Umkreis von zweihundert Metern hasst dich!“

Sein Unterton bleibt völlig neutral, als er das feststellt. Auf ihn habe ich offenbar nicht dieselbe Wirkung wie auf die Männer, die er beschreibt. Wie beruhigend! „Aber Nick, woher willst du das denn wissen?“

„Ich bin verheiratet. Und ich habe vier Kinder. Glaub mir, ich weiß wie ein Mann in solch einer Situation empfindet und ich denke, ich weiß auch, was eine Frau wahrscheinlich fühlt, wenn so etwas wie du plötzlich am Familienstrand auftaucht.“

„Du liebst deine Frau. Und zwar sehr“, stelle ich verblüfft angesichts der Intensität seiner Emotion fest.

„Ja. Woher weißt du das?“

„Ich höre es, an der Art wie du sagst, dass du verheiratet bist.“

„Ja, meine Frau und vier Kinder sind fünf gute Gründe, die mich dazu gebracht haben, gestern auf deinen unmöglichen Vorschlag einzugehen, unsere Berichte hier zu frisieren. Ich brauche meinen Job. Dringend. Ich kann es mir wirklich nicht leisten, wegen Unfähigkeit gehaltsmäßig heruntergestuft zu werden.“

„Nick, ist das nicht unheimlich schwierig, mit einem Mann verheiratet zu sein, der so einen ... ungewöhnlichen Beruf hat?“

„Da musst du meine Frau fragen. Es ist sicher nicht leicht. Für uns beide nicht. Ich bin oft weg von zu Hause. Aber wir führen alle in unserem Dienst so ein verrücktes Leben, dass es eigentlich nur zwei Typen unter meinen Kollegen gibt: Die einen unterhalten praktisch gar keine stabilen sozialen Bindungen, die anderen pflegen besonders feste. Ich zähle zu denen, die eine Heimat brauchen mit Menschen, die zu mir gehören und zu denen ich gehöre. Und verdammt noch mal, zieh dir jetzt bitte das T-Shirt wieder an! Du brauchst wirklich Personenschutz. Ich möchte nicht, dass noch einmal jemand auf dieser Insel über dich herfällt.“

„Noch einmal?“, wiederhole ich gedehnt, als in mein Bewusstsein vordringt, was er damit meinen muss. „Was weißt du über die Sache mit Sam? Sag bloß, darüber steht auch etwas in meiner Akte?“

Nick sieht verärgert aus. Er nimmt sich seinen Lapsus sichtlich übel. Einen Augenblick scheint er mit sich zu ringen, ob er sprechen soll, dann brummt er: „Wenn bei uns eine Akte angelegt wird, dann recherchieren wir gründlich. Wir hatten, seitdem du an der Uni die Nummer mit der Stoffanalyse durchgezogen hast, ziemlich viel Zeit, um Material zu sammeln. Da kommt einiges zusammen. Wir wissen aus den Unterlagen deiner alten Schule von der Sache mit Sam, aber nur in groben Zügen. Hat er dir wirklich etwas getan?“

Aus Nicks Ton spricht echte Anteilnahme, deshalb macht mir die sehr intime Frage nichts aus. „Das war eher umgekehrt - ich habe ihm etwas getan“, gebe ich leise zu und bin erstaunt, wie erleichternd es sich anfühlt, das einmal offen auszusprechen. „Ich war in ihn verschossen und wollte auch endlich einen Freund haben. Immer dachte ich, ich wäre die letzte Sechzehnjährige, die noch nie geküsst worden ist, als das

mit Sam passierte. Damals habe ich versucht, sozusagen auf Ur zu flirten. Dabei habe ich Sam wohl versehentlich so scharf gemacht, dass das, was dann passiert ist, wahrscheinlich eher meine als seine Schuld war. Ich hatte einfach keine Ahnung davon, wie meine Signale auf Ur in so einem Fall beim Empfänger ankommen und wirken.“

Nick hält während meines Geständnisses Blickkontakt, sein Gesichtsausdruck bleibt ernst, aufmerksam. Er kommentiert meine Beichte nicht, wertet sie nicht, nimmt nur zur Kenntnis, was ich berichte, nickt aber schließlich wie zustimmend mit dem Kopf. Dabei lächelt er ganz leicht, verständnisvoll, wie mir scheint. Seine Reaktion, die in meinen Augen eher nach Mitgefühl als nach Kritik aussieht, macht mir Mut, ihn zu fragen: „Steht in eurem Bericht eigentlich, was aus Sam geworden ist? Ich konnte mich bei ihm nie dafür entschuldigen, dass er mein Opfer war.“

„Tut mir leid. Über Sam weiß ich nichts weiter“, bedauert Nick.



Kapitel 25: Mittwoch, 24.5. – 12 Uhr 09

Ich lege mich auf den Bauch auf mein Badetuch und schließe die Augen.

War das meine Beichte? Bin ich jetzt fertig mit dem Fall Sam?

Vielleicht.

Hoffentlich.

Jedenfalls fühlt es sich gut an, endlich einmal die Schuld eingestanden zu haben, die ich an dem schrecklichen Vorfall von damals trage.

Meine Gedanken machen eine Kehrtwendung: Was mag Tom für ein Typ sein? So ein Ungebundener oder einer mit einer festen Beziehung? Halt – er hatte etwas von einer Ex-Freundin gesagt. Also gab es zumindest eine Bindung. Und seitdem? Was hatte die Zeit mit mir auf ihn für eine Wirkung? Eine Vorübergehende? Langanhaltende? Dauernde? Keine? Akte geschlossen?

Wie mag Tom jetzt aussehen? Jeff, der vielleicht nur drei, vier Jahre älter sein dürfte als Tom, sieht jedenfalls ziemlich gut aus in seinen Strandklamotten. Der macht die Muttis rundum wahrscheinlich ebenso nervös wie ich angeblich die Männer und erinnert sie auch an schöne Jagderlebnisse.

Meine Gedanken machen heute, was sie wollen! Wo sollen diese Grübeleien hinführen?

„Ich geh baden!“, verkünde ich plötzlich entschlossen, denn ich hoffe, dass sich mein Kopf abkühlt, wenn ich in die noch frühlingshaft frische Nordsee tauche.

Nick protestiert: „Bitte lass den Quatsch. Baden ist gar nicht so ungefährlich. Und das Wasser ist bestimmt eklig kalt.“

„Nick, Ihr könnt gern auf mich aufpassen und ich mag ehrlich gesagt sogar eure Gesellschaft. Aber ich habe wirklich keine Lust, mich von

irgendjemand an die kurze Leine legen zu lassen. Wenn ihr das auch nur versucht, verschwinde ich und gehe wieder meine eigenen Wege. Ich will jetzt baden. Schluss der Debatte!“

Mein T-Shirt fliegt auf den Boden und ich marschiere los in Richtung Meer, wo sich die Brandung bei auflaufendem Wasser bricht. Ob Nick so stur ist, mir zu folgen? Mit seinem Fuß wäre das sicher keine gute Idee.

Ich drehe mich neugierig nach zehn, zwanzig Metern um. Nick telefoniert. Ich verstehe plötzlich, warum er das tut: Wahrscheinlich ruft er Jeff herbei. Hoffentlich verplappert er sich nicht, wenn die Gespräche mitgeschnitten werden! Dann höre ich so laut, dass Nick eigentlich gar kein Telefon bräuchte: „Jetzt schwing deinen Arsch hierher, aber zackig! Ich weiß nicht mal, ob sie schwimmen kann!“

Ich kann schwimmen.

Natürlich kann ich schwimmen, auch wenn ich nicht gerade Flipper bin! Deshalb laufe ich jetzt entschlossen auf das Wasser zu. Wahrscheinlich ist es so kalt, dass man sich einfach hineinstürzen muss, sonst überlegt man es sich doch noch einmal. Viele Leute schwimmen wirklich nicht im Meer; die Eltern lassen ihre Kinder auch lieber auf dem Trockenen, weil sie es wohl noch für zu frisch halten, um ihnen das Planschen zu erlauben.

Ich laufe durch die ersten, noch flachen Wellen und bereue sofort meinen Plan, als es mir eiskalt bis an den Bauch spritzt. Aber nachgeben will ich nicht! Noch ein paar Schritte, dann bricht sich die erste Welle vor mir und schwappt bis über meine Taille – das ist so kalt, dass es sich fast schon heiß anfühlt, weil die Haut nach der Berührung mit dem Wasser förmlich brennt! In diesem Augenblick werde ich auch noch von hinten nass gespritzt. Jeff kommt angelaufen. Er überholt mich mit ein paar weiten Sätzen und hechtet schließlich über einen brechenden Wellenkamm ins Wasser. Ich springe hinterher. Oh Mann, ist das eisig! Prustend kommen wir beide wieder hoch. Wirklich tief ist das Wasser hier nicht, Langeoog hat flach abfallende Strände.

„Ihr Krauts seid wirklich total verrückt! Eisbaden im Frühling, so etwas kann nur euch einfallen. Ich bin andere Temperaturen gewohnt. Das ist Folter, was du mir da zumutest.“

Ich spritze ihn übermütig nass. „Ich hab dich nicht gezwungen zu baden.“

„Doch! Du weißt genau, dass du das getan hast! Du bist grausam.“ Jeff lacht mit blitzenden Zähnen zu mir herüber.

„Was hättest du denn gemacht, wenn ich vorgestern schon schwimmen gegangen wäre?“

„Ich hätte Blut und Wasser geschwitzt! Leider wissen wir nicht, ob du überhaupt schwimmen kannst. Auch deine Akte weist ein paar Lücken auf.“

Ich lache und anstelle einer Antwort tauche ich ab in das gut schulterhohe, nordseetrübe Wasser. Mit ein paar raschen Zügen schwimme ich dicht über den Grund, bis ich direkt hinter Jeff stehe. Er hat mich garantiert nicht gesehen dabei, das mattgraue Meerwasser versteckt mich. So leise wie möglich tauche ich in seinem Rücken wieder auf.

Jeff starrt auf die Stelle, an der ich untergetaucht bin. Dann dreht er den Kopf suchend hin und her. Sein Rücken sieht plötzlich aus wie in Marmor gemeißelt, so angespannt wirkt er, aber vielleicht ist ihm auch nur so schrecklich kalt wie mir. Als er plötzlich: „Sara?“, ruft, höre ich jedoch, dass er tatsächlich aufs Höchste angespannt und besorgt ist.

Sofort melde ich mich: „Ich bin hier, Jeff!“

Er fährt herum wie ein Kettenhund. Um seine Sorge zu überspielen, lässt er sich seitlich ins Wasser sinken, als hätte er gerade vor Erleichterung das Bewusstsein verloren, weil er mich sieht. Mir tut mein kindischer Scherz schon leid - für ihn war der offenbar alles andere als komisch. Ich sehe mit einem Mal ein, dass ich durch meinen Vorschlag, dass meine Bewacher ihren Bericht über den Inselaufenthalt fälschen sollen, eine Mitverantwortung übernommen habe für das, was

hier passiert. Und ich sollte mich fairerweise in meinem Verhalten danach richten. Um die dumme Situation zu beenden, und weil die Kälte mir sofort bis ins Mark kriecht, wenn ich mich auch nur einen Augenblick ruhig verhalte, schlage ich vor: „Lass uns um die Wette schwimmen!“, und werfe mich wieder ins Wasser.

Jeff könnte mir jederzeit bei diesem Wettkampf davonziehen – ich sehe seine wirbelnden Füße rechts neben mir auf Kopfhöhe. Beim Kraulen atmet er nach links, um mich ständig im Blick zu behalten. Selbst in den kleinen Wellenbergen und -tälern, die uns gemütlich schaukeln, lässt er den Blickkontakt nicht abreißen. Ich gebe beim Schwimmen, was ich kann, aber nach ein paar Minuten bin ich fix und fertig – mit diesem Muskelpaket neben mir kann ich absolut nicht mithalten. Also winke ich ab und deute Richtung Strand. Jeff hält sich auf dem Weg dorthin immer dicht neben mir, nicht aufdringlich nah, aber er könnte sogar zufassen, wenn ich stolpere, als ich mich durch die mäßig starke Brandung aus dem Wasser kämpfe.

Sobald ich ganz auf dem Trockenen stehe, klappern meine Zähne, obwohl nur ein leichter Wind geht. Aber auch der kühlt einen erstaunlich schnell weiter aus. Schlank zu sein besitzt eindeutig Nachteile, denn man friert ziemlich schnell. Auch Jeff hat immerhin eine Gänsehaut.

„Los, beeil dich, damit du trocken wirst, sonst holst du dir nach dem Bad den Tod!“, meint er energisch.

Wir laufen zu unserem Strandkorb zurück, damit wir flott zu unseren Handtüchern kommen. Nick steht ungeduldig da und hält mir mein Handtuch entgegen. Ja, das sieht sehr nach einem erfahrenen Familienvater aus. Ich muss unwillkürlich grinsen. Er wirkt so, als könnte er sich nur mit Mühe davon abhalten, mir den Rücken trocken zu rubbeln. Seinen frierenden Kollegen lässt er dagegen kalt lächelnd dessen Handtuch selbst aus dem Rucksack herauswählen.

Schlagartig wird mir klar, dass ich nicht so gelassen bin, jetzt den nassen Bikini auszuziehen, Umkleidekabinen sehe ich weit und breit nicht, also ziehe ich mein T-Shirt kurzerhand wieder über. Als ich schließlich immer noch verfroren auf meinem feuchten Handtuch sitze, reicht mir Jeff wie selbstverständlich sein Sweatshirt. Dankbar ziehe

ich es an - ich kann es sogar, so, wie ich auf meinem Handtuch hocke, ohne es großartig auszubeeulen, bis über meine Knie ziehen. Der Mann ist fast doppelt so breit wie ich.

Keiner meiner beiden Wachhunde meckert. Die nehmen meine spontane Badeaktion erstaunlich gelassen. Vielleicht sind sie Schlimmeres von ihren ‚Kunden‘ gewohnt? Als Jeff sieht, dass ich einfach nicht aufhören kann zu zittern, geht er zu einem Strandkorb in der Nachbarschaft und spricht die Familie an, die dort lagert. Mit einem geliehenen Ball kommt er zurück.

„Los, Sara, lass uns ein bisschen Fußball spielen, damit dir wieder warm wird“, schlägt er vor und zieht mich auf die Füße. Das Sweatshirt schlabbert mir auch im Stehen fast bis zu den Knien, aber das ist mir im Moment ganz recht. Jeff kickt den Ball spielerisch ein paarmal so, dass er in der Luft bleibt, dann passt er zu mir.

Fußball ist nun wirklich nicht meine starke Seite, aber Jeff lässt mich einigermaßen gut aussehen dabei: Er erläuft sich auch in dem tiefen Sand jeden meiner unpräzisen Schüsse und legt mir den Ball fast millimetergenau zurück auf den Fuß, sodass ich nur erneut abzuziehen brauche. Nach einer knappen Viertelstunde ist mir sogar ziemlich warm und wir setzen uns, nachdem wir den Fußball zurückgegeben haben, wieder an den Strandkorb.

Nick zieht nach etwa einer weiteren halben Stunde seine Sonnenbrille ab und kaut nachdenklich auf einem Bügel, bevor er feststellt: „Wir fallen auf. Das sollten wir nicht.“

Jeff stimmt zu: „Ich hab’s auch schon bemerkt.“

„Wieso fallen wir denn auf?“, will ich neugierig wissen. Ich habe keine Ahnung, was an unserem Benehmen Aufmerksamkeit erregen könnte.

Nick erklärt: „Wir sind eindeutig keine Rentner und keine junge Familie.“

„Richtig“, fährt Nick fort, „aber das Schlimmste ist - zwei Männer mit einer jungen Frau, der jeder hinterher guckt. Nicht mal das Sweatshirt hilft! Ich kann förmlich sehen, wie sich unsere Nachbarn

hier den Kopf darüber zerbrechen, ob wir etwa beide etwas mit Sara haben oder wer von uns beiden etwas mit ihr hat. Und wenn wir alle beide die Finger von ihr lassen, ist das auch für Beobachter auffällig. Und angesichts der Tatsache, dass wir hier sogar unsere Berichte fälschen, sollten wir besser in keiner Weise Anlass dazu geben, dass sich jemand an uns erinnert.“

Nick schlägt vor, Jeff solle die Rolle meines Freundes übernehmen. Ich bin überrascht und mehr als skeptisch. Aber indem ich mich umsehe, komme ich nicht darum herum, zu bemerken, dass uns wirklich viele Augenpaare mustern. Buddelnde und durch den Sand krabbelnde Kleinkinder sind offenbar nicht halb so fesselnd wie die Frage, ob es sich bei unserer Gruppe um einen flotten Dreier handelt oder nicht.

Jeff überzeugt mich schließlich, als er sagt: „Sara, ich fürchte, Nick hat recht. Entweder wir brechen unseren Urlaub ab. Dann fliegen Nick und ich eben mit der verpatzten Observation auf. Oder wir bleiben auch die restlichen drei Tage bis Samstag hier und du erträgst es mit Gelassenheit, wenn ich dir den Rücken einöle, oder abtrockne und manchmal den Arm in der Öffentlichkeit um dich lege.“

Nicht was Jeff gesagt hat, sondern wie er es gesagt hat, überzeugt mich letztlich: Er wird Distanz halten. Ich brauche mir keine Sorgen zu machen, dass er mir in seiner Rolle zu nahe tritt, denn ich höre Respekt vor mir in dem, was er sagt, und kein sexuelles Interesse – nur Sympathie sowie die Absicht, seiner Aufgabe so gerecht zu werden, dass wir möglichst alle gleichermaßen gut mit der Situation umgehen können.

„In Ordnung“, gebe ich schließlich meine Zustimmung, denn ich will die beiden nicht unnötig in Schwierigkeiten bringen. „Ich verlasse mich darauf, dass du dich daran hältst, dass das hier nur ein Rollenspiel ist, mehr nicht.“

An Nicks Haltung mir gegenüber ändert sich nichts, aber ich staune, wie leicht Jeff in seine neue Rolle schlüpft. Wahrscheinlich ist seine Ausbildung dran schuld. Vielleicht muss er wie ein Chamäleon bisweilen von einem Moment auf den anderen aus Gründen der Tarnung sein Auftreten ändern. Seine ganze Körpersprache mir gegenüber wechselt; sie deutet

nun an, dass er in einer fast besitzergreifenden Art zu mir gehört - und ich zu ihm. Wenn er mir etwas zu trinken aus dem Rucksack reicht, berühren sich unsere Hände einen Augenblick. Wir gehen zu der Bude am Strand, um gegen zwei etwas zu essen, und seine Hand greift völlig selbstverständlich nach meiner. Bei der Bestellung an der Theke bin ich „Schatz“ und als wir unser Essen bekommen und uns auf ein paar hohe Stühle setzen, von denen aus man über die Brüstung der Terrasse auf den Strand blicken kann, ist er so nahe bei mir, dass sich unsere Oberschenkel berühren.

Die Außenwirkung ist erstaunlich: Ich befinde mich quasi nicht mehr auf dem Markt. Sicher, ich werde immer noch angesehen, aber anders als zuvor. Da befindet sich jetzt ein Mann an meiner Seite, der Anspruch auf mich erhebt und er sieht nicht so aus, als sollte man sich mit ihm anlegen. Das dämpft das Interesse rundum sichtlich. Nick und Jeff haben die Lage gut und richtig eingeschätzt.

Mein Appartement verlasse ich am selben Abend und ziehe bei Nick und Jeff ein, die sich nun ein Schlafzimmer teilen. Das andere bekomme ich. Wenn schon, denn schon. Wir wären ja wohl in unserer neuen Rollenverteilung kaum glaubwürdig, wenn ich nebenan wohnen bliebe. Gut, dass ich das alles jetzt nicht meinen Eltern erklären muss! Mir ist selber nicht ganz klar, was da gerade passiert. Aber Jule hat letztthin ja schon so treffend formuliert, dass wir uns in einem Alter befinden, in dem man nicht immer alles erklären oder gar verstehen muss. Jedenfalls bin ich aktuell nicht mehr gezwungen, allein zu essen oder allein essen zu gehen und knittrige Charmeoffensiven verschlafener Jungväter beim Brötchenholen entfallen. Ich mache Urlaub auf Kosten eines amerikanischen Geheimdienstes in Begleitung zweier sehr netter und aufmerksamer Männer, die geradezu ängstlich darüber wachen, dass es mir gut geht. Bisweilen ist das ein klein wenig lästig, fühlt sich aber grundsätzlich gar nicht so schlecht an. In deren Gesellschaft empfinde ich meinen Urlaub als wesentlich angenehmer als allein mitten unter all den Familien und den paar Rentnern auf der Insel. Ich verarzte regelmäßig einen Fuß, der sich sichtlich zu erholen beginnt und habe einen Freund auf Zeit, der ohne irgendwelche

Absichten oder Hintergedanken Händchen mit mir hält. Die Außenwirkung dieser Maßnahme ist die Erwünschte - die Innenwirkung erstaunlich angenehm.



Kapitel 26:

Es war schon ein etwas merkwürdiges Zusammentreffen: Jule und ich standen praktisch zur gleichen Zeit plötzlich ohne unsere Freunde da. Es lagen keine vier Wochen zwischen der Trennung von Ben und mir beziehungsweise der von Jule und Jonas.

Ich war damals vollkommen verblüfft, wie sehr mir auch die körperliche Nähe von Ben fehlte. Auf einmal keine Hand mehr zu haben, die man beim Spazieren gehen festhielt, das empfand ich als unerwartet fremd.

Da läuft man viele Jahre an der Hand der Eltern, dann ist man stolz darauf, sich endlich davon loszureißen; bald allerdings sucht man nach der nächsten Hand, die einem Halt geben könnte – und sogar einen gewissen Status unter anderen jungen Menschen, je nachdem, um wessen Hand es sich handelt. Und blitzschnell gewöhnt man sich daran, diesen Halt zu haben, wenn sich eine entsprechende Hand endlich gefunden hat.

Mir war, solange Ben an meiner Seite ging, nicht aufgefallen, wie viel Schutz so eine männliche Hand gibt, die Anspruch auf mich als Frau erhebt – und das, obwohl Emanzipation heute als selbstverständlich gilt: Bens Verhalten mir gegenüber setzte ein deutliches Signal, nämlich dass wir zusammengehören. Kaum war Ben nicht mehr da, fehlte das Signal und ich erlebte einige seltsame Dinge!

Jule benahm sich nach der Trennung von Jonas ziemlich aufgedreht – sie hatte sich in der Beziehung mit ihrem Freund zuletzt, wie sie sagte, furchtbar gelangweilt.

„Mit Jonas war einfach nichts los! Der besaß so wenig Unternehmungsgest. Immer nur zu Hause herumsitzen, Glotze, ständig dieselbe Kneipe – das reicht mir nicht. Ich bin jung. Wenn ich jetzt nichts erlebe, wann dann?“, schimpfte Jule.

Und dann begann sie, mit mir herumzuziehen.

Am Anfang gingen wir häufiger ins Kino. Und schon, wenn es eine Schlange an der Kasse gab, konnte es sein, dass zum Beispiel plötzlich

jemand neben uns auftauchte und sich anbot, das Popcorn für den Abend zu zahlen.

Jule gab sich dabei viel lockerer als ich. „Popcorn? Du kannst meine Cola zahlen, wenn du willst“, schlug sie einmal vor und bestellte sich einen sündhaft teuren Litereimer mit dem Erfolg, dass ich plötzlich mitten im Vorfilm eine fremde Hand auf meinem Oberschenkel fand. Und diese Hand begann sofort, vom Knie an aufwärts zu kriechen!

Ich kann es nicht leiden, wenn ich berührt werde, ohne damit einverstanden zu sein! Mag sein, das hängt mit Sam zusammen und dem, was zwischen uns vorgefallen ist. Also bat ich leise Jule, die rechts von mir saß, um ihre Cola und goss sie dem edlen Spender, der links von mir saß, samt dem Eis darin zum Abkühlen in den Schritt. Dann wurde es ziemlich laut im Kino. Man warf uns achtkantig raus!

Wieder auf der Straße wieherte Jule immer noch vor Lachen: „Das blöde Gesicht von dem Typ! Sara, du bist sowas von irre! Wenn jedes Mädchen sich so wenig gefallen ließe wie du, wären die Kerle vorsichtiger.“

Ich fand den Vorfall nicht halb so komisch wie sie, allein deshalb, weil wir furchtbar viel Aufsehen erregt hatten, und knurrte nur: „Wenn du dir die nächste Cola ausgeben lässt, dann setzt du dich neben den, der sie gezahlt hat, ist das klar?“

Kurz darauf überredete Jule mich, auf eine Schaumparty ins Badezentrum zu gehen. Das Bad sollte von Grund auf renoviert werden und bevor es für längere Zeit schließen musste, war diese Schaumparty angesetzt, um wenigstens noch einmal vor der Schließung richtig ordentlich am Eintritt zu verdienen.

„Jule, was sollen wir da? Wahrscheinlich gibt es bei der Veranstaltung nur lauter Kerle, die versuchen, dich einzuseifen. Und in einem Schwimmbad ist es so nass, da kann ich die nicht mal mit einer verschütteten Cola in die Flucht schlagen“, nörgelte ich.

Daraufhin sah Jule mich ganz schräg an und meinte nur: „Ich weiß nicht, wie es dir geht Sara, aber ich hätte nichts gegen ein bisschen

Einseifen. Jonas war ein Langweiler, aber immerhin konnte er wirklich gut küssen. Und noch so einiges mehr. Das fehlt mir. Ich habe das Gefühl, dass ich meinen Körper schon gar nicht mehr spüre. Kommst du nun mit oder nicht? Allein traue ich mich nicht."

Ich bin mitgegangen. Und seitdem weiß ich, dass neonfarbener Schaum nicht das Gelbe vom Ei ist. Jule bekam sofort Angst, in den Schaumbergen bald ersticken zu müssen. So wie sie von Anfang an nach Luft schnappte, hat sich keine Hand in ihre Richtung verirrt. Das Experiment brachen wir ganz schnell ab.

Anschließend versuchten wir es mit Disco.

Die stellt für mich ein nicht ganz einfaches Gelände dar, denn gegen eine Disco ist die Musik im Keller bei unseren Schülerpartys nur ein leises Säuseln. Ich kann bei dem Dröhnen nicht wirklich gut hören, was wichtig sein mag. Untertöne und Echos gehen in dem Lärm unter, wenn ich mich nicht ganz furchtbar konzentriere.

Aber das konnte ich Jule ja nicht erklären - wer nichts von Ur weiß, hat kein Verständnis dafür, dass ein Aufenthalt in einer Disco für mich etwas Ähnliches bedeutet, als würde man mich weitgehend blind auf einen Spaziergang schicken. Und doch hat Jule mich überreden können mitzukommen, denn der Gedanke, einmal auf Menschen zu treffen, ohne dass Ur mich beeinflussen würde, besaß durchaus auch etwas Reizvolles für mich.

Also sind wir an einem Freitagabend in einen Klub losgezogen, den man uns empfohlen hatte. Wir haben getanzt - und wie! Der hämmernde Rhythmus hat wirklich alles in mir überdeckt und mich fast in einen Rauschzustand versetzt. Damit hatte ich im Voraus einmal wieder nicht gerechnet, aber die Erfahrung gefiel mir: Es fühlte sich an, wie abheben oder sich von der Erde loslösen - nicht ständig wahrnehmen beziehungsweise analysieren müssen, schlicht und ergreifend, weil es nichts zum Analysieren gab. Das empfand ich auf eine gleichzeitig befremdliche und doch auch verführerische Weise entspannend. So ähnlich stellte ich es mir vor, betrunken zu sein oder auf Droge.

Abstand gewinnen, zum bloßen Zuschauer werden und wie von oben auf das Geschehen zu blicken, kann ich sonst nicht - normalerweise stecke ich immer mittendrin!

Das Dumme war nur: Als ich völlig losgelöst wie unter einer Musikdusche tanzte, bis mir der Schweiß über den Körper lief, habe ich offenbar mehr als nur einen Mann auf mich aufmerksam gemacht. Plötzlich fühlte ich die erste fremde Hand, die ich nicht dort haben wollte, wo sie gelandet war. Dann raunte mir einer etwas ins Ohr, was ich nicht hören mochte. Ein Dritter steuerte mit vielsagendem Blick auf mich zu, aber da war mir die Lust zum Tanzen schon vergangen - ich befand mich nicht für diese Typen hier, die behinderten mich vielmehr bei dieser ganz neuen Erfahrung, die ich gern ungestört auskosten hätte. Das alles wäre nie und nimmer passiert, wäre ich an der Hand eines männlichen Begleiters in diese verdammte Disco gekommen.

Also verließ ich die Tanzfläche. Ich holte mir ein Getränk, nippte immer wieder, schaute mich um, wo Jule abgeblieben war, und winkte ihr zu, als ich sie endlich unter den Tanzenden entdeckte. Scheinbar habe ich dabei mein Glas einen Moment zu lang aus den Augen gelassen, denn ein paar Minuten später schwamm mir nach dem nächsten Schluck alles allmählich vor den Augen. Ich versuchte, mithilfe von Ur das Bild wieder klar zu bekommen. Der ganze Vorgang erinnerte mich fatal daran, wie die Amerikaner mich bei meiner Gefangennahme zu narkotisieren versuchten. Damals wurde mir irgendetwas gespritzt, das mich hätte lahmlegen sollen, aber ich hatte mich auf Ur gegen den Stoff gewehrt und nicht wie geplant beziehungsweise erwartet das Bewusstsein verloren. In der Disco spürte ich, dass ebenfalls eine Droge auf mich wirkte. Ich war in diesem Augenblick froh über die höllisch laute Musik, denn ich war gezwungen, auf Ur vergleichsweise laut gegen die Wirkung des Stoffes anzukämpfen. Um was auch immer es sich handelte, es musste starkes Zeug sein! Trotz meiner Gegenwehr blieb ein Rest Unsicherheit in meinen Bewegungen. Ich ging deshalb etwas unbeholfen zu Jule hinüber auf die Tanzfläche und schrie ihr ins Ohr: „Wir müssen hier raus! Mir hat einer was in mein Getränk getan. Ich kann kaum noch gehen!“

Jule ließ den Typ einfach stehen, mit dem sie gerade noch getanzt hatte und griff sofort nach meinem Arm. Gemeinsam holten wir unsere Jacken und gingen Richtung Ausgang.

Auf dem Weg dorthin fragte mich plötzlich ein Mann: „Geht es dir wirklich gut?“

Sein Pech, dass es in diesem Bereich der Disco schon wieder so leise war, dass ich sehr gut wahrnehmen konnte, dass sein Unterton bei dieser Frage überaus erwartungsvoll und lauernd klang. Er hoffte auf eine ganz bestimmte Antwort. Ich war mir in diesem Augenblick vollkommen sicher: Dem und keinem anderen hast du es zu verdanken, dass dir eine Droge in dein Getränk gemischt wurde.

„Du hast dir die Falsche ausgesucht!“, schnauzte ich ihn wütend an und klebte ihm eine Ohrfeige ins Gesicht, so fest ich nur konnte.

„Warum in drei Teufels Namen hast du das gemacht?“, fragte Jule ziemlich erschrocken, als wir uns wieder an der frischen Luft befanden.

„Der hat mir etwas in mein Glas gekippt.“

„Hast du ihn dabei etwa gesehen? Warum hast du denn dann überhaupt aus dem Glas getrunken?“, wunderte sich Jule.

„Nein, ich habe ihn nicht dabei beobachtet. Aber ich weiß trotzdem, dass er dahintersteckt“, schnaubte ich wütend.

Jule hat sich ziemlich gewundert, warum ich auf dem gesamten Heimweg laut vor mich hin gesummt habe, aber ich wusste mir nicht anders zu helfen, um meinen Kopf wenigstens einigermaßen klar zu halten.

Wahrscheinlich hätte ich lieber meine Bodyguards sich um den Dreckskerl kümmern lassen sollen, dann wäre er nicht bloß mit einer Ohrfeige davongekommen. Aber damals hatte ich ja keine Ahnung davon, dass ich beschattet wurde.

Jule und mir ging es ganz ähnlich, verlassen wie wir uns fühlten. Wir haben oft darüber gesprochen, aber während Jule mir scheinbar ihr ganzes Herz ausschütten konnte, blieb bei mir immer Vieles ungesagt, denn da gab es stets Dinge, die im Zusammenhang mit Ur standen und die ich deshalb nicht erwähnen konnte beziehungsweise verschweigen wollte. Und von meiner Zeit als Gefangene der Amerikaner konnte ich erst recht nichts erzählen. Deshalb bin ich damals in Gedanken und Gesprächen immer bei dem Gefühl Sehnsucht hängen geblieben, aber nie bis zu Tom vorgestoßen. Trotzdem - diese Gespräche waren es, die dafür sorgten, dass zwischen Jule und mir eine wirklich besondere Freundschaft entstand.



Kapitel 27: Freitag, 26.5. - 14 Uhr 22

Ich liege wieder platt auf dem Bauch am Strand, ich tue so, als schliefe ich in der Sonne und in meinem Kopf geht es rund! Warum hat Nick mich mit seiner Frage eben dermaßen aus der Ruhe gebracht?

Da Nicks Bewegungsfähigkeit zwar gute Fortschritte macht, aber insgesamt natürlich immer noch eingeschränkt ist, bin ich in den letzten beiden Tagen mehrheitlich mit Jeff unterwegs gewesen. Das passte ja auch ganz wunderbar zu dem Rollenbild, das wir uns geben wollten: ein Paar unterwegs mit einem gemeinsamen Freund im Urlaub.

Am Donnerstag musste ich Nicks Fuß gar nicht mehr so intensiv behandeln, weil die Schwellung mittlerweile deutlich nachgelassen hatte. Mit Jeff bin ich morgens bei einem frischen Wind einfach spazieren gegangen. Mir gefallen diese grauen Dünen mit den rosa Tupfen von den undurchdringlichen Heckenrosengebüschen. Die Heckenrosen duften in der Sonne geradezu betäubend! Ich weiß nicht, ob Jeff Heckenrosen mag, aber was immer ich auch vorschlug, er machte mit. Als auch nachmittags das Wetter weiterhin einen Hauch zu kühl blieb für den Strand, steckte Nick Jeff ein paar Geldscheine zu und schickte uns zum Shoppen!

„Kauf ihr irgendwas zum Schwimmen, das nicht bei jeder Welle verrutscht!“, brummte er dazu.

Ich war empört: „Was hast du gegen meinen Bikini? Gefällt der dir etwa nicht?“

„Doch. Deswegen ja!“, knurrte Nick. „Weißt du, meine älteste Tochter ist gerade mal drei Jahre jünger als du, Sara. Und der Gedanke, dass die auch solche Fummel tragen könnte, macht mich verrückt. Ich denke einfach daran, dass wir ab Samstag nicht mehr für deine Sicherheit zuständig sind. Nicht, dass ich meinen Kollegen nicht traue, aber versteh mich bitte - ich möchte jedes Risiko, das ich ausschalten kann, für dich auch aus dem Weg schaffen und wenn es dieser Bikini ist!“

Was sollte ich dazu sagen? Mein Bikini war üppig geschnitten im Vergleich zu dem, was Jule im Schwimmbad spazieren trug, aber offenbar sah Nick das ganz anders.

Kaum stand ich mit Jeff vor der Wohnung, meinte er nur: „Nimm es ihm nicht übel. Er mag dich eben.“

„Schon gut“, beruhigte ich ihn. „Ich mag Nick auch. Ich höre ja, dass er es von Grund auf ehrlich meint.“

Dann zeigte ich auf die Beule, die die Brieftasche in Jeffs Jackentasche warf und fragte nur: „Spesen?“

Er nickte breit grinsend. Danach hatte ich nur noch wenige Hemmungen, mir einen richtig teuren Badeanzug zu kaufen. Ich betrachtete die Kosten dieser Shoppingtour einfach als angemessenes Schmerzensgeld für meine Gefangenschaft im letzten Jahr.

Während Jeff den Badeanzug an der Kasse einer Boutique vor dem Bezahlen hochhielt und kritisch betrachtete, lachte er einmal wieder herzlich: „Ich bin mir ziemlich sicher, dass Nick nicht unbedingt an so etwas dachte, als er dich zum Einkaufen losgeschickt hat.“

„Aber es ist doch kein Bikini!“, verteidigte ich mich.

„Stimmt. Aber dieses Ding besitzt dort Löcher, wo sie einen wirklich neugierig machen!“ Die Rechnung ließ Jeff auf Badetücher ausstellen.

Das Hand-in-Hand-Gehen von einem Geschäft zum anderen, das Sitzen Seite an Seite im Strandkorb vor einem Café, als wir ein Stück Kuchen aßen, das fühlte sich so richtig an. Abends sind wir sogar ins Kino gegangen. Diese Insel besitzt tatsächlich ein winziges Kino mit einem herrlich staubigen Charme! Der Film, eine ziemliche Schnulze, war fast vorbei, als mir bewusst wurde, dass ich seitlich an Jeff lehnte; mein Kopf lag an seiner Schulter.

„Dir ist aber schon noch klar, dass wir nur ein Paar spielen?“, raunte er mir leise ins Ohr.

Im ersten Augenblick bekam ich einen kleinen Schrecken wegen der Zurückweisung, die in Jeffs Worten lag. Aber dann sagte ich mir aufs Neue: „Lass mal locker!“

Jeffs Ton klang rücksichtsvoll, behutsam. Er wollte mich eindeutig nicht verletzen, aber auch ganz sichergehen, dass ich die Situation nicht missverstand. Deshalb flüsterte ich zurück: „Nur ein Spiel. Ich weiß. Freunde, mehr nicht. Es fühlt sich einfach gut an, wenn ich bei dir bin. Ist das in Ordnung für dich?“

Da hat er den Arm ganz um mich gelegt und ich wusste, dass wir wirklich nur als gute Freunde hier saßen.

Nick dagegen beobachtete die wachsende Ungezwungenheit zwischen Jeff und mir mit Argwohn. Er wusste ja nichts von diesen klärenden Worten. Und als Jeff vorhin einmal wieder zu der Imbissbude am Strand aufbrach, hat Nick mich ernst angesehen und gefragt: „Da ist aber nichts zwischen dir und Jeff, oder? Ihr wirkt mittlerweile geradezu verdächtig harmonisch, wenn ihr gemeinsam unterwegs seid.“

„Nein, Nick, da ist wirklich nichts. Wir haben das im Griff, spielen eine Rolle und es fällt uns leicht, weil wir einander sympathisch sind. Aber es gibt für dich keinen Grund, dir Sorgen zu machen.“

„Na, dann bin ich ja beruhigt. Angeblich kannst du ja nicht lügen. Wenn unser Dienst eines noch mehr hasst als Beziehungen unter Kollegen, dann sind das Beziehungen zu Zielpersonen. Sowas wird einfach nicht geduldet. Unter keinen Umständen. Nie. Da verstehen unsere Bosse wirklich keinen Spaß! Das ist dir doch sicher bewusst, oder?“

Mit einem Schlag ist nach Nicks Worten die ganze leichte Harmonie der letzten Tage weggefegt. Jetzt ist mir nämlich plötzlich klar, warum ich die Nähe dieser beiden Männer förmlich gesucht habe: Sie könnten eine Brücke zu Tom darstellen.

Sie sind ihm ähnlich in ihrem Auftreten, mit ihrer Wachsamkeit, ihrer Fähigkeit, sich über viele Themen kompetent zu unterhalten, ihrer Intelligenz, sogar in ihrer Bereitschaft, mich und meine Stimmungen sensibel wahrzunehmen samt der daraus resultierenden Rücksichtnahme auf mich und meine Bedürfnisse. Und vielleicht, wenn ich ganz, ganz ehrlich bin, kann ich mir eingestehen, dass ich auch dieses ruhige Selbstbewusstsein attraktiv finde, das ihnen wahrscheinlich ihre Ausbildung verleiht und das ausstrahlt: „Leg dich nicht mit mir an!“ Es ist einfach sehr angenehm, sich dermaßen sicher fühlen zu können, wenn sie bei mir sind.

Wieder einen Mann zu berühren - und sei es nur ganz freundschaftlich wie bei Jeff - hat die Zäune und Mauern, die ich sorgfältig in meinem Inneren errichtet habe, tief eingerissen. Mein Bedürfnis nach Nähe und Zärtlichkeit ist dadurch nicht gestillt, sondern dringender geworden. Und ich kann es drehen und wenden wie ich will: Ich suche Tom in beziehungsweise mit dem, was ich hier gerade tue. Ich suche ihn, wenn ich mich an Jeff schmiege, ich suche ihn, wenn ich mich bemühe, Nick und seine Gedankenwelt kennenzulernen. Schließlich haben Tom und er denselben Arbeitgeber beziehungsweise Job. Das ist doch schon etwas, wenn man nicht einmal weiß, wo der, nach dem man sich wirklich sehnt, wohnt, wie er tatsächlich heißt oder lebt. Das Zusammenleben mit Toms Kollegen ist wie eine Simulation eines Beisammenseins mit ihm: Wie wäre das, mit so einem seinen Weg zu gehen?

Allerdings habe ich bisher sehr erfolgreich diesen Gedanken verdrängt. War einfach nicht wirklich ehrlich zu mir selbst. Kein Wunder, denn der Ansatz ist ja auch reichlich schräg.

Und jetzt hat mir Nick vor drei Minuten in aller Deutlichkeit eröffnet, dass es für Tom und mich keinerlei Chance auf eine gemeinsame Zukunft gibt, denn Verbindungen zwischen Zielpersonen und den Leuten aus dem Dienst seien mehr als unerwünscht. Sie werden einfach nicht geduldet.

Wenn Tom gefeuert wurde, weil herausgekommen ist, dass er mir bei meiner Flucht massiv geholfen hat, fühlt er sowieso wahrscheinlich keinen Funken Sympathie mehr für mich. Aber ich habe mich ja wirklich bemüht, keinen diesbezüglichen Verdacht aufkommen zu lassen und seine

Komplizenschaft zu verschleiern, so gut es ging. Wenn es mir also gelungen sein sollte zu flüchten, ohne dass Tom als Fluchthelfer verdächtigt wurde, dann hat er sich von mir wahrscheinlich abgewendet, wenn er klug ist und seinen Job behalten will. Wenn der Fall so liegt, wie Nick es gerade beschrieben hat, hat Tom mich bestimmt längst vergessen. Schließlich ist er kein Träumer.

Was habe ich ihm auch schon zu bieten? Nichts als Ärger! Bin sowieso bestimmt zu jung für ihn. Schließlich ist er sieben Jahre älter als ich. Und wenn man sich unter so extremen Bedingungen kennenlernt wie wir beide, besitzt eine Beziehung ganz sicher keine Zukunft. Es ist außerdem frustrierend, dass ich mich ständig selbst an der Nase herumführe, um dann doch immer wieder nur zu der Erkenntnis zu gelangen: ‚Aha! Du suchst also Tom!‘

Das ist so kindisch. Blöde Schulmädchenschwärmerei!

Eine warme Hand legt sich auf meinen Rücken. Ich habe nicht gehört, dass Jeff inzwischen zurückgekommen ist.

„Du schläfst nicht. Und so wie deine Rückenmuskeln arbeiten, beißt du dir gerade an irgendetwas geistig die Zähne aus. Was ist los?“, erkundigt er sich ruhig.

Erst jetzt, als ich den Kopf hebe, um zu antworten, wird mir bewusst, dass mein Blick verschwommen ist, dass meine Unterarme, auf denen der Kopf gelegen hat, nass sind, weil ich lautlos weine.

„Lass mal, Jeff. Nett, dass du fragst, aber helfen kannst du nicht.“



Kapitel 28: Samstag, 27.5. - 8 Uhr 22

Meine Fähre zurück aufs Festland geht um neun. Nick und Jeff begleiten mich bis zum Bahnhof, von wo aus die abreisenden Gäste mit der Inselbahn zum Hafen gebracht werden.

„Ihr fliegt wieder zurück - wohin auch immer?“

„Ja. Wenn ich jetzt sage: ‚Pass gut auf dich auf!‘, klingt das sicher aus meinem Mund ein bisschen lächerlich, oder?“, fragt Nick mit einem schrägen Grinsen in Richtung auf seinen Fuß.

„Kann ich noch etwas für deinen Knöchel tun?“

Nick lässt den Fuß nach rechts und links frei kreisen. Er ist ohne Krücken gekommen und man muss schon sehr genau hinsehen, um festzustellen, dass er ein bisschen humpelt. „Hast genug für mich getan, Sara. Ich bin dir sehr dankbar. Und jetzt nur noch die Bitte: Solltest du jemals aus irgendwelchen Gründen in Kontakt mit Leuten von unserem Dienst treten, bitte erzähl nicht, wie unsere Beschattung hier auf der Insel wirklich ausgesehen hat!“

Ich nicke stumm.

Jeff sagt: „Es war schön, dich kennenzulernen! Und ich bedaure, dass sich unsere Wege wohl hier trennen werden. Weißt du, du bist nett. Manchmal haben wir Aufträge, bei denen wir uns um echte Widerlinge kümmern sollen. Leute, die ihre Frau schlagen. Oder solche die ihren Hund verhungern lassen. Es war mir ein Vergnügen, deinen Freund zu spielen!“

„Ihr werdet nicht wieder irgendwo mein Wachteam bilden?“, frage ich und bin selbst ein bisschen erschrocken, wie traurig ich klinge.

„Wenn wir es tun, dann solltest du es nicht merken. Und wenn du es bemerkst, dann sollte es um Himmels willen niemand sonst mitbekommen!“, rät Nick eindringlich.

Dann ertönt die Durchsage, dass der Zug gleich abfährt. Beide Männer umarmen mich, Jeff küsst mich sogar ganz leicht auf die Wange. Danach drehe ich mich um und steige in den Zug.

Jetzt sollte ich die Zeit bis zur Ankunft auf dem Festland wirklich gut nutzen, um wieder zur Ruhe zu kommen, mich zu fangen - und mir zu überlegen, was ich daheim über meinen Nordseeurlaub erzählen werde!

Als ich schließlich den Anweisungen meines Navigationssystems folge, um wieder auf die Autobahn zurückzufinden, stelle ich fest, dass ich beinahe mehr in den Rückspiegel schaue, als nach vorn: Wo sind meine neuen Schatten? Aber wenn ich weiterhin so lausig fahre, komme ich bestimmt nicht heil nach Hause. Ich steure in einer kleinen friesischen Ortschaft einen Parkplatz an und suche im Handschuhfach Taschentücher - natürlich heule ich schon wieder! Dabei fällt mir eine CD in die Hände. Die hatte ich schon ganz vergessen. Jule gab sie mir vor ein paar Tagen und ich hatte sie mitgenommen, um sie mir in Ruhe während der Fahrt Richtung Langeoog anzuhören. Es handelt sich um eine Zusammenstellung von Songs von Farin Urlaub.

Ich lege die CD ein. Und der erste Song ist wirklich wie für mich und meine Stimmung gemacht: Im ersten Text geht es darum, dass der Sänger eine unerwiderte Liebe vergessen möchte. Wahrscheinlich hat Jule eher ganz allgemein an Liebeskummer oder Beziehungsfrust oder an Ben gedacht, als sie das Lied für mich auswählte. Es ist aber ein Volltreffer auf meine Situation im Hinblick auf Tom. Ich höre das Lied einmal, zweimal, dreimal. Singe mit. Der zwanghafte Blick in den Rückspiegel ist erst einmal vergessen.

So, genauso fühle ich mich: Ich wünsch´ mir, dass ich dich vergessen könnt´ ...

Die Frage aus dem weiteren Text: 'Was hast du mit mir gemacht?', stelle ich Tom innerlich inzwischen hundert Mal am Tag. Wie komme ich aus der Nummer wieder heraus? Der Text scheint die Antwort zu geben: Ich muss noch geduldig warten. Es muss genügend Zeit vergehen.

Also: Dann warte ich eben. Irgendwie wird es schon gehen. Das haben schon ganz andere geschafft! Wenn ich mich bloß nicht so elend fühlen würde. Jeden Schnupfen kann ich im Keim ersticken. Ich habe schon den Krebs besiegt. Aber für Liebeskummer bin ich offenbar anfällig.

Zu meinem Glück ist nicht viel Verkehr an diesem Samstag. Ich heule fast auf der ganzen Strecke. Über dreihundert Kilometer lang. Bestimmt rekordverdächtig. Auf der letzten Raststätte, bevor ich die Autobahn verlassen muss, um nach Boerde abzubiegen, halte ich an. Noch im Auto sorge ich dafür, dass meine Nase und meine Augen abschwollen und nicht mehr rot leuchten. Zu so was ist Ur in der Tat praktisch - von Naseputzen bis Weltherrschaft ein echter Alleskönner. Wirklich komisch. Wahrscheinlich durchlaufe ich gerade eine spätpubertäre, sehr melodramatische Phase und alles ist nur halb so wild. Ich komme nach Hause, ich bringe meine Eltern um den Verstand, weil ich mir ein grausam tief dekolletiertes Kleid zum Abiball aussuche, ich finde meinen Traumjob und mache Karriere. Versuchsweise lächle ich mich selbst im Rückspiegel an. Geht doch! Nur ein bisschen verzerrt. Dann steige ich aus und gehe in die Raststätte, um etwas zu essen. Kaum sitze ich und beginne, an einem bröseligen Stück Kirschstreusel zu knabbern, geht es schon wieder los.

Ein ölig wirkender Typ tritt an meinen Tisch und fragt: „Darf ich mich zu Ihnen setzen?“, obwohl es noch viele freie Tische gibt.

Jeff fehlt mir! In seiner Gegenwart wäre das nie passiert.

„Verpiss dich sofort!“, zische ich böse und so laut, dass niemand, der die Szene mitbekommen hat, es noch wagen wird, mich auch nur anzusprechen. Ich habe Nick schließlich versprochen, besser auf mich aufzupassen und das werde ich auch von nun an tun!



Kapitel 29: Sonntag, 28.5. - 11 Uhr 03

„Sara, es reicht mir jetzt! Seit du gestern angekommen bist, hast du nur ausweichend darauf geantwortet, wenn wir nach deinem Urlaub gefragt haben, oder gar nicht.“

Meine Mutter klingt wirklich aufgebracht. Ich will mich nicht mit ihr streiten. Ich will meine Ruhe haben! Ihre Neugier empfinde ich als unangenehm und lästig. Kann das nicht alles meins bleiben: die Erinnerungen an Tom und auch, was ich auf der Insel erlebt habe? Ich verspüre den dringenden Wunsch, dass sie sich da nicht einmischt, nicht bewertet, nicht kommentiert. Ich will nicht, dass meine Erinnerungen unter ihren Einfluss geraten. Wahrscheinlich nennt man dieses Bündel an Emotionen in meinem Alter 'erwachsen werden'.

Dummerweise habe ich aber auch Verständnis dafür, dass sie unbedingt wissen möchte, was da auf der Insel passiert ist, was genau ich erlebt habe. Schließlich ist sie meine Mutter. Mein Vater kann sich etwas besser zurückhalten, aber wirklich nur etwas.

„Mama, es geht dich nichts an, was auf Langeoog geschehen ist. All das ist ausschließlich meine Sache! Ich sage dir jetzt trotzdem ein paar Fakten, weil ich weiß, dass du dir sonst Sorgen machst. Aber mir ist gleichzeitig klar, dass du nicht zur Ruhe kommst, wenn ich dir erzähle, was es mitzuteilen gibt. Was ich auch tue, ist also verkehrt. Nimm bitte zur Kenntnis, dass ich nur die paar Informationen gebe, die ich dir jetzt mitteile, dann ist Schluss. Und wenn du danach immer noch Fragen stellst, lasse ich dich zur Salzsäule erstarren! Lass mich mein Leben leben! Also: Ich habe meinen Urlaub mit zwei ausgesprochen netten Männern verbracht. Die habe ich auf Langeoog kennengelernt. Bei denen habe ich sogar gewohnt. Und bevor du irgendwelche abwegigen Schlüsse ziehst - wie sagt man so schön? Da war nichts. Ich werde die beiden wahrscheinlich nie wiedersehen und sie fehlen mir. Sehr sogar. Also lass mich in Ruhe. Und wenn du jetzt noch einen Ton diesbezüglich von dir gibst, dann stopfe ich dir den Mund!“

Mein Vater nimmt meine Mama in die Arme und meint nur über ihren Kopf hinweg in meine Richtung: „Kind, ich glaube, du hättest besser die

Klappe gehalten. Jetzt schläft deine Mutter einen Monat lang nicht mehr ruhig. "

Nach diesem mehr als unglücklich verlaufenen Gespräch ist die Stimmung bei mir daheim ziemlich vergiftet. Aber was hätte ich denn machen sollen? Schweigen ist kein Weg, Lügen unmöglich, die Wahrheit noch viel unmöglicher.

Ich flüchte deshalb nach Düsseldorf. Aber dort fällt mir bald die Decke auf den Kopf! Die Schule fühlte sich am Ende wirklich lästig an, aber ohne Schule fehlt jedem meiner Tage der nötige Rahmen. Jule besucht gerade eine Tante in Süddeutschland. Sie kann mir also nicht weiterhelfen und mir die Zeit vertreiben. So ein Mist!

Am Dienstag rufe ich Sven an.

„Hallo, Sara! Schön, dass du dich mal meldest! Oder hattest du am Ende wieder einen Unfall und dein Rad braucht mich?“

„Mach mich nicht chaotischer als ich bin! Nein, mir geht es gut, meinem Fahrrad auch; ich war nur ein paar Tage verreist. Sag mal, hast du heute Abend etwas vor?“

Weil das schöne, warme Wetter anhält, verabreden wir uns für den Abend auf den Rheinterrassen. Sven wartet schon auf mich, als ich eintreffe. Kritisch mustert er mein Rad, als ich es abstelle: „Um dein Rad geht es also tatsächlich nicht. Dein Drahtesel ist in Ordnung. Was verschafft mir also die Ehre?“

„Ach, Sven! Brauche ich einen Grund? Mir fällt einfach die Decke auf den Kopf. Die Schule ist vorbei und etwas Neues befindet sich einfach noch nicht in Sicht. Ganz ehrlich? Ich weiß nichts mit mir anzufangen.“

Wir schlendern am Flussufer entlang.

„Du trinkst immer noch kein Bier mit?“, erkundigt sich Sven sicherheitshalber.

Ich schüttele den Kopf.

„Wie wäre es dann mit einem Eis?“

Ja, auf ein Eis hätte ich durchaus Appetit und zwanzig Minuten später sitzen wir mit baumelnden Beinen auf einer niedrigen Mauer, lassen die vielen Menschen an uns vorbeiziehen und schlecken. Natürlich kann ich es dabei wieder nicht unterlassen, in der Menge nach Personen zu suchen, die mich möglicherweise beschatten.

„Immer noch nichts von Ben?“, erkundige ich mich beiläufig.

„Nein.“ Sven leckt ein paar Mal an seinen Eiskugeln entlang. Dann will er wissen: „Sag mal, hast du denn noch gar keine Berufspläne?“

„Jetzt fang´ du nicht auch noch damit an! Jeder fragt mich danach, aber am häufigsten zerbreche ich mir selbst den Kopf darüber, wie es jetzt weitergehen soll.“ Ich bin frustriert und klinge auch so.

„Du hast doch sonst schon mal in der Praxis deiner Eltern gejobbt. Wäre das jetzt nichts für dich?“

„Mit meinen Eltern gibt es gerade Stress, seitdem ich ein paar Tage in Urlaub war. Ich musste einfach aus meinem Elternhaus raus und ein bisschen Abstand aufbauen! Und jetzt sitze ich in meiner Wohnung hier in Düsseldorf und grüble und grüble, was ich mit meinem Leben anfangen soll.“

Sven lacht verständnisvoll. „Das war bei mir im Anschluss an die Schulzeit auch nicht anders. Ich dachte damals, dass ich nach der Schule sofort für den Rest meines Lebens entscheiden muss, was ich mache, dass ich mich ein für alle Mal festlegen müsste. Das ist jedoch ein Irrtum. Man muss sich für *etwas* entscheiden, aber nicht gleich für den Rest des Lebens. Man muss anfangen mit einer Sache, nicht mehr und nicht weniger. Irgendwann hat meine Mutter mich dann einfach rausgeschmissen.“

„Rausgeschmissen?“

„Ja. Die hatte die Nase gestrichen voll davon, dass ich immer zu Hause herumhing und mich nicht entscheiden konnte. Da stellte sie mir ein Ultimatum - einmal gäbe es noch Taschengeld, danach würde sie alle

meine Bezüge einfrieren. Ich sollte mir einen Job suchen. Du wirst es nicht glauben, aber so bin ich in den Fahrradladen gekommen. Man muss einfach mit etwas anfangen, neu beginnen, dann ergibt sich der Rest schon irgendwie. Nur herumzusitzen und sich den Kopf zerbrechen, hilft jedenfalls nicht wirklich. Meine Ausbildung zum Zweiradmechaniker habe ich jetzt hinter mir; ich denke, ich werde meinen Meisterkurs demnächst anfangen und wer weiß - in ein paar Jahren besitze ich vielleicht ein eigenes Geschäft. Sicher, ich hatte unheimlich viel Glück, dass sich mein Weg so direkt finden ließ. Du kannst mir glauben, davon war niemand überraschter als ich selbst. Vielleicht brauchst du auch einfach nur mal eine Denkpause. Oder neue Denkanstöße. Aber: Mach etwas. Raus aus deiner Wohnung! Such dir einen Job!"

Das Vanilleeis habe ich von meinem Hörnchen abgefressen, jetzt gehe ich über zu Walnuss.

Ein Job. Daran habe ich natürlich auch schon gedacht. Mit ein bisschen eigenem Geld in der Tasche würde auch das schlechte Gewissen vielleicht verschwinden, das mich plagt, weil meine Eltern noch komplett finanziell für mich geradestehen, während ich seit meiner letzten Abiturprüfung in den Tag hineinlebe.

„Aber was für ein Job? Ich habe da einfach keine Idee. Weißt du nicht etwas?“, frage ich Sven ziemlich hilflos.

„Mach einen auf Topmodell und lass dich irgendwo fotografieren“, schlägt er vor. „Figur und Aussehen stimmen jedenfalls.“

„Nie! Ich will auf keinen Fall irgendwie prominent werden!“, wehre ich ab. Das fehlte noch: ich im Licht der Öffentlichkeit und überall Fotos von mir. Nick und Jeff, immerhin Profis auf dem Gebiet, waren zu meinem Schutz auf dieselbe Strategie verfallen, die auch meine Eltern jahrelang verfolgt hatten: Bloß nicht auffallen! Und daran will ich vorläufig nichts ändern.

„Wenn du keine Angst hast, dir die Finger schmutzig zu machen, kannst du im Moment vielleicht bei uns im Fahrradladen als Aushilfe einsteigen. Mieser Lohn, aber ziemlich nette Kollegen! Wir wissen, seit es warm geworden ist, nicht, wo uns der Kopf steht, weil bei dem

schönen Wetter so viele Kunden kommen. Die Zeit, die wir Mechaniker brauchen, um die Aufträge anzunehmen oder im Laden Kleinteile zu verkaufen, fehlt uns beim Schrauben. Mein Meister hat schon gestöhnt und gemeint, dass es schön wäre, wenn sich jemand für ein paar Stunden am Tag und für kleines Geld als Aushilfe finden ließe.“

Der Gedanke gefällt mir. In Svens Nähe arbeiten zu können, wäre bestimmt angenehm. Und alles ist besser, als herumzusitzen, immer dasselbe Stück von Farin Urlaub zu hören und die Zeit totzuschlagen. Mord hat so etwas Kostbares wie Zeit doch eigentlich nicht verdient, oder?

Ich gebe mir einen Ruck: „Wieso eigentlich nicht? Vom Schrauben habe ich keine Ahnung, aber dazu seid ja ihr Jungs da. Ich bin lernfähig und ich finde dein Angebot wirklich super.“

Sven bremst meinen Optimismus: „Warte, bis du meinen Boss kennenlernst. Der ist nett, aber ein bisschen geizig. Wahrscheinlich wird er dir einen denkbar miesen Lohn vorschlagen. Komm morgen um neun, wenn der Laden aufmacht. Der Erste ist ein gutes Datum, um einen neuen Job anzutreten.“



Kapitel 30:

Meinen Job im „Kontor“ begann ich auch an einem Ersten. Das Kontor war eine Altbierkneipe in Düsseldorf. Unsere Jahrgangsstufe hatte es für eine Party einmal komplett gemietet – viele von uns kannten den Laden, denn er wurde meist von jüngeren Leuten bei einem Kneipenbummel angesteuert. Das Musikprogramm berücksichtigte das entsprechend und hielt Menschen über dreißig in der Regel fern.

Bei der Party sprach mich, als ich mir ein Getränk an der Theke holte, die Besitzerin des Kontors an: „Hallo! Sag mal, das ist jetzt deine dritte Flasche Bionade. Trinkst du keinen Alkohol oder hast du gerade den Führerschein gemacht und bist mit dem Auto da?“

„Wer will das wissen?“, fragte ich etwas irritiert zurück.

Die Frau streckte mir die Hand über den Tresen entgegen: „Ich bin Carmen. Mir gehört der Laden. Ich suche ständig junge Leute, die hier bedienen wollen. Und mir sind die am liebsten, die selbst keine Probleme damit haben, einen Abend ohne Alkohol durchzustehen.“

„Ich trinke praktisch nie alkoholische Getränke“, gab ich verblüfft zu.

„Und? Hast du Lust, dir ein paar Euro dazu zu verdienen?“, erkundigte sich Carmen.

Zu der Zeit war ich noch mit Ben zusammen. Meine Eltern zahlten klaglos mein Appartement und was ich sonst noch so brauchte. Aber von Luxus bar auf die Hand ohne Gegenleistung hielten sie nicht viel – mein Monatsbudget für die laufenden Kosten fiel nicht allzu üppig aus. Oft musste ich mir ziemlich genau überlegen, ob ein weiterer Kinobesuch mit Ben sich finanzieren ließ oder einmal mehr ein Abendessen außer Haus. Mich immer von ihm einladen lassen, das wollte ich nicht, denn er jobbte selbst, weil er sonst finanziell schlecht über die Runden kam.

„Ich weiß nicht ...“, lautete meine erste unsichere Antwort auf Carmens Angebot.

Geld konnte ich sicher brauchen. Aber ich kannte das Kontor zu wenig, um zu wissen, ob es eine gute Idee war, hier zu jobben und Carmen selbst sah ich heute zum ersten Mal. Unsympathisch fand ich sie allerdings nicht. Aber wie wäre sie wohl als Chefin? Sie schien meine Bedenken zu verstehen.

„Einen von meinen Teilzeitkellnern habe ich heute und hier schon unter den Gästen gesehen. Das ist der Frederic. Den müsstest du kennen, wenn der bei dir auf die Schule und in deine Jahrgangsstufe geht. Frag den und lass dir erzählen, was du wissen willst. Wenn dir gefällt, was du erfährst, dann komm wieder und wir besprechen, wann du anfangen kannst“, schlug Carmen vor.

Ich unterhielt mich tatsächlich mit Frederic und dieses Gespräch motivierte mich dazu, Carmen zuzusagen. Am Montag danach begann ich schon meinen ersten Arbeitstag im Kontor. Es fing alles ganz wunderbar an – ich sollte zunächst an der Theke bleiben und spülen. Das klang einfach und es war einfach. Zwischen mir und dem Rest der Welt befand sich ein halber Meter massives Holz. Spülwasser scheint außerdem Emotionen abzukühlen.

Ein paar Abende lang dachte ich: 'Leicht verdientes Geld', freute mich und machte drei oder vier Stunden lang Gläser sauber. Dann jedoch teilte mich Carmen zum Bedienen ein.

Im Kontor konnte man sich nur mühsam bewegen, wenn viele Gäste kamen. Und das Lokal füllte sich eigentlich jeden Abend ab 21 Uhr. Das Gedränge gehörte einfach zum guten Kneipengefühl dazu. Anfangs lief ich mit meinem Tablett herum und kam ganz gut mit der Situation klar. Ich nahm Bestellungen auf, sammelte leere Gläser ein, wischte Tische ab. Natürlich fiel mir auf, dass mich einige der Gäste immer wieder heranwinkten. Und selbstverständlich hörte ich, dass die sich nicht nur auf das nächste Getränk freuten, wenn ich kam. Ich wurde ziemlich oft und offen angebaggert.

'Verdammt! Jetzt lass dich doch nicht so provozieren! Die tun dir nichts, die quatschen bloß', sagte ich mir ein über das andere Mal. Aber ich überstand trotzdem nicht einmal den ersten Abend als Kellnerin bei Carmen.

Wenn ich mich mit meinem Tablett durch die Menge drängte, gab es immer wieder Hände, die mich freundlich mit einem innigen Griff an meine ungeschützte Taille - schließlich balancierte ich ja Getränke über den Köpfen der Gäste - weiterleiteten. Ab 22 Uhr begannen diese Hände immer länger auf meiner Bluse (Jeans und weiße Bluse waren die von Carmen gewünschte Dienstkleidung.) zu ruhen, ab 23 Uhr klebten sie dort viel zu lang, wenn ich mich durch die Menge bewegte. Ich wollte nicht so kurz atmen, wie ich es tat, aber diese unerwünschten Übergriffe veranstalteten in meinem Kopf ein ziemliches Chaos: War ich als Kellnerin etwa Freiwild?

„Komm mal wieder runter, Kleines!“, meinte Carmen beruhigend, als ich ihr einen Schwung leerer Gläser über die Theke reichte. „Das ist alles nicht persönlich gemeint. Warte ab, bis es ans Kassieren geht. So wie du aussiehst, wird sich das auszahlen, wenn du nicht zimperlich bist.“ Offenbar hatte sie mich genau beobachtet und bemerkt, dass ich auf hundertachtzig war.

Kleines! Ich weiß noch genau, wie ich mich über diese Bezeichnung ärgerte. Ich antwortete nicht und schon zwei Minuten später platzte die Bombe. An der Theke ließ ich mir acht Jägermeister geben; an einem der wenigen Tische mit Stühlen im Hintergrund des Lokals hatte jemand eine Runde gegeben. An der länglichen Tafel saß offenbar eine Gruppe Studenten, die einen Geburtstag feierte. Es ging ziemlich hoch her. Ich stellte die Schnapsgläser ab; dann wollte ich die leeren Gläser einsammeln. Da der Tisch in einer Nische stand, konnte ich nur an seine eine Schmalseite treten und musste mich ziemlich recken, um die hinteren leeren Gläser greifen zu können. Die meisten der Jungs reichten sie mir daraufhin netterweise an - nur der, der die Runde spendiert hatte und am Kopfende mir gegenüber am Tisch saß, zog sein Glas sogar noch ein wenig weiter aus meiner Reichweite zu sich heran. Ich musste mich nach vorn lehnen und komplett strecken, um bis dorthin

langen zu können. Als ich das Glas endlich fassen konnte, schnappte sich der Kerl überraschend mein Handgelenk und lachte laut heraus, als ich total vornübergebeugt stehen bleiben musste.

Er schlug seinem Nebenmann mit seiner freien Hand krachend auf die Schulter und grölte: „Na, kannst du jetzt gut in ihren Ausschnitt gucken? Tolle Aussichten was? Das ist mein Geburtstagsgeschenk für dich!“

Ich habe ihm keinen Schlag auf Ur verpasst, ich habe einfach das Tablett genommen und es ihm über den Kopf gezogen. Es handelte sich nur um ein relativ kleines Kunststofftablett, das keinen wirklichen Schaden anrichten konnte, aber er hat sofort losgelassen, denn ich schlug mit voller Kraft zu. Wie man ein Tablett als Waffe verwenden kann, das hatte ich während meiner Gefangenschaft bei den Amerikanern gelernt.

Sofort brach ein Tumult in unserer Ecke des Kontors aus. Ein paar Mädchen kreischten, schließlich hatte ich etliche Gläser einfach auf den Boden fallen lassen, als ich zuschlug. Der Kerl, den ich getroffen hatte, brüllte unartikulierte Zeug wie am Spieß, dabei wies sein hohler Kopf nicht einmal eine Platzwunde auf.

Mit der Plötzlichkeit eines Kistenteufels erschien Carmen plötzlich neben mir. Sie stellte eine Flasche Jägermeister auf den Tisch und kündigte beschwichtigend an: „Der geht aufs Haus.“

Ein anderer Kellner erschien mit Schaufel und Handfeger, um die Glastrümmer zu entfernen. Dann zog Carmen mich in den Lagerraum für Getränke hinter der Theke. „Das war dein letzter Tag heute bei mir, Sara. Ich überweise auf dein Konto, was ich dir schuldig bin. Aber die Kosten für die Gläser, die du zerbrochen hast und für die Flasche Schnaps, mit der ich die Burschen gerade beruhigen musste, ziehe ich dir vom Lohn ab“, erklärte sie ruhig. „Du bist zu empfindlich für diesen Job.“

„Was heißt hier empfindlich?“, wütete ich los. „Der Mistkerl hat mich so über den Tisch gezogen, dass mir jeder bis zum Nabel in den Ausschnitt gucken konnte! Muss ich mir das gefallen lassen?“

Carmen schüttelte den Kopf. „Nein. Musst du nicht. Aber wenn du das nicht vorher in eine glimpfliche Richtung abbiegen oder aushalten kannst, bist du hier einfach fehl am Platze. Schade. Du hättest mit deinem Aussehen den Umsatz gut angekurbelt. So mancher hätte doppelt so viel bestellt wie sonst, nur um dich an seinen Tisch zu bekommen und ein paar Worte mit dir zu wechseln. Und du hättest einen Haufen Trinkgelder einstecken können. Ich wusste nicht, dass du früher wohl unangenehme Erfahrungen mit Männern gemacht hast, sonst hätte ich dir den Job nicht angeboten.“

Als ich kurz darauf ziemlich verstört nach Hause ging, wurde mir klar, dass Carmen richtig lag mit ihrer Vermutung: Nach der Geschichte mit Sam hielt ich mir Jungen und Männer weit vom Leib. Das Erlebnis hatte eine wesentlich tiefere Macke bei mir zurückgelassen, als ich mir bis zu jenem Abend im Kontor eingestehen mochte. Sicher, es gab nach der zehnten Klasse immer einmal wieder jemanden, der sich für mich interessierte, aber ich ging so lange stur überhaupt nicht auf irgendwelche Annäherungsversuche ein, bis das Interesse abebbte. Ben abzuweisen, dazu ergab sich gar keine Gelegenheit, denn unsere erste Begegnung verlief ja mehr als ungewöhnlich und endete damit, dass ich in seinem Arm aufwachte. So hatte Ben meine sämtlichen Komplexe und Traumata einfach umgangen.

Bei Tom lag der Fall noch einmal komplett anders. Als ich ihn besser kennenlernte, befand ich mich in einer so ausweglosen Situation und später in einem solch lausigen Zustand, dass ich ihn und seine Nähe einfach brauchte. Deshalb spielten meine alten Ängste dabei keine Rolle. Außerdem: Tom hatte nie gesagt, dass er etwas von mir wollte ...



Kapitel 31: Mittwoch, 31.5. – 8 Uhr 52

Ein bisschen vor der Zeit stehe ich vor dem Schaufenster von „Rückenwind“. Ich bin reichlich nervös – mein letztes Beschäftigungsverhältnis ging ja nicht wirklich harmonisch zu Ende. Mal sehen, was mich heute erwartet.

Sven kommt auf seinem Rennrad angeschossen und winkt mir zu. Er schließt ein Tor zu einem Hinterhof auf, in dem sich Fahrräder förmlich türmen. Gemeinsam stellen wir dort in einem freien Winkel unsere Räder ab. Dann gehen wir durch die rückwärtige Tür in den Laden. Ein ziemlich prall gefüllter Blaumann steht plötzlich vor uns.

Sven weist auf den Blaumann und macht uns miteinander bekannt: „Darf ich dir meinen Chef vorstellen? Das ist Herr Säder. Herr Säder – Sara Jansen. Chef, meine Freundin hier sucht einen Job. Sie macht gerade Abitur und möchte sich ein bisschen Geld dazuverdienen. Da habe ich gedacht, Sara könnte uns im Laden ein wenig unter die Arme greifen, wo die Werkstatt doch jetzt so stark ausgelastet ist. Sie haben ja selber gestern gesagt, wir bräuchten eine Aushilfe.“

„Guten Tag, Frau Jansen.“ Herr Säder mustert mich von Kopf bis Fuß. „Das ist deine Freundin, Sven?“, fragt er dann gedehnt.

„Nein Chef, das ist *eine* Freundin von mir. Meine Freundin kennen sie doch, die heißt Miriam und hat mich hier auch schon abgeholt.“

„Tja, Frollein ...“

„Bitte nennen Sie mich Sara!“

„Tja, Frollein Sara. Hilfe könnten wir schon gebrauchen. Aber wir sind ein kleines Unternehmen mit hohen Personalkosten.“

Sven verdreht hinter dem Rücken seines Chefs die Augen, als wollte er sagen: „Ich hab´ es doch gewusst! Ein Geizkragen.“

Ich tue etwas, das ich nur selten tue: Ich setze ganz bewusst ein Lächeln auf, von dem ich annehmen kann, dass es ziemlich unwiderstehlich wirkt. „Herr Säder, es wäre für mich persönlich sehr

wichtig, wenn ich jetzt einen Job fände. Und ich weiß ja, dass ich total fachfremd bin – also machen Sie mir ein Angebot, ich werde damit zufrieden sein.“

Svens Boss strahlt. Er ist da, wo ich ihn haben will. „Mehr als der Mindestlohn ist nicht drin“, bietet er in dem Bestreben an, echtes Bedauern in seine Stimme zu zaubern. Aber ich höre den händereibenden Pfennigfuchser hinter der Fassade, der sich über eine billige Arbeitskraft freut.

„Abgemacht.“ Ich nicke und halte Herrn Säder einladend meine Hand hin.

Jetzt strahlt er über das ganze Gesicht und schlägt ein: „Abgemacht. Ich setze den Vertrag gleich auf. Und Sie können wirklich sofort anfangen?“

Meine Finger fühlen sich leicht ölig an, als ich erneut nicke.

Abgelenkt bin ich wirklich für die nächste Zeit. Herr Säder liebt seinen Laden! Stolz führt er mich herum, zeigt mir alles, beginnend bei dem Sortiment von neuen Fahrrädern über Ersatzteile bis hin zu den quietschrosa Körbchen für den sachgerechten Transport von Puppen auf Kinderrädchen. Er führt mir die Kasse vor, die uralte ist und keine echte Herausforderung darstellt, wenn man sich nicht beim Wechselgeld verzählt. Er erklärt mir, was ich selbst verkaufen darf und bei welchen Anfragen ich mir lieber Hilfe von den Fachleuten holen soll. Dann stellt er mir die nach und nach eintrudelnden Mitarbeiter vor: Da sind neben Sven noch Manuel, der im zweiten Lehrjahr steckt, Bernhard, der womöglich seinen Blaumann noch praller ausfüllt als Herr Säder, und Lutz.

Manuel und Bernhard begrüßen mich freundlich, Lutz kann sich ein ziemlich Anzügliches: „Eine echte Bereicherung für unseren Laden!“, bei meinem Anblick nicht verkneifen.

Herr Säder erweist sich in diesem Moment als erstaunlich guter Beobachter oder Menschenkenner, was es von beidem ist, weiß ich nicht.

Jedenfalls fährt er Lutz an: „Klappe! Diesen Ton noch einmal gegenüber Frollein Sara und du kannst drei Monate lang Felgen polieren!“

Sven feixt im Hintergrund. Lutz entschuldigt sich sofort, sein Ton klingt ehrlich, so ehrlich, dass ich ihm seine Bemerkung nicht weiter übel nehme.

Die ersten drei Kunden bedient Herr Säder noch mit mir zusammen, schon beim Zweiten sieht er mir nur noch zu, wie ich den Auftragszettel ausfülle. Dann greift er sich einen Schwung Maulschlüssel, die auf der Theke liegen und verschwindet ebenfalls nach hinten in die Werkstatträume, aus denen bereits geschäftiges Klirren und Scheppern ertönt.

Dabei meint er über die Schulter nach hinten zu mir: „Frollein Sara, Sie machen das großartig! Rufen Sie mich, wenn es Fragen oder Probleme gibt!“



Kapitel 32: Freitag, 2.6. – 13 Uhr

Herr Säder schließt die Ladentür ab, weil, Rückenwind immer zwischen 13 und 14 Uhr zur Mittagspause schließt.

„Jemand Linsensuppe?“, erkundigt sich seine Frau, um herauszufinden, wer von den Angestellten heute bei ihr mit am Tisch sitzen wird.

Ganz schnell ist mir klar geworden, dass ich es wunderbar getroffen habe in Säders Laden! Kein Vergleich mit dem Kontor. Säder ist ein Handwerksmeister von echtem Schrot und Korn, seine Frau eine richtige Frau Meisterin alter Schule, die fürsorglich alle paar Stunden aus der Wohnung über dem Laden kommt, um die Mitarbeiter mit Kaffee zu versorgen oder eben an den Mittagstisch einzuladen. Manuel isst regelmäßig bei ihr, so spart er eine Menge Geld von seiner Ausbildungsbeihilfe und kann sich schon eine eigene Wohnung leisten, obwohl er sich erst im zweiten Lehrjahr befindet. Bernhard scheint sich ausschließlich von Kartoffelsalat zu ernähren und Sven und Lutz entscheiden sich je nach Speisekarte. Mir ist es ein Rätsel, wie Frau Säder es schafft, mal für drei und mal für fünf Personen die richtige Menge Essen parat zu halten, aber sie schafft es.

Bei Linsensuppe winkt Sven ab. Und ich habe als Aushilfe nicht das Gefühl, dass es mir zusteht, mich hier durchfüttern zu lassen. Dabei treibe ich den Umsatz hoch, wie Lutz amüsiert feststellt: Nachdem Herr Kosmann, ein Stammkunde, mich das erste Mal im Laden gesehen hat, beginnt er sofort, mich auf eine geradezu reizende Art anzuhimmeln. Er ist weit über sechzig, ein Herr, der noch mit Hosenklammern radelt und er liebt es, sich mit mir zu unterhalten! Bei seinem ersten Besuch hat er die Bremsen an seinem Rad neu justieren lassen. Als er zum zweiten Mal auftaucht, soll angeblich das Rücklicht flackern, aber er lügt. Gelogen ist auch der Vorwand für den dritten Besuch, bei dem er moniert, dass seiner Meinung nach die Bremsen jetzt zu stramm eingestellt sind.

Ich frage Herrn Säder: „Chef, der Herr Kosmann ist jetzt schon zweimal hier gewesen, obwohl seinem Rad gar nichts fehlt.“

„Aber Frollein Sara! Zahlt er?“

„Sicher.“

„Macht es Ihnen was aus, wenn er kommt und mit Ihnen einen kleinen Schwatz hält?“

„Sicher nicht. Er gehört zu einer aussterbenden Art - er ist ein Herr und benimmt sich auch so.“

„Dann lassen Sie ihn ruhig herkommen. Wir müssen dann eben alle damit leben, dass er ein teures Hobby pflegt“, meint Säder und lächelt süffisant.

Es ist wirklich nett, sich mit Herrn Kosmann zu unterhalten. Die Erkenntnis beruhigt mich einigermaßen - also habe ich doch eher kein grundsätzliches Problem mit Männern, solange sie mich vernünftig behandeln.

Mit Sven setze ich mich an diesem Mittag zum Essen an einen der Tische im Aufenthaltsraum für die Mitarbeiter.

„Sven, es war ein genialer Vorschlag, dass ich hier arbeiten soll. Lutz ist richtig liebenswert geworden. Gestern habe ich mitbekommen, dass er sogar den Pin-up-Kalender an seinem Spind im Flur umgedreht hat, als ich in die Werkstatt kam. Das nenne ich mal rücksichtsvoll - obwohl so etwas absolut nicht nötig ist! Ich fühle mich wirklich wohl hier.“

Sven kaut auf einem Brötchen herum. „Freut mich!“, meint er mit vollem Mund. „Die Atmosphäre ist tatsächlich gut. Außerdem stellt Säders Werkstatt eine echte Größe in der Umgebung dar. Wir sind ziemlich bekannt rundum. Man sieht es zwar nicht unbedingt unter all den 0815-Modellen hier im Laden, aber in unsere Werkstatt kommen auch Leute mit wirklich exotischen und hochwertigen Rädern. Heute Morgen erst fuhr so ein Typ auf den Hof, der sagte, er hätte von uns gehört. Bekommt bei einer weiten Tour ein kleines technisches Problem mit der Schaltung und fährt dann unsere Werkstatt an! Ich denke mal, der war Triathlet oder so. Ein Kreuz wie ein Kleiderschrank und der fuhr

vielleicht eine Rennmaschine! So einen Karbonrahmen muss man sich erst einmal leisten können.“

Mein mitgebrachtes Brot bleibt mir bei dieser Bemerkung fast im Hals stecken. Ich bin zutiefst erschrocken und weiß einmal wieder nicht, ob freudig oder nicht. „Sind solche Karbonrahmen wirklich selten?“, erkundige ich mich zur Sicherheit, nachdem ich den Bissen irgendwie hinuntergewürgt habe.

Sven nickt. „Ich arbeite jetzt schon vier Jahre hier, aber das war mein Erster. So etwas kenne ich sonst nur aus sehr exklusiven Katalogen.“

Soviel zu der Frage, ob es sich um einen Zufall handeln kann, dass hier fast zeitgleich mit mir ein Rad mit Karbonrahmen auftaucht. Meine Schutztruppe hat offenbar erkannt, dass ich eine Weile bei Rückenwind aus- und eingehen werde und es sich nicht nehmen lassen, den Laden einmal kurz direkt unter die Lupe zu nehmen.

Seit ich Jeff und Nick kennengelernt habe und mir sicher bin, dass ich sie mag und ihnen vertraue, fühlt sich der Gedanke, beschattet zu werden, nicht mehr ganz so unangenehm an. Falls man mir eine gewisse Privatsphäre lässt. Wenn ich nicht hinter der Überwachung eine reale Gefahr für mich vermuten müsste – die schützen mich ja nicht vor mir selbst, die beschützen mich vor etwas oder jemandem. Aber wer oder was könnte das sein? Oder sie sind so dicht an mir dran, weil meine Warnung davor, ihren Verein aufliegen zu lassen, und die Medien auf ihre Spur zu bringen, für die Leute eine echte Bedrohung darstellt? Ich muss einmal wieder feststellen: Ich weiß es nicht.



Kapitel 33: Freitag, 2.6. - 17 Uhr 02

Ich habe viel länger gearbeitet als geplant! Aber Herr Kosmann kam tatsächlich schon wieder, suchte und fand ein intensives Beratungsgespräch, doch ansonsten gab es auch reichlich zu tun. Jetzt muss ich mich jedenfalls beeilen, wenn ich meine Straßenbahn nach Hause bekommen will, denn heute Morgen hatte ich ausnahmsweise einmal keine Lust, mit dem Rad zur Arbeit zu fahren, weil es wie aus Kübeln goss. Meine Füße tun ein bisschen weh; ich bin es nicht wirklich gewohnt, so lange zu stehen, wie ich das seit drei Tagen im Laden tue.

Meine Eltern haben die Nachricht, dass ich jobbe, übrigens sehr positiv aufgenommen. Mein Vater klang viel altmodischer, als er eigentlich ist, indem er sagte: „Ohne eine Aufgabe im Leben kommt man auf dumme Gedanken.“

Ich beginne gerade auf dem Weg zur Haltestelle, ihm innerlich recht zu geben, weil seine Feststellung den Nagel auf den Kopf trifft und biege um die nächste Ecke, als ganz plötzlich diese dünne, hohe Kinderstimme direkt vor mir ertönt. Die Stimme schreit wortlos in höchstem Entsetzen und tiefster Qual zugleich auf.

Nachdem ich ganz um die Ecke gebogen bin, sehe ich, warum: Auf dem Gehweg liegt eine junge Frau, keine drei Meter von mir entfernt. Sie muss gerade eben gestürzt sein, denn noch haben sich keine Neugierigen um sie herum angesammelt. Ein kleines Mädchen, vielleicht drei, vier Jahre alt, steht daneben und schreit. Die Hand der Kleinen hängt sinn- und zwecklos ziemlich weit oben in der Luft, wahrscheinlich dort, wo die Mutter sie unerwartet losgelassen hat, als sie zu Boden ging.

Was ist hier passiert? Ich schalle einmal kurz und neugierig. Das Herz der Mutter schlägt nicht mehr! So etwas kommt vor und heißt ganz nüchtern "plötzlicher Herztod". In dieser knappen Bezeichnung findet das blanke Entsetzen, das dieser tödliche Vorgang auslöst, keinen angemessenen Ausdruck. Das Kind schreit schrill weiter. Es weiß noch nichts von der absoluten Katastrophe, die in sein Leben eingebrochen ist, aber es ahnt und fühlt sie bereits mit voller Wucht. Ich war

genauso alt, als meine Mutter todkrank wurde. Und ich hätte vor Angst ebenso geschrien, wenn ich gekonnt hätte, bei dem Gedanken, dass meine Mutter nie mehr aufsteht und für mich da ist.

Über das, was ich dann versuche, denke ich nicht nach. Ich tue es aus Mitleid, denn in dem Entsetzen des Kindes erkenne ich mein eigenes wieder, das mich seinerzeit angesichts der schweren Erkrankung meiner Mutter gepackt hatte.

Ich kann Herzen anhalten. Aber ich kann sie wohl auch wieder in Gang bringen, wenn sie gerade erst stehen geblieben sind. Als andere Passanten auf die Frau aufmerksam werden, als der Erste sein Handy zückt, um einen Rettungswagen zu rufen, als die Frau umgedreht wird, um herauszufinden, was ihr fehlt, arbeite ich bereits.

In dem Brausen des Berufsverkehrs und dem Gewirr der aufgeregten Stimmen rundum falle ich nicht auf. Mein Signal dringt bis zu dem ruhenden Herzen vor, packt es, zwingt es, wieder zu pumpen. Ich stelle erstaunt fest, wie schwierig es ist, so ein Herz erneut in Gang zu bringen. Aber die schrille Kinderstimme lässt nicht zu, dass ich in meinen Bemühungen nachlasse. Nach einer kurzen Zeit schon muss ich mich an einen Laternenpfahl lehnen. Das Herz reagiert, aber zunächst noch nicht stabil. Ich muss mir mehr Mühe geben, all meine Kräfte mobilisieren, damit dieses Kind nicht seine Mutter verliert!

Plötzlich falle ich selbst. Merkwürdig - ich spüre nicht einmal, wie ich aufschlage.

Ich kenne die Stimme, die ich höre. Sie murmelt leise allerlei Unverständliches vor sich hin: „So. Die Infusion läuft. Jetzt müsste es eigentlich nicht mehr lange dauern, bis du die Augen aufschlägst. Komm schon, Sara! Mach mich bitte nicht nervöser als ich schon bin. Sonst muss ich doch noch einen Arzt rufen. Los, gib dir Mühe!“

Meine Augenlider fühlen sich unendlich schwer an, ich bekomme sie einfach nicht auf, um nachzusehen, zu wem die Stimme gehört. Deshalb will ich mir mit der rechten Hand über die Augen fahren, sie reiben, bis die dummen Dinger tatsächlich wach werden und etwas sehen.

Aber da packt jemand entschlossen meinen rechten Arm: „Schön stillhalten, sonst rutscht am Ende die Nadel wieder raus. Du glaubst gar nicht, wie stolz ich darauf bin, dass die drin ist!“

Der Schreck, mich nicht bewegen zu dürfen, wie ich das will, schafft es, mir die Kraft zu geben, meine Augen zu öffnen. Die ersten Bilder erscheinen schief und schräg, wie aus dem Spiegelkabinett.

„Na also“, stellt die Stimme fest und klingt mächtig erleichtert. „Es geht doch!“

„Frank?“, krächze ich entgeistert. Diese Stimme kenne ich tatsächlich. Sie gehört zu einem meiner Bewacher aus meiner Entführungszeit im letzten Jahr. Frank hatte mich damals nach meinem Selbstmordversuch als persönlicher Fitnesstrainer mit Gymnastik wieder ein bisschen in Form gebracht. „Frank, bist du das?“

„Leugnen hat wenig Sinn, oder?“

„Was hast du mit deinen Haaren gemacht? Als wir uns zuletzt begegnet sind, hast mehr oder weniger ausgesehen wie ein blonder Wikingerhäuptling.“

Frank, den ich erstaunlicherweise vor etwa einem Jahr unter seinem richtigen Namen kennengelernt habe, fährt sich resigniert mit einer Hand durch den tiefschwarzen Schopf. „Ich habe unserem Fachmann aus der Abteilung Tarnen, Täuschen und Verpissen gleich gesagt, dass mir Schwarz nicht steht und dass du mich, wenn überhaupt, an der Stimme erkennen wirst.“

Ich versuche, meinen Blick klarzublinzeln. „Du hast dich überhaupt gewaltig verändert, Frank!“

„Stimmt. Ich wiege rund fünfundzwanzig Kilo weniger als vor einem Jahr. Beschwer dich nicht. Du bist schuld.“

„Ich? Um Himmels willen, was hab´ ich denn damit zu tun?“

„Ach Sara, als wir das erste Mal miteinander zu tun hatten, war ich noch so ein richtiger Muskelberg. Das nützte mir aber gar nichts, als du mich bei deiner Flucht aus dem Weg geräumt hast. Damals erkannte

ich, dass ich diese ganzen Muskeln nur mit mir herumgeschleppt habe, weil ich dachte, dass mich äußere Stärke vor Bedrohungen schützen kann. Aber dann kommst du halbe Portion daher und beweist mir das Gegenteil. Daraufhin habe ich kontrolliert abtrainiert. Ich setze jetzt mehr auf andere Kraftquellen. Du weißt schon, Yoga und so.“

Ich bin total verwirrt und will mich aufsetzen, aber Frank ist, obwohl sein Oberarm nicht mehr über die Dimensionen eines prachtvollen Schinkens verfügt, schneller und wesentlich stärker als ich. Er drückt mich sanft, doch bestimmt nach unten. „Verhalte dich bitte still, solange die Infusion läuft.“

Infusion? Ich schaue mich zum ersten Mal bewusst um: Ich befinde mich in einem Auto auf dem Beifahrersitz. Der Sitz ist ziemlich weit nach hinten in eine Schlafposition geklappt, sodass ich wirklich beinahe liege. An dem Handgriff über der Tür baumelt ein Infusionsbeutel, aus dem ein Schlauch in Richtung meines rechten Armes führt. In der Armbeuge steckt eine Nadel.

Alarmiert will ich wissen: „Was ist das für eine Infusion?“, denn ich habe mit gespritztem Zeug während meiner Entführung schon sehr schlechte Erfahrungen gemacht.

Frank legt mir beruhigend seine Hand auf den Arm, in dem die Nadel steckt. „Keine Sorge, Sara. Das ist ein Cocktail, den Kate speziell für dich entworfen hat. Du erinnerst dich an Kate, die Ärztin, die dich bei uns betreute? Sie hat damals mithilfe der Auswertung der Blutanalysen nach deinem Kollaps eine Mixtur entworfen, die dich schnell wieder auf die Beine bringen soll, wenn du noch einmal nach einer Anwendung von Ur zusammenbrichst. In der Infusionslösung befindet sich vor allem Glukose, aber auch Mineralstoffe, Proteine und Vitamine sind drin, soweit ich weiß. Jedes Team trägt so einen Beutel für den Notfall bei sich. Und jeder deiner Bodyguards kann solch eine Infusion legen. Also entspann dich.“

Ich höre, dass Frank absolut aufrichtig mit mir spricht. Ich höre viel Wärme und sogar echte Zuneigung in seiner Stimme. Aber ich bin trotzdem vollkommen verstört. „Frank, warum der Aufwand für eine neunzehnjährige Schülerin? Die Bodyguards, medizinische

Notfallausrüstung. Wozu? Was wollt ihr von mir? Oder vor wem muss ich mit so viel Einsatz geschützt werden?“

Aufregung und Angst tun mir in diesem Zustand nicht gut. Das war vor einem Jahr auch nicht anders, aber da gab es Tom, der mich in die Arme nahm und festhielt, wenn die Linien auf dem Monitor an meinem Krankenbett die Farbe von Grün nach Rot wechselten. Frank verschwimmt vor meinen Augen. Ich versuche in den Lichtpunkten, die ich plötzlich nur noch sehe, Tom zu entdecken. Es gelingt mir nicht, aber der Gedanke an ihn gibt mir etwas Ruhe und Kraft. Dann höre ich Frank wieder.

Offenbar telefoniert er: „Ja, ich hab sie. --- Bin erst mal einfach weg mit ihr und stehe jetzt auf einem Waldparkplatz. Aber ich weiß nicht, wie stabil sie ist. Sie war kurz bei sich, dann ist sie wieder weggesackt. Die Infusion läuft. Sie bekommt nichts davon mit. --- Nein, sie hat mich nicht erkannt. Auf gar keinen Fall. --- Ich kann mich als irgendwer ausgeben, sagen wir mal als Arzt, der sie aufgelesen hat. --- Ich vermute, der Kollaps wurde ausgelöst, weil sie eine Person, die auf der Straße zusammengebrochen ist, wieder auf die Beine gebracht hat. Das war Breitestraße, Höhe Haltestelle der Straßenbahn gegen 17 Uhr. Seht zu, dass ihr die Daten von dieser Person vom Notarzt bekommt, der sicher da gewesen ist. Dann hat Kate etwas zu forschen. --- Nein, schickt mir keine Verstärkung. Ich versuche, das allein durchzuziehen, damit Sara möglichst keinen Verdacht schöpft. Und jetzt stellt mich zu Kate durch. Ich schiebe hier ziemlich Panik, weil Sara wieder bewusstlos geworden ist.“ Dann folgt eine kurze Pause, bis Frank wieder spricht: „Kate? Gott sei Dank. Sara ist kollabiert, die Infusion liegt, sie hat nur kurz die Augen aufgemacht, aber dann hat sie sich irgendwie aufgeregt und ist wieder bewusstlos geworden. Was soll ich tun?“

Frank ist sehr erleichtert, als er schließlich das Gespräch beendet, sich wieder mir zuwendet und sieht, dass ich ihn beobachte. Er fummelt an dem Regler, der die Tropfgeschwindigkeit der Infusion bestimmt. Zum Glück ist der Parkplatz menschenleer und niemand wundert sich, was wir hier treiben.

„Frank, warum lügst du am Telefon wie gedruckt und behauptest, ich hätte dich nicht erkannt?“

„Kannst du dich nicht mal einen Augenblick entspannen? Kate hat gesagt, dass das ganz wichtig ist!“

Ich schnaube vor Wut: „Könntest du dich entspannen, wenn du in so ein Chaos gerätst?“

Frank seufzt. „Wahrscheinlich nicht. Du bist aber nicht in ein Chaos geraten, du hast dich selbst reingestürzt, also gib bitte nicht mir die Schuld. Wieso hat du Ur angewendet?“

„Habe nicht drüber nachgedacht. Das Kind hat mir so leidgetan neben seiner toten Mutter. Weißt du, ob ich es geschafft habe?“

„Was geschafft? Die Frau wieder auf die Beine zu bringen? Ich denke schon, denn ich habe gesehen, dass sie atmete, als ich dich aufgefangen habe.“

Stimmt. Ich kann mich nur noch daran erinnern, dass ich gefallen, aber nicht, dass ich aufgeschlagen bin. „Du hast mich aufgefangen? Wo warst du, Frank?“

„Hinter dir, Sara, direkt hinter dir.“

„Ich sehe euch nie! Verdammt, wie macht ihr das?“

Frank lächelt ein wenig. „Wir sind Profis. Aber offenbar nicht so gut wie ich dachte. Du wusstest, dass wir da sind? Woher?“

Gut, dass ich wieder so klar im Kopf bin, dass ich bei meiner Antwort Jeff und Nick nicht versehentlich gefährde! Deshalb erwidere ich nur: „Ich hatte letztthin beinahe einen Unfall mit dem Fahrrad. Eines eurer Teams konnte mich da durch sein Eingreifen höchstwahrscheinlich vor ein paar schlimmen Verletzungen bewahren. Es waren Profis mit amerikanischem Akzent. Das machte mich natürlich stutzig. Bei der Gelegenheit bemerkte ich auch einen Mann mit einem sehr auffälligen Rennrad mit Karbonrahmen – der hat sich heute offenbar meine neue Arbeitsstelle angeschaut. Mein Kollege Sven schwärmte mir in der Mittagspause von dem Rennrad vor. Und die Wahrscheinlichkeit, dass es

zwei solch exklusiver Räder hier in der Stadt gibt, ist verschwindend gering, wie ich mittlerweile weiß.“

„Sara, du bist geradezu erschreckend clever.“

In dem verzweifelten Bemühen, mich trotz der anerkennenden Worte nicht ganz so dumm zu fühlen, weil ich meine Bodyguards, abgesehen von diesen Gelegenheiten, nie wahrgenommen habe, sage ich: „Ich habe immerhin damals ziemlich schnell bemerkt, dass ich verfolgt wurde, nachdem ich bei der Physikvorlesung mit meiner Analyse aufgefallen war!“

Frank lächelt nachsichtig: „Da waren ja auch Leute am Werk, die wollten, dass du sie siehst, damit du dich sozusagen an ihre Gegenwart gewöhnst. Aber aus der geplanten sanften Kontaktaufnahme ist dann nichts geworden, weil du auf das Team losgegangen bist wie ein wilder Stier.“ Er macht eine kleine Pause, um sich schließlich zu erkundigen: „Geht es dir jetzt besser?“

„Ein bisschen. Du siehst jedenfalls wieder ganz normal aus, nicht mehr so verzerrt. Wieso bist du allein hinter mir her? Normalerweise sind es mehr Leute.“

„Was du nicht alles weißt! Mein Kollege bekam Zahnschmerzen. Ziemlich übel. Wir haben uns von der Einsatzleitung grünes Licht geben lassen, dass ich die Schicht allein übernehme - es schien ja nichts Besonderes anzuliegen. Wie man sich irren kann!“

„Frank, warum hast du am Telefon gelogen, indem du behauptest, ich hätte dich nicht erkannt?“

Der Mann sieht mich ernst an. Bevor er antwortet, nimmt er wie selbstverständlich mein Handgelenk und fühlt den Puls. Zustimmend knurrt er, als wäre er mit dem, was er wahrgenommen hat, zufrieden. Der Infusionsbeutel ist leer. Er zieht die Kanüle behutsam aus meiner Armbeuge und gibt mir einen Tupfer, um ihn auf die Einstichstelle zu drücken. „Los, Sara, versuch mal, ob du aufstehen kannst. Kate meinte, ich sollte unbedingt deinen eigenen Kreislauf mit Bewegung ein bisschen in Schwung bringen, wenn das möglich ist.“

Wacklig ziehe ich mich aus dem Wagen. Diesmal ist es ein kleiner Stadtflitzer - unwillkürlich denke ich, dass mit diesem Modell der rote Kombi sicher nicht aus der Bahn zu lenken gewesen wäre. Frank nimmt meinen Arm, um mich zu stützen, falls nötig.

„Da drüben steht eine Bank“, meint er. „Lass uns dorthin gehen und ein bisschen hinsetzen, dann erzähle ich dir alles.“

Ich bin sehr neugierig, als Frank beginnt zu sprechen: „Eigentlich sollte ich mich nicht hier befinden und schon gar nicht in deinem Überwachungsteam. Du kennst mich ja bereits, aber wir haben gelegentlich Personalengpässe. Das hat damit zu tun, welche Sprachen wir sprechen und wo wir dementsprechend eingesetzt werden sollten. Ist ja auch egal. Jedenfalls bin ich im letzten Jahr doch hin und wieder einmal hierher zu dir eingeteilt worden. Man hat mich in unserer Abteilung mit den Maskenbildnern ein wenig verfremdet, in der Hoffnung, dass du mich nicht erkennst. Bisher ist deine Überwachung ja, abgesehen von dem Beinahe-Unfall, sehr unspektakulär verlaufen. Und ich war froh, als ich erfuhr, dass ich auf dich angesetzt werden sollte. Sara, hast du eigentlich je hinterher mit einem Menschen gesprochen, den du einmal narkotisiert hast?“

Was ist denn das für eine Frage? Ich lege doch nicht ständig irgendwelche Personen lahm!

Ich schüttele nur kurz den Kopf, dann fährt Frank fort: „Du hast ja während deiner Entführung mehrere Personen, sagen wir mal, schlafen gelegt. Da war zuerst der Mann in dem Krankenwagen.“

„Ja, aber dem ging es hinterher wieder gut. Ich habe Tom extra gefragt und der hat gesagt, der Sani hätte nur ein paar Albträume gehabt.“

„Sara, der Mann befand sich lange, nachdem du getürmt warst, in psychiatrischer Behandlung, ich glaube sogar, er ist es noch. Der eine von den beiden Wachmännern, dem du die Waffe in der Hand aufgeheizt hast, ist auch eine Weile zu Sitzungen mit einem Psychoklempner gegangen.“

Mir bleibt vor Schreck der Mund offenstehen. Das habe ich nicht geahnt! Die Männer hatten mich bedroht und ich hatte mich auf Ur gewehrt. Aber

ich hatte doch niemanden auf Dauer schädigen wollen! Auf gar keinen Fall! Mein: „Das wollte ich nicht“, ist nur so leise wie ein Hauch. „Was war denn mit denen los?“, will ich ängstlich, was ich zu hören bekomme, wissen.

„Die konnten einfach nicht mehr schlafen, ohne dass sie wie von bösen Geistern gehetzt träumten. Das macht auf die Dauer jeden fertig“, erklärte Frank.

Ich wage kaum, ihn anzusehen, als ich frage: „Und was geschah mit dir, Arnold, seinem Kollegen? Und ... mit Tom?“ Diese vier Männer hatte ich bei meiner Flucht narkotisiert - zuerst Frank, der zum Zeitpunkt meines Ausbruchs vor meiner Zellentür Wache hielt; dann hatten mich Arnold und ein Kollege mit gezückter Waffe in der Küche neben meiner Zelle gestellt. Und zuletzt hatte ich Tom, der mir eigentlich geholfen hatte zu flüchten, bewusstlos werden lassen, damit es so aussah, als sei er ebenfalls mein Opfer geworden.

Frank fragt irritiert zurück: „Wer ist Arnold?“

„So hatte ich den Koch in eurem Team getauft. Der hat sich nie bei mir vorgestellt. Was war mit euch?“

Frank seufzt schon wieder. „Ganz unterschiedlich. Den Koch und den anderen Mann aus der Küche hast du auch ziemlich heftig erwischt, aber die haben bei Weitem nicht so gelitten wie die beiden anderen. Tom war sowieso ein Fall für sich. Und ich? Ja, wie soll ich das beschreiben ...?“

Ich bin sehr betroffen von dem, was ich da erfahre. An den Sanitäter oder was immer der auch in Wirklichkeit war, den ich aus dem Weg geräumt habe, hatte ich nie wieder einen Gedanken verschwendet. „Frank, es tut mir wahnsinnig leid, was da geschehen ist. Aber du musst verstehen, ich konnte nicht einfach in meiner Zelle sitzen bleiben und warten, was man mit mir macht! Deshalb bin ich ausgebrochen. Ich habe wirklich versucht, keinen von euch zu schädigen. Aber ich habe auch nicht geahnt, dass solche Nachwirkungen damit verbunden sind, wenn ich jemanden narkotisiere. Das habe ich ja

noch nie vorher bei Menschen gemacht. Was ist da bloß mit dir passiert?"

Frank spitzt die Lippen. Dann kaut er auf seiner Unterlippe. Offensichtlich fällt es ihm nicht leicht, das in Worte zu fassen, was er jetzt sagen möchte: „Sara, gegen das, was du da mit mir gemacht hast, ist Sex eine Lappalie. Sex ist im Vergleich dazu oberflächlich - du warst ganz tief in mir drinnen.“

Was nehme ich wahr, wenn ich Menschen schalle?

Ich kann dann fühlen, wie jemand gestimmt ist. Ben hat zunächst vermutet, ich könnte Gedanken lesen. Das ist aber nicht der Fall und ich bin wirklich froh darüber. Denn das bedeutete ja einen noch viel tieferen Einblick in mein Gegenüber als nur die Wahrnehmung der aktuellen Emotionen. Es ist oft hilfreich zu wissen, ob der Mensch mir gegenüber unterschwellig gereizt, müde, glücklich oder ausgerechnet in dem Moment, in dem ich mit ihm oder ihr zu tun habe, wild auf Sex ist. Ich kann mich entsprechend darauf einstellen, mein Verhalten, Körpersprache, Mimik und Gestik anpassen.

Aber solch ein Wissen stellt häufig bei gerade den Menschen, zu denen ich eine engere Beziehung unterhalte, auch eine ungewöhnliche Belastung dar. Wie oft wird der Spruch: „Das willst du gar nicht wissen!“, leicht dahingesagt? Ich könnte ihn dauernd im Mund führen und todernst meinen, was ich damit von mir gebe.

Als Jule zum Beispiel ganz am Anfang ihrer Freundschaft mit Jonas wenig Zeit für mich hatte, als ich aber genau in dieser Phase dringend jemanden brauchte, um mir allerlei vom Herzen zu reden, da hörte ich, wenn sie sich Zeit für ein Gespräch mit mir nahm, oft genug ihr Unterschwelliges: 'Muss das jetzt sein? Ich wäre lieber bei Jonas! Fass dich bitte kurz!', während sie sich mit mir unterhielt und an der Oberfläche sorgfältig darauf achtete, dass nichts von ihrer Ungeduld durchschimmerte. Klar, die Diskrepanz zwischen dem, was sie fühlte und dem, was sie mir an Zeit und Aufmerksamkeit widmete, war eigentlich ein wunderbarer Beweis für unsere Freundschaft - ich hatte

nur arge Probleme damit, solche negativen Signale, die sie ungewollt dabei sendete, zu ignorieren.

Was ich also wahrnehme, wenn Menschen mit mir sprechen, ist die präzise Stimmungslage und mit der Zeit habe ich die Fähigkeit entwickelt, aus der Analyse der psychischen Situation auch auf die Absichten der Menschen zu schließen - zumindest auf die Absichten in der allernächsten Zukunft. Was ich da bekomme, ist nämlich immer nur eine Momentaufnahme.

„Bitte?“ Ich verstehe leider überhaupt nicht, was Frank mir damit sagen will, indem er Sex als Lappalie im Vergleich dazu bezeichnet, dass ich ihn per Ur narkotisiert habe.

Frank setzt noch einmal zu einem Erklärungsversuch an: „Ich kann es wirklich kaum erklären - aber als ich bewusstlos war, da hatte ich so ein Gefühl, ja, als hättest du mich innerlich umarmt. Nicht meinen Körper, sondern das, was ich wirklich bin. Weißt du, was ich meine? Du musst das doch selbst gespürt haben?“

Frank klingt verzweifelt. Er will unbedingt, dass ich ihn verstehe. Es ist unglaublich wichtig für ihn. Wenn er doch Ur sprechen könnte! Auf Ur gäbe es sicher einen Begriff für das, was er empfunden hat. Auf Deutsch oder Englisch offensichtlich nicht.

Ur hat immer wieder Bumerang-Effekte, die mich völlig überraschen: Da hatte ich immer geglaubt, ich wäre diejenige, die in allem den tieferen Sinn entdeckt und meist von mehr oder minder tumben Menschen umgeben ist, die nur an der Oberfläche von Kommunikation kratzen. Zugegeben, das hat mir wohl oft das Gefühl von Überlegenheit gegeben, auch wenn so unendlich viele Probleme und Missverständnisse zum Beispiel mit meinen Eltern, meinen Klassenkameraden oder auch mit Ben genau damit zusammenhängen.

Und jetzt kommt völlig unerwartet die Retourkutsche: Ich habe Ur gegen Menschen eingesetzt und war blind und taub für die Folgen bei den Betroffenen. Ich verfüge nicht einmal über eine dumpfe Vorstellung davon, was Frank meinen könnte. Ich bemühe mich, ihm das behutsam

begreiflich zu machen: „Es tut mir so leid, aber ich weiß absolut nicht, was du mir mitteilen willst, Frank. Ich merke nur, dass dir unglaublich viel an der Sache liegt. Bitte versuch noch einmal, vielleicht irgendwie anders, mir zu erklären, was damals passiert ist.“

Frank knetet seine Hände. Er rutscht unruhig auf der Bank hin und her. Dann setzt er erneut an: „Sara, als du mich ausgeknockt hast, konnte ich dich in mir spüren. Du hast mich total durchdrungen. Das hat mich in eine mittelschwere Ehekrise gestürzt, denn ich bin seit fünf Jahren verheiratet und als ich nach dem Einsatz endlich heimkam, begann meine Frau am zweiten Tag, mir eine Eifersuchtsszene zu machen. Sie hat behauptet, ich hätte etwas mit einer anderen Frau – hatte ich auch. Mit dir. Aber ganz anders als sie dachte. Wenn sie nicht eines Tages mitgekommen wäre zu einer der Sitzungen mit dem Psychiater, der uns alle nach dem Einsatz betreut hat, wenn der sie nicht mit den anderen Betroffenen hätte sprechen lassen, dann wäre ich wahrscheinlich heute schon geschieden. Es ging jedem von uns, die du uns bei deiner Flucht narkotisiert hast, ähnlich. Nur Tom war, wie gesagt, eine Ausnahme.“

Ich bin schockiert! „Du hast von Sex gesprochen, Frank. Es ist aber nichts Sexuelles, kein Begehren oder so etwas wie Verliebtsein, das ich in dir ausgelöst habe, oder? Ich höre da nämlich keine Hinweise in deiner Stimme heraus.“

„Da liegst du richtig. Den Vergleich mit dem Sex habe ich nur gemacht, um zu versuchen zu formulieren, wie intim dieses Erlebnis für mich war. Dass alles nichts mit Sex oder Liebe zu tun hat, ist meiner Frau auch so nach und nach klar geworden. Mittlerweile freut sie sich übrigens darüber, was passiert ist. Du hast mich nämlich verändert. Ich meine nicht den Gewichtsverlust, ich meine eine innerliche Veränderung.“

„Welche?“

Frank lacht leise auf: „Meine Frau sagt, ich sei nach der Sache viel sensibler geworden. Das mag sie.“

„Keine Albträume?“

„Nein. Keine Albträume. Aber ich kann dir sagen, dass es mich mächtig beschäftigt und bewegt hat, dass du mich sozusagen von innen anschauen konntest. Das ist so schwer, in Worte zu fassen, - du stehst mir nach dieser ganzen Geschichte sehr nahe, Sara. Nicht, als wären wir uns erst vor relativ kurzer Zeit erstmals begegnet. Ich habe das Gefühl, wir kennen uns schon jahrelang, als wären wir wirklich vertraute Freunde. Genau das hat meine Frau gespürt und das hat sie auch eifersüchtig werden lassen am Anfang.“ Frank macht eine kleine Pause. Dann fährt er fort: „Und trotzdem hat das, was ich dich jetzt fragen will, mit Albträumen zu tun. Sara, ich habe bei einem Einsatz vor einiger Zeit einen Mann getötet, obwohl wir normalerweise eine Einheit fürs Beschaffen von Information, Beschützen und Retten sind.“

Ich unterbreche ihn verwundert: „Wieso habt ihr dann damals bei meiner Entführung alle Waffen getragen und die zum Teil auch ziemlich entschlossen und überzeugend auf mich gerichtet?“

Frank winkt ab. „Die waren in der Regel mit Gummigeschossen geladen oder Betäubungsmitteln. Nichts, was dir ernsthaft schaden sollte. Ein Treffer hätte dich nur außer Gefecht gesetzt, mehr nicht. Das konnten wir dir natürlich nicht auf die Nase binden. Aber du musst zugeben, dass du sofort zum Gegenangriff übergegangen bist, nachdem wir dich eingesammelt hatten. Und deine Kampftechnik ist wirklich ungewöhnlich - wir waren im Grunde hilflos, ganz schön verunsichert und wollten mit unserer Ausstattung einfach auf alles Mögliche vorbereitet sein, was du noch anstellen würdest.“

Schon wieder eine erstaunliche Erkenntnis. „Ich habe dich unterbrochen, Frank. Erzähl bitte weiter!“

Frank fährt fort, seine Hände zu kneten. „Also - normalerweise sind wir die Retter. Aber trotzdem ist bei meinem Einsatz vor ein paar Monaten ein Mann getötet worden. Ich habe ihn getötet. Eigentlich eine Zielperson, aber wir hatten den Kerl gründlich falsch eingestuft. Er war eine ganz miese Ratte. So was kommt eben vor. Es gab nach dem Vorfall eine interne Untersuchung und ich wurde in allen Punkten freigesprochen. Aber ich komme von der Geschichte nicht los.“ Frank verstummt.

„Was habe ich damit zu tun?“, frage ich so sanft wie möglich, als sich sein Schweigen in die Länge zieht.

„Ich komme von der Sache nicht los, weil ich nicht weiß, ob ich in meinem tiefsten Inneren den Tod dieses Mannes gewollt habe, nachdem ich erkannt hatte, was das wirklich für ein Mensch und wofür der verantwortlich war. Und solange ich diese Frage nicht beantworten kann, liegt mir die Geschichte wie ein Stein auf der Seele.

Du, du warst ganz tief in mir drin. Deshalb habe ich mich gefreut, als ich jetzt nochmals für dein Team eingeteilt wurde! Ich hatte gehofft, dass wir irgendwie Gelegenheit finden würden, in Ruhe miteinander zu reden. Vielleicht hast du bei deiner Narkoseaktion innerlich von meiner Persönlichkeit einen solchen Eindruck gewonnen, dass du mir sagen kannst, ob ich im Kern meines Wesens ein Killer bin oder nicht. Denn wenn ich ein potenzieller Mörder bin, ist es höchste Zeit, dass ich mir eine Arbeit in einem Blumenladen beschaffe oder so.“

Frank schaut mir offen in die Augen. Er sucht wirklich die Wahrheit und glaubt, ich besäße den Schlüssel dazu. Was immer ich jetzt antworte, ich muss es äußerst behutsam formulieren. Ich fühle mich auf eine verrückte Art überfordert, aber ich versuche es trotzdem: „Frank, als ich dich narkotisiert habe, konnte ich nicht deine Gedanken lesen. Was immer du auch bei diesem Vorgang empfunden haben magst - für mich war das ganz anders. Ich habe dich nicht in deiner ganzen Persönlichkeit wahrgenommen. Ich kann zum Beispiel tief in einem Menschen Stimmungen beobachten - Ärger, Wohlwollen, Liebe, Angst. Aber das sind stets aktuelle Vorgänge, wirklich nur auf das Jetzt, auf den Istzustand beschränkt. Bis zu einem vergangenen Ereignis zurückblicken, das kann ich nicht. Und ich nehme auch nicht die gesamte Persönlichkeit eines Menschen wahr, nur seine gerade herrschende Gemütslage. Ich weiß deshalb nicht, ob du damals den Tod dieses Menschen wirklich gewollt hast.

Aber ich kann dir trotzdem etwas sagen, das dir vielleicht weiterhilft. Jetzt, heute, bereust du zutiefst, was geschehen ist. Du hast den festen Willen, keinen Mörder, keinen Killer in dir zuzulassen. Du empfindest einen tiefen Widerwillen davor, zu einer

Person zu werden oder eine zu sein, die absichtlich tötet. Das kann ich hören, mit absoluter Sicherheit. Das ist viel wichtiger für deine Zukunft, als sich zu fragen, wie die Vergangenheit genau ausgesehen haben mag.“

„Du hältst mich nicht für einen Mörder? Du vertraust mir?“

„Vollkommen. Ich kann hören, dass du es ehrlich meinst, an der Oberfläche und in den unbewussten Tiefen dessen, was du sagst, also da, wo du überhaupt keinen Einfluss auf die Botschaften nehmen kannst, die du mir vermittelst. Außerdem habe ich noch nie gewalttätige Untertöne von beziehungsweise bei dir wahrgenommen. Glaub mir das. Ich kann nicht lügen. Ich sage die Wahrheit.“

Frank stößt scharf die Luft aus, die er scheinbar während meiner letzten Worte angehalten hat. „Danke, Sara. Du kannst dir nicht vorstellen, was das für mich bedeutet!“

„Doch, ich kann es hören, Frank. Du klingst viel lebendiger als vorher. Ich hatte übrigens keine Ahnung, was mit meinen Opfern passiert, wenn ich beim Auslösen einer Narkose so tief in die Psyche von Menschen vorstoße. Geht es dir mittlerweile wirklich wieder gut?“

„Ja. Den Sani und den einen Wachmann hatte es, wie schon gesagt, am schlimmsten erwischt. Die verbrachten wirklich höllische Nächte. Bei mir, dem Koch und dem anderen Kollegen waren die Symptome ähnlich, aber viel milder. Wir verhielten uns etwa für sechs Monate sehr unruhig, träumten viel, haben uns in der einen oder anderen Weise verändert. Wie gesagt, ich bin inzwischen Yoga-Fan geworden. Der Koch hat sich plötzlich, nach fast zehn Jahren Partnerschaft, von seiner Freundin getrennt. Und der, für den wir einfach mal keinen Namen erfinden, ist sogar aus dem Dienst ausgetreten.“

Ich fürchte mich beinahe, meine nächste Frage zu stellen, aber natürlich führt kein Weg daran vorbei: „Was war denn mit Tom?“

„Tom? Tja, der hat mit seinem Fall dem Psychiater eine harte Nuss zu knacken gegeben. Den haben sie sogar für eine Weile in ein Schlaflabor gesteckt. Tom hat auch unruhige Nächte verbracht, aber im Gegensatz zu uns anderen konnte er sie offenbar genießen.“

„Ist er noch bei eurer Truppe?“

„Sicher. Tom verdankst du wahrscheinlich deine Bodyguards. Bei den Anhörungen nach diesem völlig verkorksten Einsatz letztes Jahr hat er ziemlich für dich gekämpft. Oder besser gesagt, er setzte sich dafür ein, dass dieses Ur, das du sprichst, als einmalige Erscheinung und Chance durch uns geschützt werden soll. Und er konnte sich tatsächlich durchsetzen. Obwohl wir auch langsam anfangen müssen zu sparen, ist es ihm gelungen, dir eine tolle Priorität zu verschaffen, weil die Möglichkeiten, über die du verfügst, so interessant sind.“

„Aber ich habe mich doch geweigert, mit euch zu kooperieren!“

„Sicher. Das hast du. Aber Tom ist es trotzdem gelungen, die notwendigen Leute davon zu überzeugen, dass es unverzichtbar ist, dich zu schützen. Frag mich nicht, wie ihm das gelungen ist. Er hat sich mächtig dafür ins Zeug gelegt.“ Frank macht eine Pause, so als müsse er überlegen, ob er sich dafür entscheidet, weiterzusprechen. Dann fährt er schmunzelnd fort: „Ich habe allerdings meine eigene Theorie, worin sein Motiv dabei bestand.“

„Sein Motiv?“, hake ich heiser nach.

Jetzt sieht mir Frank mit einem breiten Lächeln ins Gesicht: „Tom liebt dich. Der ist dir mit Haut und Haaren verfallen. Deshalb konnte er auch ganz anders als wir verarbeiten, was er erlebte, nachdem du ihn narkotisiert hattest. Ich nehme an, Tom hat von dir geträumt und deshalb genoss er es, wenn seine Träume kamen.“

„Frank, weiß jemand davon außer dir?“

Er schüttelt energisch den Kopf. „Ich denke nicht. Tom hat sich ganz gut im Griff. Ein Psychiater kann ihn schlecht durchschauen, denn als Neurologe kennt und erkennt Tom dessen Methoden und Ziele zu gut. Höchstens die anderen, die du bei deiner Flucht umgehauen hast, könnten etwas ahnen. Aber die halten dicht. Denn eine der Nebenwirkungen, die du bei uns allen ausgelöst hast, besteht in einer mächtig großen Sympathie für dich. Ich fürchte, du musst damit klarkommen, dass du jetzt ein paar Freunde fürs Leben besitzt. Und genau in diesem einem Punkt haben wir alle meiner Meinung nach gelogen

und waren nicht wirklich offen und ehrlich mit den Leuten, die die psychischen Vorgänge untersuchen sollten, die du in uns ausgelöst hast - jeder behielt seine kleinen Geheimnisse, was unsere Zuneigung für dich angeht, wohl für sich, denn das ist uns zu privat, um es in einer Akte bei unserem Arbeitgeber zu verstauen.“

In diesem Augenblick vibriert Franks Handy mit einem ganz leisen Summton.

Er seufzt: „Schluss mit der ungestörten Ruhe.“ Dann meldet er sich: „Ja? --- Wir können sprechen. --- Eine Wurzelbehandlung? Ist ja eklig! Du Ärmster! --- Sie ist stabil, denke ich. --- Nein, sie hat mich nicht erkannt, da bin ich nach wie vor ziemlich sicher. --- Von der Infusion hat sie gar nichts mitbekommen, währenddessen war sie noch ohne Bewusstsein. --- War gar nicht so schwer. In der Akte steht ja, dass sie unbedingt vermeiden will, in einem Krankenhaus zu landen. Ich habe sie deshalb einfach unter Druck gesetzt nach dem Motto: ‚Sie hatten einen Kollaps. Ich bin Arzt und habe Sie erst einmal medizinisch versorgt. Und ich bringe Sie jetzt in ein Krankenhaus, weil ich das für notwendig halte oder wir rufen einen Rettungswagen.‘ Du hättest mal hören sollen, wie bereitwillig sie dann auf alles eingegangen ist, was ich eigentlich wollte. Und weil ich behauptet habe, sie bräuchte noch eine Weile Beobachtung, haben wir gerade gemeinsam einen netten Nachmittag im Café verbracht. Frag Kate mal, ob zwei Stücke Sahnetorte sie wieder auf die Beine bringen und ruf mich sofort zurück, wenn das nicht reichen sollte. --- Ich denke, es geht in Ordnung, wenn ich sie jetzt einfach in die Dahlienstraße zurückbringe. Ich bin sicher, mit der Story kommen wir bei dem Mädels durch. --- Ruh dich aus mit deinem frisch behandelten Zahn und Sorge nur dafür, dass das nächste Team gleich übernimmt. Ich denke, das sollte gegen 18.45 sein.“

Dann legt er auf. „So, jetzt bist du auf dem neuesten Stand. Kann ich dich wirklich einfach heimbringen? Die Kollegen werden wahrscheinlich ein bisschen misstrauisch, wenn wir noch länger zusammenbleiben. Was ich denen bisher aufgetischt habe, klingt einigermaßen plausibel. Hej, du bist wieder ein bisschen blass um die Nase. Alles klar soweit?“

Ich kann nur nicken, denn was ich gerade gehört habe, klingt wie ein großer Gong in meinem Kopf nach, überdeckt und betäubt alles andere Denken: 'Tom liebt dich. Der ist dir mit Haut und Haaren verfallen.'

Frank zieht mich auf die Füße, ich kann ohne jede Hilfe bis zu dem kleinen Auto gehen und setze mich hinein. Wie ein Automat.

Franks Worte ziehen eine weitere Runde durch meinen Kopf, beinahe langsam, irgendwie zäh, als gälte es einen Widerstand zu überwinden – obwohl ich aus ganzem Herzen willkommen heiße, was sie bedeuten: ‚Tom liebt dich. Der ist dir mit Haut und Haaren verfallen.‘

„Sara? Alles in Ordnung mit dir?“

„Jaja. Sicher. Mir geht es wirklich gut.“

Frank startet den Wagen und wir bewegen uns wieder Richtung Stadt.

'Tom liebt dich. Der ist dir mit Haut und Haaren verfallen.'

Hat etwa kein anderer Gedanke mehr Platz in meinem Kopf? Verblödet man auf diese Weise?

Frank und ich schweigen während der Fahrt.

Nur noch zweimal abbiegen, dann stehen wir vor meinem Appartement.

„Sara, du musst wissen, dass mir das Gespräch mit dir sehr viel bedeutet hat.“ Die tiefe Dankbarkeit in Franks Stimme könnte auch ein Schwerhöriger wahrnehmen. „Ich werde jetzt wohl wieder zur Unsichtbarkeit in deinem Leben verdampfen. Die Tatsache, dass wir dich schützen, ist mir eine große Beruhigung, wenn wir uns jetzt trennen.“

„Danke, Frank.“

„Bist du wirklich wieder fit? Versprich mir, dass du gleich etwas isst, wenn du reingehst!“

„Sicher. Das mache ich.“

Als Frank mir vor meinem Appartement die Hand schüttelt, kann niemand sehen, dass wir ein ziemlich intensives Gespräch und einen sehr

ungewöhnlichen Nachmittag miteinander verbracht haben. Es könnte ja sein, dass das nächste Team schon seine Arbeit aufgenommen hat und wir beobachtet werden. Nur seine Augen strafen Franks distanzierte Körperhaltung Lügen.



Kapitel 34: Samstag, 3.6. - 1 Uhr 2

Tom liebt dich. Der ist dir mit Haut und Haaren verfallen.

Warum hat diese Feststellung eine solch starke Wirkung auf mich, nachdem sie von Frank formuliert worden ist? Ich wusste doch eigentlich, was Tom für mich empfindet, oder zumindest empfunden hat, als wir uns trennten. Am Ende brachte er es mehr als deutlich in dem, was er für mich tat und was er zu mir sagte, zum Ausdruck.

Bisher habe ich gezweifelt. Schließlich ist meine letzte Erfahrung mit Tom über ein Jahr her - ich weigerte mich damals so sehr, unsere Begegnung in irgendeiner Form als menschliche Beziehung zu sehen, dass ich mir nicht einmal gestattet habe, als „Abschied“ an das Ereignis zu denken. Bis jetzt sagte ich mir: Die Umstände haben uns zusammengeführt und auch wieder getrennt. Totale Verdrängung eben - doch das geht jetzt nicht mehr. Frank hat mit seiner Äußerung Fakten geschaffen: "Tom liebt dich." Ich komme nicht mehr drum herum, das zu akzeptieren, zu glauben. Zweifel sind nicht mehr angebracht.

Warum habe ich mich nur so sehr gegen die Erkenntnis gesträubt, dass Tom mich liebt ...?

Weil ich Angst davor habe.

Weil ich die unglaubliche Wucht meiner eigenen Gefühle fürchte.

Und weil es mir das Herz förmlich zusammenpresst, wenn ich weiterdenke: Tom liebt Sara, Sara liebt Tom - und was wird, wenn sie sich nie wiedersehen? Was, wenn ich dieses starke Gefühl für Tom nicht länger in Schach halten, nicht länger ignorieren kann? Wenn ich die Wunde, die Toms Fehlen bedeutet, nicht mehr übersehen kann und sie zu Schmerzen beginnt?

Genau davor habe ich Angst. Und wie! Mir einzugestehen, dass ich Tom liebe, bedeutet Himmel und Hölle zugleich.

Der Schmerz ist schon da.

Ich liege wach. Wie ich es Frank versprochen hatte, habe ich zu Hause sofort etwas gegessen. Ich war dabei so wenig bei der Sache, dass ich erst relativ spät merkte, dass ich fast ein halbes Glas Nussnugatcreme in mich hineingeschaufelt habe. Mein Magen erscheint mir eine halbe Stunde danach schwer wie ein Stein.

Sonst hatte ich mich immer auch geistig ganz matt gefühlt und musste jämmerlich frieren, wenn ich mich auf Ur überanstrengt hatte - dieses Mal ist das ganz anders. Vielleicht ist Franks Infusion schuld? Jedenfalls war mir warm, als wir uns trennten.

Mir ist immer noch warm, aber mittlerweile habe ich den Verdacht, diese Wärme kommt von innen heraus.

Tom liebt dich. Der ist dir mit Haut und Haaren verfallen.

In dem Gedanken bade ich mich förmlich wie in warmem Wasser. Er tut so gut, legt sich wie eine lindernde Salbe über die große Wunde, die ich da unversorgt seit über einem Jahr mit mir herumtrage. Einfach nicht weiterdenken, nicht die Sehnsucht über mir zusammenschlagen lassen, wie Wellen, in denen ich ertrinken muss. In einem Meer aus Sehnsucht kann niemand schwimmen.

Dieser Mann, den ich so interessant, so attraktiv fand (oder besser gesagt finde), der hat sich also mit Haut und Haaren in mich verliebt. Doch keine Backfischschwärmerei. Doch keine Einbildung!

Der Mann, der mich liebt, hat für mich gekämpft und ein heimliches Sicherheitsnetz um mich herum geknüpft, das mich schon zwei Mal auffangen konnte. Welche Frau darf so etwas schon von sich sagen?

Gewiss, am Ende der Entführung hatte Tom mit allem, was er sagte, auch seine starken Gefühle für mich preisgegeben. Aber wenn jemand gleich neben einem steht, ist es leicht, große Sympathie zu entwickeln. Die hätte ja mittlerweile enden beziehungsweise kleiner werden können, sobald ich aus Toms Leben verschwunden war. Ich hatte Toms unterschwelligem Botschaften nicht getraut, ihnen bestenfalls unterstellt, nur vorübergehende Gefühle darzustellen, vielleicht aus meiner totalen Abhängigkeit und Schwäche nach meinem Suizidversuch heraus entstanden zu sein. Aber was Frank über Toms Träume berichtet

hatte, klang nicht nach einer vorübergehenden Erscheinung. Immerhin hielt dieses Phänomen ja wohl eine ganze Weile an. Ob Tom immer noch von mir träumt? Außerdem hat er sich für mich eingesetzt. Vehement. Das hat Frank mir ebenfalls mitgeteilt. Ich starre zur Zimmerdecke, ohne etwas zu sehen.

Seit mehr als vier Stunden drehe ich mich im Bett von einer Seite auf die andere. Ich könnte mich jetzt auf Ur beruhigen und in den Schlaf singen, aber das will ich gar nicht - diese Unruhe in mir besitzt auch eine köstliche, prickelnde Seite, die ich auf eine gewisse Art genieße.

Noch eine weitere Stunde vergeht und ich wälze mich wohl zum hundertsten Mal herum. Gern würde ich mittlerweile aufstehen und einfach den Fernseher anknipsen, um meinem Kopf Ablenkung und Ruhe zu gönnen, denn ich fühle mich langsam doch erschöpft - aber am Ende beunruhigt das meine Wachhunde. Ich will Frank auf keinen Fall mit seiner Story, die darauf hinausläuft, dass ich wieder völlig hergestellt bin, unglaublich erscheinen lassen. An was ich plötzlich alles denken muss, bevor ich auch nur Kleinigkeiten unternehme ...!

Was ich bei den verschiedenen Personen mit meiner Narkose ausgelöst habe, tut mir wirklich leid. Das, was dadurch mit ihnen geschah, wollte ich nicht - aber hätte ich es vermeiden können? Ich hatte nicht darum gebeten, dass man mich entführt oder einsperrt.

Warum mein Einfluss auf die Betroffenen so unterschiedlich wirkte, könnte eine ganz einfache Erklärung haben. Wenn man Menschen eins mit der Keule über den Schädel zieht, kommt es ja auch darauf an, wie das geschieht - alle sind zwar nach dem Schlag bewusstlos, aber den einen hat man mit weniger, den anderen mit mehr Wucht getroffen. Entsprechend unterschiedlich fallen die Konsequenzen aus. Wer nur leicht gestreift wurde, erwacht wieder mit einer Beule, wen man mit Wut niederstreckt, dagegen mit einer Schädelfraktur ... oder gar nicht.

Den Sanitäter jedenfalls hatte ich mit verzweifelter Wut angegriffen, immer noch ziemlich heftig später einen meiner Wächter, denn beide hatten mich ihrerseits attackiert. Also war es nicht erstaunlich, dass etwas von der Angst und der daraus resultierenden Wut meiner Abwehrreaktion negativ auf sie wirkte. Bei Frank dagegen war ich bewusst behutsam vorgegangen. Und als ich mich gegen den Koch und seinen Kollegen zur Wehr setzen musste, war ich schon fast nicht mehr bei Bewusstsein; die haben also gar nicht die volle Dosis abbekommen.

Und Tom? Ja, in dessen Psyche konnte ich eindringen wie ein heißes Messer in die Butter. Er leistete keinerlei Widerstand. Es wirkte fast so, als hätte er innerlich eine Tür aufgestoßen und mich willkommen geheißen. Deshalb erlebte er wohl auch meinen Eingriff gar nicht als Angriff und böse Träume sind ihm deswegen erspart geblieben.

Wieder lege ich mich zurück auf die rechte Seite. Dabei wird mir bewusst, dass ich gerade dasselbe tue wie damals, als Ben nach unserem ersten Kennenlernen verschwunden war: Ich habe meine eigenen Arme um den Oberkörper geschlungen, als wollte ich mir die Illusion verschaffen, dass mich jemand festhält. Aber dieses Mal denke ich an Tom.

Wie oft hat er mich gehalten, nachdem ich kurze Zeit klinisch tot war? Dabei führten wir die besten Gespräche. Und dabei hat er mich wie selbstverständlich in seine Ängste und Hoffnungen, seine Ansichten und Einsichten blicken lassen. Wir fühlten uns einander nicht nur nahe, weil ich vollkommen hilflos in seinen Armen lag. Das war mehr.

Im Dunklen tappe ich zum Kühlschrank und greife mir blindlings etwas heraus. Als ich wieder im Bett liege, wird mir klar, dass ich eine Dose mit Holländer Käse erwischt habe. Vielleicht beruhigt Essen mich ein bisschen - mein Puls rast. Kein Mensch kann mit solch einem Herzschlag schlafen! Aber ist das denn ein Wunder, dass ich derart aufgewühlt bin?

Tom liebt dich. Der ist dir mit Haut und Haaren verfallen.

Es tut so gut, sich das immer und immer wieder vorzusagen! Ich beiße einfach in das Käsestück.

Plötzlich taucht dann doch ein neuer Gedanke auf: ‚Warum versucht Tom nicht, Kontakt zu dir aufzunehmen, wenn er dich liebt?‘ Und meine bis hierher frohe Unruhe schlägt um in die ängstliche Frage: Was könnte ihn davon abgehalten haben, zu mir zu kommen, wenn er mir angeblich mit Haut und Haaren verfallen ist?

Das Gefühl ist abgeklungen? Verschwunden? Eine andere Frau, denn Tom wird wohl nicht nur auf mich sehr attraktiv wirken. Er hat festgestellt, dass all meine anderen Opfer große Sympathien für mich entwickelt haben und glaubt, bei ihm sei das ebenso und ich hätte ihn per Ur lediglich emotional manipuliert? Dann läge der Fall letztlich wie anfangs bei Ben! Nicht auszudenken, wenn es sich so verhielte!

Ich lege den angenagten Käseknubbel einfach auf mein Nachttischchen – mein Appetit ist schlagartig verschwunden.

Oder Toms Dienstvorschriften lassen einen Kontakt mit mir nicht zu? Möglich.

Aber: Wenn seine Liebe stark genug ist, sollte das kein Hinderungsgrund für ihn sein, mich zu suchen. Es gibt auch andere Jobs, sollte es ihn seine Stellung kosten, wenn er wirklich mit mir zusammen sein will.

Jetzt sitze ich bolzengerade im Bett, denn mir ist mit einem Schlag klar: Er hat gar keinen Grund, sich zu bemühen oder gar etwas zu riskieren, um zu mir zu kommen. Tom weiß ja überhaupt nicht, was ich für *ihn* empfinde.

Die Erkenntnis fühlt sich an wie eine Ohrfeige mitten ins Gesicht. Ich höre mich selbst ganz spontan dumpf stöhnen. Oh Gott, bin ich blöd!

Ich habe Tom nie gesagt, was ich für ihn fühle. Ich habe ihm nie gezeigt, wie attraktiv er auf mich wirkt, welche Geborgenheit er mir schenken kann.

Damals, als wir uns begegneten, war ich ja noch mit Ben befreundet. Deshalb hatte ich mir während meiner Entführung wie ein Mantra immer wieder ganz deutlich innerlich vorgesagt: 'Du liebst Ben. Und du kommst hier raus, weil Ben dich liebt. Für ihn und für das, was uns verbindet, lohnt sich jeder Einsatz.'

Mir schien das in all der Unsicherheit angesichts meiner verrückten Situation ein guter Punkt zu sein, um mich zu orientieren und mich daran festzuhalten: meine Beziehung zu Ben.

Genau so hatte ich mich auch Tom gegenüber verhalten. So lautete meine Botschaft: "Ich befinde mich derzeit in einer festen Beziehung."

Außerdem: Sich in seinen Entführer verlieben? Um dem Stockholmsyndrom zu verfallen, dafür hatte ich mich für viel zu intelligent und abgeklärt gehalten.

Aber Stockholmsyndrom hin oder her - Tom und ich waren einander nun einmal unter extremen Umständen begegnet und wir hatten uns ineinander verliebt, nicht weil, sondern obwohl er mein Entführer war. Ich glaube, den Fall deckt die Definition des Stockholmsyndroms nicht ab. Aber damals habe ich nicht so weit gedacht. Ich wollte gar nicht zugelassen, über die Möglichkeit nachzudenken, dass ich mich in Tom verliebt haben könnte --- doch, manchmal, ganz zaghaft, ganz kurz.

Die Erkenntnis, dass ich etwas so Wichtiges unwiderruflich versäumt habe, nämlich Tom ein Zeichen meiner wahren Gefühle für ihn zu geben, schafft das, was mir in dieser Nacht bisher nicht gelungen ist: Ich fühle mich plötzlich ausgelaugt, erschöpft, müde und bin endlich bereit einzuschlafen.



Kapitel 35: Samstag, 3.6. – 11 Uhr 27

Mein Telefon weckt mich.

„Hmm?“, ist alles, was ich mit meinem wie verkatert brummenden Kopf in den Hörer grunzen kann.

„Oh Sara, habe ich dich etwa geweckt? Das tut mir wirklich leid. Ich lege einfach wieder auf und versuche es später noch einmal.“

„Schon gut, Jule. Jetzt bin ich wach. Was gibt es?“

„Ich weiß seit gestern, dass ich in keine einzige Nachprüfung muss. Ist das nicht toll? Wie sieht es bei dir aus?“

Nachprüfung? Abitur?

Himmel, diese Themen scheinen meilenweit entfernt zu liegen! Ich habe nicht einmal daran gedacht, dass inzwischen die Noten in unseren schriftlichen Fächern feststehen, sich einsehen lassen und damit auch bekannt geworden ist, ob wir in eine mündliche Nachprüfung müssen.

„Keine Ahnung.“

„Mensch Sara, jetzt sag´ bloß, du weißt noch gar nicht, wie deine Abiturarbeiten ausgefallen sind? Das gibt es doch gar nicht! Wie war denn dein Urlaub?“

„Schön.“

„Mehr nicht? Einfach nur schön? Oder hast du etwa auf Langeoog jemanden kennengelernt, der dich von deinem Abitur abgelenkt hat?“

„Jule! Ich habe sogar zwei kennengelernt!“ Eines meiner beliebteren Ausweichmanöver in Bezug auf unbequeme Fragen lautet: Sag einfach die Wahrheit, wenn sie so unwahrscheinlich klingt, dass dir sowieso keiner glaubt. Die Strategie geht einmal wieder auf, denn Jule lacht nur und geht nicht weiter auf meine verblüffende Antwort ein.

Ich erkläre: „Ich habe unheimlich schlecht geschlafen, lass mir noch ein bisschen Zeit, um wirklich wach zu werden. Sag mir doch einfach, was du von mir willst.“

„Ich habe inzwischen meine Tante besucht. Die wohnt bei München. Und eigentlich wollte ich mir dort ein schönes Kleid für den Abiturball aussuchen. Aber die haben vielleicht Preise da unten! Na jedenfalls, ich habe noch nichts und da wollte ich dich fragen, ob wir heute mal ein bisschen bummeln gehen?“

Abiturball ...

Kinderkram!

Ich habe ganz andere Probleme. Tom liebt mich nämlich. Und dummerweise weiß er nicht, dass ich ihn auch liebe. Es ist wirklich wichtig, dass er das erfährt. Und zwar bald, bevor seine Liebe zu mir am Ende aus Frustration verwelkt. Wie kann ich bloß Kontakt aufnehmen?

„Sara? Jetzt sag schon! Wollen wir uns treffen?“

„Hmm? In Ordnung. Um eins vor den Schadow Arkaden.“

Ich fürchte, ich kann das Problem, wie ich Kontakt zu Tom bekomme, nicht spontan lösen. Also wird Ablenkung mir vielleicht guttun. Shoppen mit Jule bedeutet auf jeden Fall Ablenkung, denn darin besitzt sie wirklich Ausdauer!

Keine drei Minuten später ruft meine Mutter an: „Guten Morgen, Sara! Wie war deine erste halbe Arbeitswoche? Gut? Na, das ist schön. Sag mal, hast du denn nach deinen Noten in den schriftlichen Fächern geschaut? Wir in Boerde sind schon richtig gespannt!“

„Mama, tut mir leid, aber das habe ich vergessen.“

„Vergessen?“ Sie klingt mit einem Mal schrill. „Wie kann man denn so etwas vergessen? Hat dich deine Arbeit etwa dermaßen abgelenkt? Oder ... hast du vielleicht Besuch bekommen ... vielleicht von Langeoog?“

„Mama, lass es! Versuch es erst gar nicht!“

Meine Mutter seufzt. Dann schlägt sie vor: „Ich habe gedacht, wir könnten heute mal nach einem Kleid für deinen Abiturball schauen. Bis zum Termin für den Ball dauert es nicht mehr lang, nur noch drei Wochen.“

„Mama, ich habe mich vor zwei Minuten für heute mit Jule zum Shoppen verabredet. Die sucht nämlich auch noch ein Kleid.“

„Ja dann ... schade. Was trägt man denn da heute? Unsere Schulentlassungsfeier war ganz anders – kein rauschender Ball, sondern man ging in Jeans und Bluse in die Turnhalle, bekam sein Zeugnis und das war es.“

„Die Zeiten haben sich geändert. Wenn man heute hingehet, muss es ein Abendkleid für die Dame sein, ein Anzug für den Herren. Alles andere gilt als extravagant.“

„Aber wir werden doch hingehen, Sara, oder? Ich bin so neugierig auf diese Veranstaltung! Außerdem möchte ich wenigstens ganz am Schluss mal einen Eindruck von deinen Lehrern und Mitschülern bekommen. Deine Schule liegt ja so weit weg von Boerde.“

„Ich bin mir noch nicht einmal sicher, ob ich überhaupt hingehen will“, gebe ich zu bedenken.

„Weißt du was?“, ködert mich meine Mutter geschickt, „Wenn du heute schon mit Jule losziehst, dann such dir ein schönes Kleid aus, wenn du eines findest. Was muss man denn da anlegen? Kommst du mit drei-, vierhundert Euro aus? Hast du noch so viel auf dem Konto? Ich mache gleich eine Überweisung fertig, wenn du mir sagst, wie teuer es war.“

Bis zum frühen Abend bin ich mit Jule unterwegs. Wir haben eine Menge Spaß und es tut mir wirklich gut, mich ablenken zu lassen! Jule weiß ziemlich genau, was sie sucht: ein Ballkleid, das es ihren Mitschülern und Lehrern unmöglich machen wird, sie jemals zu vergessen. Wir ziehen kreuz und quer durch die Stadt. Jule hat das Unternehmen

generalstabsmäßig vorbereitet und sich aus dem Internet auch die Adressen kleinerer Läden mit entsprechendem Angebot ausgedruckt. Nachdem sie gefühlt mindestens fünfzig Kleider anprobiert hat, gehen wir, um eine Pause einzulegen, in ein Café und stärken uns erst einmal.

„Wann probierst du denn endlich etwas an?“, erkundigt sich Jule neugierig, während sie einen Cappuccino schlürft.

Ich habe für meine Lustlosigkeit eine wirklich gute Entschuldigung und halte Jule meine Hände hin: „Da, guck mal. Überall Ölreste, vor allem in den Nagelbetten. Einfach nicht wegzubekommen! Damit kann man doch kein Ballkleid anprobieren. Weißt du, als es gestern Morgen noch ruhig war bei Rückenwind, hat mir Sven gezeigt, wie ich Vorderräder ausbauen kann. Das ist wirklich ganz einfach und ich habe den Monteuren damit ein bisschen Zeit gespart.“

Jule lacht: „Tut mir leid, ich kann mir dich in einem Fahrradladen überhaupt nicht vorstellen.“

„Wieso? Seit ich da bin, kommen manche Kunden dreimal die Woche. Und ganz im Ernst - es tut gut, etwas zu tun zu haben, und die Leute sind nett.“

„Und Sven?“, fragt Jule sehr neugierig nach.

„Nur ein Freund, obwohl sein Boss zuerst auch etwas anderes vermutet hat.“

Jule lässt meine Ausrede mit den dreckigen Händen nicht gelten. Bei der nächsten Anprobe sucht sie, bis sie auch für mich ein Kleid findet und besteht darauf, dass ich es anziehe.

Bislang hatte ich heimlich ein wenig über Jule gelächelt: Wenn meine Schulfreundin sich in einem neuen Ballkleid vor einem Spiegel drehte, die extra mitgebrachten hohen Pumps an den Füßen, dann machte sie auf mich den Eindruck wie jemand, der sich verkleidet. Ich sah hinter all dem Glanz und Erwachsensein immer noch meine Klassenkameradin in Jeans und Pulli durchschimmern. Es war verrückt - sie wirkte einerseits

kostümiert, als sei sie jemand, der sie nicht beziehungsweise der sie noch nicht war, und hatte doch andererseits ganz eindeutig schon viele Schritte auf dem Weg zu dieser jungen, fremden Frau, die sie im Ballkleid darstellte, zurückgelegt.

Mich selbst dann im Ballkleid im Spiegel zu sehen, ist fast ein kleiner Schock: Die Frau mir gegenüber kenne ich nicht. Die Verkäuferin, die uns bedient, scheint das Phänomen schon oft erlebt zu haben. Einfühlsam meint sie: „Ich nehme an, dass dies das erste Ballkleid ist, das Sie probieren? Sie sehen großartig aus! Gewöhnen Sie sich daran, lassen Sie sich genügend Zeit.“

Ich stehe wie Aschenputtel vor dem Spiegel und versuche zu erkennen, wer ich bin.

Jules Gesicht erscheint in meinem Spiegelbild schließlich grinsend über meiner rechten Schulter: „Wir werden ihnen den Kopf verdrehen, was? Das wird ein Spaß!“

Als ich mich schließlich umdrehe, um von dem Spiegel zur Umkleidekabine zurückzugehen, kreuzt ein Mann meinen Weg, der sich anscheinend allein in die Damenabteilung verlaufen hat. Er zwinkert mir zu, hebt einen Daumen und sein Blick teilt mir mit, dass ihm sehr gefällt, was er sieht. Ich bleibe wie vom Donner gerührt stehen. Den Typus kenne ich, diese auffallend selbstsichere Art, sich zu bewegen ...

Verblüfft starre ich ihm hinterher.

„Wer war denn das? Gegen den kann man ja Brad Pitt in der Pfeife rauchen! Kennst du den etwa?“, reißt mich Jule aus meinen Gedanken.

„Ja, eh ... ich meine natürlich ... nein!“

„So einen kennst du?“

Ich kann guten Gewissens den Kopf schütteln. Den kenne ich wirklich nicht. Aber ich bin mir ziemlich sicher, dass es sich um einen Kollegen von Tom und Nick und Jeff und Frank und Arnold handelt. Erstaunlich,

wie viele Personen von dem Verein ich jetzt schon beim Namen nennen kann!

„Schade eigentlich“, seufzt Jule hinter dem breiten Rücken her, der gerade zwischen ein paar Kleiderständern verschwindet.

Plötzlich fühle ich mich hoch motiviert, mir ein Ballkleid von Gottes Gnaden zu kaufen! Wenn es Toms Kollegen gefällt, dann vielleicht auch ihm. Mir ist dabei durchaus klar, dass die Wahrscheinlichkeit, dass er es je zu sehen bekommt, praktisch bei null liegt, aber wenn ich in Wahrscheinlichkeiten denke, wird der Fall "Tom und Sara" zum Verzweifeln bleiben. Und verzweifeln möchte ich nicht. Ich glaube, dafür bin ich zu jung.

Jule findet das Kleid für sich zwei heiße Schokoladen, zwei Crêpes und einen Hotdog später um 17 Uhr 19 in einer glanzvollen Boutique, ich eine halbe Stunde danach in einem winzigen Laden namens "Maschas House", in dem eine junge Designerin selbst Entworfenes präsentiert. Ohne Jules Liste hätte ich mich nie hierher verlaufen!

Mein Kleid ist schulterfrei, hat einen skandalös langen Schlitz an der rechten Seite und fällt ansonsten erstaunlich schmucklos bis fast auf meine Knöchel. Aber der goldbraune Satin ist irgendwie raffiniert geschnitten, bringt meine Figur und die langen Beine gut zur Geltung. Fast sitzt er wie eine zweite Haut, nur über der Brust spannt der Stoff ein ganz klein wenig.

„Das können wir ändern, kein Problem“, beruhigt mich Mascha, die Designerin. „Es dauert allerdings ein bisschen, denn ich besuche ab morgen für ein paar Tage meine Eltern in Dresden. Wann findet denn Ihr Abiturball statt?“

„Am 25. Juni“, antworten Jule und ich im Chor.

Mascha hängt schließlich mein Kleid, das erfreulicherweise auch noch ins Budget passt, das mir meine Mutter bewilligt hat, auf einen Bügel. „Die Änderungen sind mit Nadeln abgesteckt und ich werde sie in der Woche vor Ihrem Ball, wenn ich aus Dresden wiederkomme, einarbeiten.“

Zeitlich passt das locker. Sobald alles fertig ist, rufe ich Sie an. Sie können das Kleid in jedem Fall vor dem Ball noch einmal anprobieren. Geben Sie mir bitte mal Ihre Handynummer, damit ich Sie entsprechend benachrichtigen kann?"

„Jetzt bloß nicht mehr zu viel fressen!“, rät Jule, als wir abends bei mir in der Wohnung sitzen und uns, hochzufrieden mit dem erfolgreichen Tag, ein paar Spiegeleier brutzeln.



Kapitel 36: Sonntag, 4.6. - 11 Uhr 03

Ich habe wieder schlecht geschlafen.

Mein Mantra heißt jetzt: 'Tom liebt dich.'

Und ich könnte mich ein über das andere Mal ohrfeigen, wenn ich daran denke, dass an diesem Satz so viele Fragen hängen, die ich Frank sofort hätte stellen müssen. Aber ich war viel zu verblüfft von seiner Enthüllung, um zu reagieren, bevor er wieder verschwand!

Während ich dusche, stelle ich eine Frageliste im Kopf zusammen, wie ich sie hätte abarbeiten sollen: Liebt er mich noch? Wie geht es ihm? Wo ist Tom? Aber vor allem: Wie kann ich Kontakt mit ihm aufnehmen? Das ist die alles entscheidende Frage: Wie stelle ich die Verbindung zu einer Person her, die zu einem ultra-diskreten Geheimdienst gehört und sich wahrscheinlich ebenso öffentlichkeitsscheu verhält wie der Yeti?

Aber schon während ich mich abtrockne, wird mir klar, dass kaum Aussicht auf Erfolg besteht, wenn ich Tom aktiv suche. Je nachdem, welche Sprachen er außer Deutsch noch beherrscht, kann er irgendwo auf diesem Globus stecken! Meine größte Chance, Kontakt aufzunehmen, besteht wahrscheinlich darin, dass ich über seinen Arbeitgeber gehe. Seit ich von Langeoog zurückgekehrt bin, gab es immerhin schon drei Begegnungen zwischen Toms Kollegen und mir: das Treffen mit Frank; den Mann mit dem Karbonrahmenrad bei Rückenwind, den ich zwar nicht selbst gesehen oder gesprochen habe, der sich aber ziemlich in meiner Nähe befand; und mein Gefühl sagt mir, dass der Mensch mit dem erhobenen Daumen gestern beim Kleiderkauf einfach ein bisschen übermütig war und sich allzu sicher fühlte vor Entdeckung, aber dass auch er zu den Agenten in meinem Kielwasser gehört.

Ich muss also warten, bis wieder einer von denen in meiner Nähe auftaucht. Den lasse ich dann nicht einfach zwischen Kleiderständern entkommen, sondern packe ihn mir. Und ich werde nach Tom beziehungsweise Mike fragen. Energisch. Und ich werde auf einer Antwort bestehen. Ich beschließe sogar, mein Schamgefühl einfach zu ignorieren, und meine Botschaft: ‚Sag Tom, dass ich ihn liebe!‘, jedem

mitzugeben, von dem ich annehmen kann, dass er sie mit Erfolg weiterleitet. Diese Sache ist zu wichtig, als dass ich es mir leisten kann, mich zu genieren!

Nachdem ich einmal soweit gedacht habe, geht es mir innerlich besser. Es tut meiner Stimmung immer gut, wenn ich mich entschieden habe, einem bestimmten Plan zu folgen.

Ich rufe in Boerde an und bereite meine Mutter schonend darauf vor, dass ich eine Rechnung von dreihundertachtundfünfzig Euro für das Ballkleid gemacht habe. Der Preis erschüttert sie nicht, sie freut sich vielmehr, dass damit festzustehen scheint, dass auch sie den Ball besuchen und so endlich einmal wieder mit Papa tanzen kann.

„Wo bist du denn fündig geworden, Kind?“

„Den Laden hat Jule aufgestöbert - frag mich nicht wie. Er heißt "Maschas House", gehört einer jungen Designerin und besteht eigentlich nur aus einem einzigen großen Raum in der Mariannenstraße. Ich nehme an, da befand sich früher mal ein Lebensmittelgeschäft oder eine Metzgerei, denn es gibt ein großes Schaufenster zur Straße und außerdem so eine Ladentür mit einem goldenen Rahmen und einem schwarzen Türgriff aus Plastik, der für mich so aussieht, als hätte man ein paar große Lakritzschnecken übereinandergestapelt. Jedenfalls ist das Kleid eine Wucht!“

Ein paar Minuten später spähe ich halbwegs verdeckt durch die Gardinen aus den Fenstern meiner Wohnung, um vielleicht herauszufinden, wo meine Bodyguards stecken, während ich mich zu Hause aufhalte. Es gibt in meinem Appartement, abgesehen von den Glaselementen der Haustür, sowieso nur zwei Fenster - vorn ein kleines, sehr schmales im Badezimmer relativ weit oben an der Wand in der Duschkabine. Davor hängt natürlich immer eine Gardine und ich öffne es eigentlich ausschließlich zum Lüften. In meinem kombinierten Wohn-Ess-Schlaf-Arbeitszimmer existiert noch eine breite, zweiflüglige Fenstertür, die zu dem schmalen Grasstreifen an der Rückseite der umgebauten

Garage führt, die ich bewohne - diesen Grünstreifen bezeichne ich hochtrabend als meinen Garten. Und an meinen etwa einzwanzig breiten Landschaftspark schließen sich mehrere andere Gartengrundstücke an, die diese Bezeichnung wirklich verdienen.

Ob die Basis meiner Sicherheitsleute auf der Vorderseite meiner Wohnung gegenüber auf der anderen Seite der Dahlienstraße in dem dreigeschossigen Mehrfamilienhaus liegt? Oder überwachen sie mich von der Gartenseite aus? Das halte ich für eher unwahrscheinlich, denn wie sollen sie mir von dort aus folgen, je nachdem, in welche Richtung ich aufbreche? Ich habe einfach keine Ahnung, wo die stecken könnten. Profis eben ...

Als mir auffällt, dass ein Kontakt wahrscheinlicher wird, wenn ich mich irgendwo draußen aufhalte, breche ich trotz des leichten Nieselregens zu einem ausgedehnten Spaziergang auf. Aber nichts geschieht. Und genau das finde ich unerträglich. Da habe ich mich endlich Stück für Stück innerlich bis zu der Erkenntnis vorgerobbt, dass ich Tom liebe, erfahre, dass er mich auch liebt - und kann nichts damit anfangen, denn wie soll ich ihn bloß erreichen?



Kapitel 37: Donnerstag, 8.6. – 13 Uhr 07

Mittagspause bei Rückenwind. Ich sitze missmutig neben Sven und löffle ohne Appetit einen Joghurt.

„Sag mal, was ist eigentlich in den letzten Tagen mit dir los, Sara? Du bist ganz anders als sonst.“

„Ja?“

„Ja!“, meint Sven nachdrücklich. „Wo ist deine gute Laune? Herr Kosmann hat sogar den Chef gefragt, ob es dir nicht wirklich gut geht.“

Was soll ich darauf antworten?

„Ist es, weil dir immer noch nicht die Erleuchtung gekommen ist, was du für eine Ausbildung beginnen sollst? Mit einem Abitur von 1,4 im Notendurchschnitt stehen dir doch alle Wege offen. Ich bin völlig sicher, dass du nicht ewig Aushilfe in einem Fahrradladen bleibst“, versucht er, mich aufzuheitern.

Ich mache eine Pause beim Löffeln in meinem Joghurtbecher. Mein Appetit ist sowieso einmal wieder verschwunden. Nicht schon wieder! „Das ist es nicht, Sven. Und sei mal sicher, ich bin wirklich froh, dass ich hier helfen darf.“

„Was ist es dann? Du wirkst unheimlich angespannt, immer auf dem Sprung. Wenn die Glocke an der Ladentür geht, starrst du dorthin, als würdest du auf jemanden warten.“

Sven beobachtet gut – seit ich einen Kontakt mit meinen Bewachern förmlich herbeisehne, weil der mich Tom näherbringen könnte, stehe ich furchtbar unter Hochspannung. Das Wissen, dass sich zum Beispiel Frank vor der Szene mit der kollabierten Frau und deren schreiender Tochter angeblich direkt hinter mir befand und dass ich keine Ahnung davon hatte, macht mich nicht ruhiger. Im Gegenteil!

Wie soll ich erfolgreich Jagd auf Leute machen, deren Beruf es ist, sich zu verstecken? Dabei hängt so viel davon ab, dass ich Erfolg

habe! Was, wenn die ihre Überwachung einstellen? Es kann ja immer einen dringenderen Fall geben, der die Leute von mir abzieht. Meine Gefühlslage schwankt zwischen Ohnmacht, dem Versuch, mich aufs Höchste zu konzentrieren, hin und wieder Euphorie, wenn das Bewusstsein, dass Tom mich liebt, mich ganz ausfüllt und der furchtbaren Angst, meine Chancen in Bezug auf eine Kontaktaufnahme zu verpassen, wo ich doch schon so viele verpasst habe! Nur weil ich so schrecklich träge und schrittweise vorwärts tappend durch den Erkenntnisprozess gestolpert bin, der mir klar gemacht hat, was Tom mir bedeutet und welche Konsequenzen ich daraus ziehen muss, habe ich jetzt etliche Gelegenheiten verstreichen lassen, wenigstens mit seinen Kollegen zu reden. Auf Langeoog hatte ich sogar den Mut, direkt nach Tom zu fragen, aber ich habe mich sofort von Nick und Jeff ausbremsen lassen. Ich Idiot!

„Wartest du etwa auf Ben?“, erkundigt sich Sven vorsichtig.

Sein Unterton macht mich stutzig. „Wie kommst du denn darauf?“

Sven beobachtet mich aus den Augenwinkeln. „Ich habe eine Mail von ihm bekommen. Am Wochenende.“

„Und das sagst du mir erst jetzt?“

„Weißt du, Sara, ich bin nicht sicher, ob du dich über das freust, was drinstand.“

„Wieso? Was ist mit ihm? Geht es Ben nicht gut?“

Sven schüttelt den Kopf. „Dem geht es sogar endlich wieder besser. Er hat mich gebeten, noch ein halbes Jahr auf seinen blöden Ficus achtzugeben und den zu gießen. Er wird noch ein Semester in Kanada dranhängen, denn er hat jemanden kennengelernt.“

Ich seufze. Erleichtert.

Ben hat also eine neue Freundin oder befindet sich zumindest auf dem Weg in eine neue Beziehung. Ich kann nicht behaupten, dass mich das völlig gleichgültig lässt. So ein Hauch von Eifersucht sticht mich schon. Aber vor allem spüre ich Erleichterung. Ich bin froh, dass Ben

nicht zum Mönch wird, nachdem unsere Beziehung scheitern musste. Ich mag ihn immer noch viel zu sehr, als dass ich mir nicht wünsche, dass er glücklich ist. Außerdem: Wenn ich Tom finde und falls wir zusammenkommen, dann wäre es kein angenehmer Gedanke zu wissen, dass Ben allein geblieben ist.

„Aber Sven, das ist ja wunderbar! Wenn sie ihn allerdings nicht glücklich macht, dann fliege ich rüber und kratze ihr die Augen aus!“

Sven lacht. Lutz setzt sich zu uns. Und damit endet zum Glück das sehr persönliche Gespräch. Dankbar dafür, dass ich nicht mehr um schwierige Fragen herumsteuern muss, höre ich einfach zu, wie Lutz mit Sven über einen neuen Typ von Gangschaltung diskutiert, der in der Werkstatt Probleme verursacht.



Kapitel 38: Freitag, 9.6. – 15 Uhr 52

Nichts.

Es tut sich zum Verrecken nichts auf weiter Flur! Ich kann niemanden entdecken, der mich beschattet: kein Rennrad mit Karbonrahmen, weder Geländewagen noch Stadtflitzer, keine Fußgänger oder Jogger, die in das Suchschema passen, mit dem ich arbeite. Was für eine Enttäuschung! Seit Sven mich gefragt hat, warum ich so angespannt wirke, habe ich mich bemüht, wieder ganz bewusst ein bisschen gelassener mit der Situation umzugehen.

Vielleicht könnte das auch klappen – wenn ich nicht solche Sehnsucht hätte! Jule beschrieb mir einmal, wie sie sich fühlt, wenn sie zum Beispiel vor einer Klausur nervös ist: „Das ist furchtbar, Sara. Ich weiß mittlerweile, dass es wirklich wörtlich gemeint sein kann, wenn jemand von sich sagt: ‚Ich bin angespannt‘. Vor so einer dämlichen Leistungskursklausur werde ich morgens im Bett schon wach, lange, bevor der Wecker klingelt. Und dann zieht das wie in Wellen durch meinen ganzen Körper, alle Muskeln werden nach einander bretthart. Sei du mal froh, dass du nicht so unter Lampenfieber leidest wie ich!“

Mittlerweile weiß ich, was sie meint. Ich fühle mich so angespannt, dass es mich manchmal fast zerreißt. Und dann, wenn die Hochspannung endlich abklingt, weil die merkwürdigerweise anstrengt, obwohl man in dem Zustand nichts leistet, wird sie fast übergangslos ersetzt durch eine Art Katzenjammer, wenn ich mich nach Tom sehne, wenn ich ihn einfach vermisse, wenn ich mir vorstelle, was wir machen könnten, wenn ich bei ihm sein dürfte ...

Ich werde noch wahnsinnig in dieser emotionalen Achterbahnfahrt!

Mein Handy klingelt. Jule.

„Wir treffen uns heute Abend in der Zwiebel. Kommst du auch?“

„Wer ist wir? Wann ist heute Abend? Wo und was ist die Zwiebel?“

„Oh Mann, du klingst aber geschäftsmäßig! Hast du schlechte Laune? Eine Clique aus unserer Stufe. Wir treffen uns um neun. Und die Zwiebel liegt gleich an der großen Kreuzung zwei Straßen rechts neben der Schule Richtung Innenstadt. Von vorn ist das eine ganz unscheinbare Kneipe, aber hinten raus haben die neuerdings einen richtig schönen Biergarten eingerichtet.“

Ich sage zu, denn ich muss einfach aus meinen vier Wänden raus!

Mit dem Rad treffe ich kurz nach neun in der Zwiebel ein. Der Tisch mit meinen Schulkameraden ist leicht zu finden. Dort geht es schon ziemlich ausgelassen zu. Jule beschreibt gerade in vagen Worten ihr Ballkleid. Sie kann wirklich flirten! Anstatt mit Fakten zu kommen, so wie ich das immer tue, ergeht sie sich in Andeutungen. Die Jungen rundum hören gebannt zu. Jule wird nicht mehr lange allein bleiben, da bin ich mir sicher.

„Aber Saras Kleid solltet ihr erst sehen ...“, meint sie vielsagend zum Schluss.

Ich winke in dem Versuch, die Aufmerksamkeit von mir abzulenken, ab.

Jule setzt noch einen drauf: „Also, wer Sara in ihrem Kleid erlebt, kann bestimmt die ganze Nacht nicht schlafen.“

Moritz, der auch gekommen ist, wird feuerrot. Alle wissen Bescheid und es wird heftig auf seine Kosten gelacht! Nach dem, was mir Frank erzählt hat, bin ich sehr froh, dass ich Moritz nur habe einschlummern lassen. Das ist ein wesentlich oberflächlicherer Eingriff in eine fremde Psyche als eine Betäubung und hoffentlich tatsächlich ohne Nebenwirkungen.

Ich lasse den Abend und die Gespräche einfach an mir vorbeiplätschern.

Es entspannt mich tatsächlich ein bisschen, aber nur so lange, bis Gina erzählt: „Ich wäre letztthin beinahe überfallen worden!“ Temperamentvoll und mit rollenden Augen berichtet sie: „Letztes Wochenende wollten meine Eltern mir nicht das Auto geben. Da musste

ich mit der Bahn heimfahren, nachdem ich abends aus war. Für den Rückweg hatte ich mir diese Nachtlinie ausgesucht, weil ich das Geld für ein Taxi sparen wollte. Und da sind mir an der Haltestelle zwei Männer ganz komisch gekommen - die haben mich richtig in die Zange genommen. Einer kam von rechts, der andere von links. Ich konnte nicht einmal mehr abhauen, denn hinter mir befand sich das Wartehäuschen und vor mir in der Straßenmitte so ein Absperrgitter."

"Und dann?", unterbricht eines der Mädchen atemlos.

"Die haben sich ganz dicht zu mir gestellt und dann hat der eine gesagt: „Sei froh, dass du in einer Demokratie lebst! Du kannst nämlich jetzt wählen: entweder dein Handy und dein Geld oder wir dürfen mal anfassen.“

Arme Gina!

"Wo war das? Wo bist du diesen widerlichen Typen begegnet?", will ich dringend wissen, denn ich bin endlich mit einem Schlag über eine zündende Idee gestolpert.

"Haltestelle Mittelstraße. Warum? Willst du wissen, welche Station du demnächst meiden solltest?"

Aber ich antworte nicht. Während Gina weiter berichtet, dass zum Glück gleich, nachdem die beiden Typen unangenehm geworden waren, ihre Bahn auftauchte und dass sie dem Fahrer fast um den Hals fiel vor Dankbarkeit über ihre Rettung, schweifen meine Gedanken ab.

Gina hat mich soeben darauf gebracht, was ich tun kann, um meine Bewacher dazu zu zwingen, aus der Deckung zu kommen und sich zu verraten: Ich muss mich in Gefahr begeben! Wenn ein Frank oder Jeff oder Nick beobachtet, dass mir jemand an den Geldbeutel oder gar an die Wäsche will, dann bin ich sicher, dass die eingreifen. Ich muss mich nur nachts ein bisschen in Düsseldorf herumtreiben, dann bekomme ich endlich, was ich suche: Kontakt! Es gibt hier ein paar scheußlich finstere Ecken, an denen sich eine Frau im Dunklen wirklich nicht allein aufhalten sollte. Wie eine warme Welle durchläuft es mich, als ich begreife, dass es nicht mehr lang dauern muss, bis Tom erfährt, was er mir bedeutet.

Ich versuche, den Fehler in meinem Ansatz zu finden. Aber: Es gibt kein Risiko bei dem Plan, wenn ich ihn probeweise in meinem Kopf durchgehe - schließlich kann ich recht gut auf mich selbst aufpassen. Es wird schon niemand mit einer Schusswaffe auf mich losgehen; alles andere sollte ich im Griff haben für den Fall, dass mein Schutzengelteam nicht so reagiert, wie ich mir das vorstelle. Aber die Leute sind bisher kompetent aufgetreten, warum also sollte ich nicht auch für die Zukunft darauf bauen?

Ich bekomme erst wieder mit, wie Ginas Geschichte weitergeht, als sie triumphierend feststellt: „Und was habe ich davon? Heute fahre ich Auto - meine Eltern haben mir die Schlüssel gegeben!“

Jule freut sich: „Dann kannst du mich ja nachher mit heimnehmen. Mein Ziel liegt doch fast auf deinem Weg. Eigentlich wollte ich bei Sara schlafen, aber dann hätte ich morgen ganz früh raus gemusst. Meine Oma feiert nämlich ihren 85. und wir fahren mit der ganzen Familie hin.“

Bestens. Jule wird also nicht bei mir übernachten. Freie Bahn. Dann kann ich sofort nach dem Besuch in der Zwiebel mein Experiment starten. Um Mitternacht schließt der Biergarten, damit die Nachbarn auch einmal ihre Ruhe haben. Jule und ich verabschieden uns vor der Kneipe voneinander.

„Und es macht dir wirklich nichts aus, wenn du jetzt allein nach Hause radeln musst? Wir könnten dein Rad doch in den Kofferraum laden und dich in die Dahlienstraße bringen. Denk dran, was Gina gerade erst passiert ist“, warnt Jule beim Abschied.

„Nein, das geht schon in Ordnung so. Und ich glaube wirklich nicht, dass mein Drahtesel in diesen winzigen Kofferraum passt. Ich fahre jetzt mit dem Rad und ich habe keine Angst.“

„Hatte ich auch nicht bis zur letzten Woche und bis diese zwei Typen aufgetaucht sind“, meint Gina. „Die von der Polizei haben mir so ein Reizgas empfohlen, als ich Anzeige erstattete. Ich habe mir das Zeug gleich besorgt. Willst du das wenigstens mitnehmen? Im Auto brauche ich Pfefferspray ja wohl eher nicht.“

Ich lehne ab. Dann schwinge ich mich auf mein Rad und fahre los.



Kapitel 39: Samstag, 10.6. - 0 Uhr 09

Es ist immer noch angenehm warm, eine von den Frühsommernächten, in denen man keine Lust aufs Schlafen hat, weil der Mond hell scheint und diese Nächte für alles Mögliche wie geschaffen sind, aber ganz sicher nicht, um sie allein zu verschlafen!

Einen Plan schmiede ich gar nicht erst, ich will einfach mal losradeln und sehen, was sich möglicherweise ergibt. Dabei versuche ich, immer wieder unauffällig einen Blick auf meine Umgebung zu werfen, um etwaige Verfolger zu entdecken, ohne dass die unbedingt mitbekommen, dass ich nach ihnen suche. Vielleicht sollte ich mir in Säders Laden einen Rückspiegel aussuchen und auf meinen Lenker montieren.

So spät nachts ist die Stadt mir völlig fremd. Ich kenne die Gegend hier im Dunklen, denn im Herbst und Winter ist es ja schon um siebzehn, achtzehn Uhr stockfinster. Aber die Atmosphäre fühlt sich jetzt vollkommen anders an. Ich hätte nie gedacht, wie viele Hunde eine so schwache Blase besitzen, dass sie nach Mitternacht noch einmal auf Tour gehen müssen. Grundsätzlich führen ausschließlich Männer die Tiere so spät aus. Die Straßen sind wie leergefegt - da ist einfach kein Mensch unterwegs außer den paar Hundehaltern. Nachdem ich einige Häuserblocks umrundet habe, ohne jemandem zu begegnen, drehe ich ab. Hier wird gar nichts passieren, außer dass ich mich müde strample.

Dann eben durch einen dunkeln Park! Ist mir doch egal, wenn das normalerweise das Terrain ist, das man als Frau meiden sollte, wenn man allein unterwegs ist und unbehelligt bleiben möchte! Ich will ja unbedingt provozieren, dass etwas passiert, denn ich kann von meinen Verfolgern immer noch nichts entdecken. Sind sie überhaupt da? Die Frage habe ich mir so oft unbeantwortet durch den Kopf gehen lassen, die macht mich mittlerweile förmlich aggressiv!

Ich biege von der Straße ab auf einen holprigen Schotterpfad. Das Halogenlicht, mit dem Sven meine Frontlampe aufgerüstet hat, ist jetzt

auf den unebenen Wegen im Park eine Hilfe. Ich kann wegen der vielen Schlaglöcher nur noch langsam treten, wenn ich sicher fahren will – und mich hier auf die Nase legen, das hatte ich eigentlich nicht vor. Die geringe Geschwindigkeit ist eigentlich gar nicht so schlecht, denn die wird auch die Köderwirkung verstärken.

Ich überlege gerade gereizt, warum ich mir keinen Rock angezogen habe, wo ich doch schon als Köder herhalten will. Aber als ich mich anzog, hatte ich ja noch nicht so schräge Pläne für den späteren Abend.

Plötzlich entdecke ich ein Flackern vor mir im Dunkel der Nacht. Auf einer Wiese, der ich mich nähere, brennt ein kleines Lagerfeuer. Um das Feuer sitzen und liegen ein paar Gestalten im Gras. Aus einem Handy oder etwas Ähnlichem plärrt Musik. Lachen und leise Gespräche klingen zu mir herüber. Ein Schattenriss sieht neugierig in meine Richtung, denn mein Rad läuft nicht wirklich geräuschlos auf dem unebenen Untergrund.

Da lagern mindestens acht, neun Personen an der Feuerstelle. Zu viele im Ernstfall? Soll ich abdrehen und machen, dass ich wegkomme? Besser ist das wohl, einer potenziell unangenehmen Konfrontation auszuweichen, solange es noch geht!

Bevor ich den Lagerplatz passieren muss, bietet mir ein kleiner Abzweig nach rechts Gelegenheit, mich in die Büsche zu schlagen. Trotz der schlechten Sichtverhältnisse schalte ich einen Gang hoch und beschleunige. Das Rad rumpelt den Weg entlang.

An die Möglichkeit, dass ich nicht auf Einzeltäter, sondern eine größere Gruppe von Menschen stoßen könnte, die sich nicht unbedingt harmlos verhalten muss, habe ich vor Beginn meines seltsamen Unternehmens gar nicht gedacht. Schon während meiner Flucht aus meiner Zelle vor einem Jahr ist mir aufgefallen, dass ich nicht unbedingt über die Begabung verfüge, Dinge unter Einbeziehung aller möglichen Eventualitäten zu planen. Meine Flucht damals wäre jedenfalls fast daran gescheitert, dass Malzbierflaschen mit Kronkorken verschlossen sind und dass ich partout keinen Flaschenöffner finden konnte, als

ich dringend Malzbier trinken musste. Ein albernes Detail, aber am Ende doch ein entscheidender Faktor. Auch jetzt habe ich bei meinen Überlegungen offensichtlich wieder wichtige Aspekte unberücksichtigt gelassen.

Vor mir taucht eine Reihe von Lichtkegeln auf - der Hauptweg durch diesen Park ist offenbar sogar in der Nacht beleuchtet. Ich fahre darauf zu, denn es ist anstrengend, so ins Halbdunkel zu starren, um Schlaglöchern auszuweichen. Laternen in großen Abständen wechseln sich auf dem Hauptweg mit Parkbänken ab.

Auf einer dieser Bänke sitzt ein Paar, das weder Augen noch Ohren für seine Umgebung hat. Die Hände des Mannes verschwinden beide unter dem Pullover der Frau, die sich eng an ihn schmiegt. Die Beine der beiden bilden ein ziemliches Knäuel. Sie küssen sich pausenlos und ihr langes, üppiges Haar ist so über beide Köpfe gerutscht, dass da nur ein Kopf für zwei Körper zu existieren scheint.

Irritiert registriere ich, dass mein Atem schwerer geht, indem ich das Bild in mich aufnehme. Obwohl ich sonst wirklich kein Voyeur bin, kann ich den Blick nicht von den beiden abwenden, als ich, ohne dass sie mich überhaupt bemerken, an ihnen vorbeifahre: In meiner Vorstellung sitze ich da plötzlich, natürlich mit Tom.

Als mir klar wird, warum ich plötzlich keuchend atme, biege ich an der nächsten Wegkreuzung erneut ab und fahre nach Haus. Der Irrsinn dessen, was ich hier tue, ist mir mit einem Schlag unglaublich peinlich und die Lust darauf, mein Experiment fortzusetzen, wie weggeblasen.



Kapitel 40: Sonntag, 11.6. - 16 Uhr 33

Im Gegensatz zu Millionen anderer Menschen freue ich mich auf den Montag! Dann darf ich wieder um neun Uhr bei Rückenwind stehen und kann auf Herrn Kosmann warten. Vielleicht lerne ich sogar in dieser Woche, wie man Hinterräder ausbaut. Jedenfalls bekomme ich etwas zu tun.

Wenn ich mich an mein Wahnsinnsunternehmen von gestern Abend erinnere, kann ich nur mit dem Kopf schütteln. Hoffentlich befanden sich wirklich keine Bodyguards in meiner Nähe: Die müssen gedacht haben, ich spinne total!

Andererseits: Sie haben keine Ahnung, was gerade in mir vorgeht und können sich einfach nicht vorstellen, wie sehr ich mich gezwungen fühle, endlich an meiner Situation etwas zu ändern. Genau diese dumme Zwangslage ist es, die mich dazu treibt, merkwürdige Dinge zu unternehmen: Ich muss irgendwie aus dieser verflixten Sackgasse heraus, in der ich gerade feststecke!

Draußen ist das Wetter so lala. Ich beschließe trotzdem, noch einmal mein Glück zu versuchen und eine Runde zu drehen. Vielleicht sehe ich diesmal einen von meinen Leibwächtern. Es muss ja kein Mann sein, der mich beschattet. Kate und die sogenannte Verhörspezialistin gehörten schließlich auch zu dem amerikanischen Team, mit dem ich vor einem Jahr zu tun hatte. Demnach sind Frauen also grundsätzlich dabei. Allerdings habe ich bisher so wenige Frauen bei der Truppe gesehen, dass ich mir für die noch kein Suchschema zurechtlegen konnte.

Ich beschließe, mich einmal wieder ans Rheinufer zu begeben. An einem Sonntag im Monat findet dort ein Markt statt. Es gibt allerlei Fressbuden, quadratmeterweise Kunst sehr fragwürdiger Qualität und immer auch ein paar Stände mit Marktschreiern. Ein Wurstmann, ein Nudelverkäufer und einer mit Obst und Gemüse treten mit Gebrüll und markigen Sprüchen gegen einander an. Vielleicht bietet mir das etwas Unterhaltung.

Der Markt ist gut besucht. Echte Tierfreunde zerren ihre entnervten Vierbeiner durch das Gewühl. Kinderwagen kämpfen um jeden Meter. Und jeder Zweite nagt, schleckt oder knabbert an irgendetwas, das er gerade erstanden hat. Ich sollte auch einmal wieder etwas essen, sonst braucht diese Mascha mein Kleid gar nicht weiter zu machen. Also kaufe ich eine Tüte Nüsse und geselle mich zu denen, die knabbern.

Die Marktschreier sind tatsächlich da; zwischen dem "Nudelfuzzi" und der "Bananenfresse" tobt ein derbes Wortgefecht, dem Kinder, weil ihnen eine solch rüde Ausdrucksweise stets verboten wird, mit offenem Mund staunend lauschen. Ich gehe zügig an beiden Ständen vorbei, obwohl ich die zwei Marktschreier eigentlich ganz witzig finde - aber ich habe die Erfahrung gemacht, dass solche Typen mich ganz schnell aufs Korn nehmen. Bloß keinen Blickkontakt herstellen, sonst gibt es ein Problem!

Eine Räuchertonne nebelt mich auf den nächsten zehn Metern mit einem köstlich herben Duft ein. Der wird ziemlich abrupt von dem klebrigen Geruch eines Bonbonkochers abgelöst. Für Abwechslung ist hier gesorgt. Ich brauche keine Stunde, um den Marktbereich einmal abzuschreiten. Alles Umschauen dabei hat nichts genützt: Ich konnte keinen Verfolger entdecken. Es laufen aber auch wirklich viele Menschen hier herum! Kein Wunder, wenn sich Beschatter in der Menge verstecken können. Ungeübt, wie ich bin, werde ich die in dieser Umgebung wohl nie entdecken.

Dann fällt mein Blick auf den Rheinturm. Der steht mit seinen zweihundertvierzig Metern Höhe wirklich exponiert da. Von dort oben könnte ich mir einen guten Überblick verschaffen - und schon ist die nächste verrückte Idee geboren: Was, wenn ich da hinauffahre und so tue, als wollte ich mich herunterstürzen? Ob das meine Schutzengel aus der Reserve locken kann? Bestimmt! Das Risiko ist viel kalkulierbarer als irgendwelche dubiosen Elemente zu provozieren, die nachts durch Düsseldorf laufen. Denn bei dem Szenario mit dem Turm bin ich der einzige menschliche Faktor - und ich weiß ja, dass ich nicht springen will.

Ein weiterer Grund, mich auf den Turm neben dem Landtagsgebäude zu begeben, ist der, dass ich da oben aus der Menschenmenge herauskomme.

Das Restaurant und der Aussichtsbereich werden nicht so überfüllt sein wie das Rheinufer. Wenn meine Schutzengel mir folgen, sollte ich wenigstens eine Chance bekommen, sie da oben auch zu entdecken. Entschlossen löse ich eine Karte für den Fahrstuhl.

Fünf Personen werden mit mir aufwärts befördert. Von denen kommt niemand als Teil meiner Schutztruppe infrage - eine Familie mit einem kleinen Kind und ein steinaltes Ehepaar, das, bei allem Respekt, sicher nicht mehr fit genug ist, um irgendeiner Erwerbsarbeit nachzugehen.

Oben verlasse ich den Aufzug auf Ebene der Aussichtsplattform und sehe mich zuerst einmal um: Es halten sich hier nicht allzu viele Leute auf. Einige drehen ihre Runden an den Panoramaglasscheiben entlang, um den Ausblick über Düsseldorf und die Umgebung zu genießen. Allerdings fällt das Vergnügen heute nur sehr mäßig aus, denn das Wetter ist einfach insgesamt zu trüb, um einen weiten Blick zu gewähren. Die Glasscheiben neigen sich ziemlich schräg nach außen. So manchem Besucher bereitet das arge Probleme, denn man kann so dicht an die Kante vortreten, dass man mit ein wenig Balancieren durchaus die Füße auf das Glas und somit in sehr luftiger Höhe auf ein gefühltes Nichts stellen kann. An einigen Stellen wird ängstlich gequietscht. Ein kleiner Junge schleift seine Schwester auf die Glasscheibe zu. Das Mädchen wehrt sich mit Händen und Füßen - es hat scheinbar Höhenangst. Ein paar Dreizehn- oder Vierzehnjährige machen sich einen Spaß daraus, sich mit dem Gesicht nach unten auf das Glas zu legen, sodass sie einen freien Blick in die Tiefe bekommen. Hier klingt das Quietschen kokett und ähnlich wie bei einer Achterbahnfahrt, bei der die Angst ja ein Teil dessen ist, was der Kirmesbesucher mit seinem Ticket kaufen will.

Niemand scheint mich zu beachten. Der Lift hat in der Zwischenzeit einige Fahrten auf- und abwärts absolviert, aber auch diesmal keine Personen mitgebracht, die nach dem aussehen, was ich suche.

Ich trete bis ganz dicht an die untere Kante der Glasscheiben heran und bin neugierig, wie ich auf die gewaltige Höhe reagiere.

Gar nicht.

Ich empfinde die gähnende Tiefe nicht als schrecklich, nicht als hypnotisch anziehend, nicht als Bedrohung. Das Bewusstsein, dass die Panzerglasscheibe zwischen mir und dem Abgrund liegt, reicht aus, jede Form von Höhenangst, die ich sonst durchaus empfinde, zu unterbinden. Ich zucke allerdings furchtbar zusammen, weil ausgerechnet in eben dem Augenblick, als ich weit vornübergebeugt über der Glasfläche stehe, jemand nach meinem Arm greift!

Ein junges Paar aus Asien schaut mich übertrieben freundlich lächelnd an. Der Mann hält mir eine Kamera entgegen und fragt: „Foto? Foto?“, während er zwischen der Kamera, sich und mir hin und her zeigt.

Ich atme tief aus: Touristen. Und ich soll wohl ein Erinnerungsfoto mit beiden schießen. Der Griff an meinen Arm hat mich dermaßen erschreckt, dass meine Fingerspitzen vor Adrenalin kribbeln. Verdammt! Jemand anderer hätte meinen Arm fassen sollen.

Ich lasse mir zeigen, wo sich bei der Kamera der Auslöser befindet und mache zwei, drei Aufnahmen. Die beiden Asiaten verneigen und bedanken sich mehrfach. Dann verschwinden sie.

Ich ziehe mich in einen anderen, ruhigeren Winkel der Aussichtsplattform zurück. Es ist Zeit, dass ich mich daran erinnere, dass ich so tun möchte, als würde ich hier herunterspringen. Aber es sieht nicht so aus, als wollte das Gebäude potenziellen Selbstmördern Gelegenheit für einen kurzen Freiflug bieten: Überall befindet sich Panzerglas und es existiert kein Zugang zu irgendwelchen außen gelegenen Plattformen - zumindest nicht für einfache Besucher. Ich drehe noch eine Runde und probiere verstoßen den einen oder anderen Türgriff aus, den ich sehe. Aber da erweist sich, abgesehen von den Toiletten, keine Tür als offen - alles ist abgeschlossen. Mist. Wenn ich mich innerhalb dieses Panzerglaskäfigs befinde, kann ich wirklich kein bedrohliches Szenario in Sachen Sprungbereitschaft aufbauen.

Deshalb begeben sich eine Ebene höher in das Restaurant. Ein Ober beginnt dort bald, mich misstrauisch zu beobachten. Wer nicht hier essen will, ist offensichtlich unerwünscht. Schnell weiß ich: Die

Möglichkeiten sind nicht anders oder besser als auf der Aussichtsplattform für meinen seltsamen Plan. Ziemlich enttäuscht und ärgerlich wende ich mich wieder dem Aufzug zu, um den Restaurantbereich zu verlassen, bevor der Ober ungemütlich wird.

Aber dann wird mir plötzlich klar, dass mein Ausflug auf den Rheinturm doch nicht vergeblich war. Nachdenklich betrachte ich, bevor ich Richtung Aufzug gehe, die beiden Rheinbrücken, die man von hier oben aus gut sehen kann. Die bieten den perfekten Hintergrund für mein Vorhaben: Wenn schon nicht vom Fernsehturm, dann springe ich eben von der Brücke!

Sie werden auftauchen, wenn ich plötzlich auf einem Brückengeländer stehe. Und ich werde sie auf einer Brücke kommen sehen, wenn sie mich daran hindern wollen, mich ins Wasser zu stürzen. Darauf hätte ich wirklich auch früher kommen können! Wozu wohnt man schließlich am Rhein?



Kapitel 41: Donnerstag, 15.6. - 17 Uhr 04

Jetzt gießt es seit drei Tagen wie aus Kübeln! Hat sich denn alles gegen mich verschworen?

Bei Rückenwind war wetterbedingt wenig los. Herr Säder ließ mich Regale im Laden abstauben, damit ich wenigstens etwas zu tun habe. Ich durfte kleine Dosen mit Schrauben polieren und Reflektoren zum Nachrüsten wieder auf Hochglanz bringen - wahnsinnig spannend. Die Mechaniker zeigten mir, wie man mit einem Speichenschlüssel umgeht und ich kann jetzt ganz wunderbar kleinere Unwuchten aus Fahrradfelgen entfernen. Also lerne ich immerhin dazu.

Aber ich bin keinen Schritt weitergekommen, was mein Ziel angeht, mich mit meiner dringenden Botschaft an Toms Kollegen zu wenden, um ihn selbst irgendwie zu erreichen. Ich habe mir den Kopf zermartert, ob es auch andere Wege gäbe als den verrückten Einfall, so zu tun, als wollte ich von einer Brücke springen. Aber eine Alternative ist mir bisher nicht eingefallen. Entweder es gibt keine oder mir fehlt die nötige Fantasie. Es kommt am Ende auf ein und dasselbe heraus.

Mein Vorhaben ist schon ziemlich extrem. Und mit niemandem meine Gedanken teilen können, nur die innere Stimme als Gesprächspartner, das fühlt sich in solch einem Fall besonders hässlich an. Dabei bin ich es gewohnt, dass ich auf mich selbst angewiesen bleibe. Ur isoliert mich oft.

Tom dagegen hat seine Gedanken mit mir geteilt. Intime Gedanken. Seine Ansichten und Gefühle zu Themen, über die man wirklich nicht mit jedem spricht. Denn mit wem redet man schon über das, was einem Angst macht oder was einen sich klein und hilflos fühlen lässt? Wem schenkt man Macht über die eigene Person, indem man so etwas preisgibt? Dazu gehören viel Vertrauen und wahrscheinlich immer auch Liebe.

In Toms Gegenwart habe ich Ur erstmals gelebt, darüber geredet, offen damit agiert.

Es ist zum Haareausraufen: Tom, Tom, Tom und noch einmal Tom. Immer wieder stoße ich bei allem, was ich tue, auf ihn und auf das tief empfundene Gefühl: Er fehlt mir.

Was, wenn er mich nicht mehr liebt? Liebe ist wie ein Lebewesen: Wenn sie nicht durch Gegenwart gefüttert wird, ist es ziemlich wahrscheinlich, dass sie verkümmert, verhungert und stirbt. Was, wenn Tom und ich uns in einer vielfältigen bunten Welt und nicht in der absolut minimalistischen Umgebung einer Zelle begegnen und der Zauber zwischen uns einfach verfliegt? Wie unglaublich viele Möglichkeiten und Wege mir mühelos einfallen, die dazu führen, dass aus unseren Gefühlen keine Liebesbeziehung entsteht, wirkt furchtbar deprimierend auf mich.

Die aktuelle Situation ist wirklich verrückt. Ich will einen Suizidversuch vortäuschen - dabei hat mich Tom aus genau solch einer Selbstmordaktion gerettet, damals, als ich mein Herz angehalten habe, weil ich einfach keinen anderen Ausweg mehr wusste. Und seit dieser Erfahrung bin ich mir sicher: Das machst du nie wieder! Ich habe einen Lebenswillen in mir entdeckt, den hätte ich nie vermutet. Wenn all diese Fakten meinen Beschützern bekannt wären, könnte ich den Plan mit der Brücke vergessen. Aber so ist es der letzte Einfall, der momentan auf meiner Liste steht.

Ich habe die drei Regentage nicht dazu benutzt, meine Idee zu verwirklichen, um zu vermeiden, dass ich unter Umständen von einem klatschnassen, schlüpfrigen Geländer rein aus Versehen abrutsche und in die Tiefe stürze. Es wäre wirklich zu dumm, wenn mein letzter Gedanke lauten müsste: ‚Das habe ich nicht gewollt!‘

Aber heute, heute ist es endlich trocken und wieder warm. Heute Nacht werde ich die Sache durchziehen!

Als ich um siebzehn Uhr bei Rückenwind Feierabend mache, weil es nichts mehr für mich zu tun gibt, verabschiede ich mich wie immer von allen und fahre heim. Beim Abendessen frage ich mich, ob Selbstmörder

überhaupt so eine Henkersmahlzeit zu sich nehmen. Ich tue es, aber wie immer in letzter Zeit nur mit mäßigem Appetit. Ich gehe früh ins Bett und stelle meinen inneren Wecker auf zwei Uhr. Wenn ich die Show veranstalten möchte, sollte nicht allzu viel Verkehr über die Brücke fließen, sonst holt mich noch irgendein zufälliger Passant mit Pfadfindervergangenheit von dem Geländer, der sich zum Lebensretter berufen fühlt. Diesmal will ich die Richtigen in meiner Nähe haben. Was sich mein Wachkomitee denkt, wenn ich nachts um zwei mein Haus verlasse, ist mir egal. Soll man sich doch wundern. Hauptsache, es folgt mir jemand und die verschlafen meine Aktion nicht!

Ich schalte nach dem Aufstehen zweimal das Licht an und wieder aus, bevor ich mich auf den Weg Richtung Brücke mache - wenn man mich beobachtet, sollte das auch bei müden Augen Aufmerksamkeit erzeugt haben. Falls nicht, dann wird das Ganze eben nur ein etwas ungewöhnlicher nächtlicher Ausflug.

Die Straßen sind menschenleer, als ich mit dem Rad Richtung Oberkasseler Brücke strample. Diese Brücke habe ich mir für meinen Auftritt ausgesucht, weil sie einen schönen Radweg und vor allem ein leidlich breites Geländer besitzt. Ziemlich schnell erreiche ich mein Ziel, weil die Nacht fast windstill ist. Das kommt meinen Plänen entgegen - vom Geländer geweht zu werden, fände ich ähnlich blöd, wie darauf auszurutschen!

Um 2 Uhr 14 befinde ich mich mitten auf der Brücke. Zunächst will ich warten, ob sich jetzt schon jemand zeigt, ohne dass ich zu meinen wirklich drastischen Maßnahmen übergehen muss. Der dünne Verkehr fließt ruhig, auf dem Radweg lässt sich weit und breit niemand sehen.

Ich stelle mein Fahrrad ab.

Ich warte.

Dreißig Sekunden.

Ich betrachte den Rhein, der erstaunlich hell in der Vollmondnacht schimmert.

Fünfzig Sekunden.

Siebzig Sekunden.

Jetzt sollte ich langsam etwas unternehmen, sonst werde ich, indem ich einfach stillstehe, unglaublich. Mit einer Hand halte ich mich gut an einer Stützstrebe, die nach oben führt, fest und klettere vorsichtig, ganz vorsichtig auf das Geländer. Plötzlich empfinde ich den Handlauf doch als ziemlich schmal. Gut dass die Strebe mir Sicherheit verleiht, wenn ich einen Arm darum schlinge!

Ein paar Scheinwerfer nähern sich. Ich sehe sie nur aus den Augenwinkeln, denn aus Gründen der Glaubwürdigkeit habe ich mich natürlich mit dem Gesicht von der Brücke ab- und dem Fluss zugewendet. Die Scheinwerfer kommen immer näher.

Endlich! Jetzt!

Aber: Das Auto fährt an mir vorbei.

Vor Verblüffung schwanke ich tatsächlich leicht. Ich hatte mit etwas ganz anderem gerechnet. Sind meine Schutzengel wirklich nicht auf Posten? Abgezogen? Oder war ich einfach nicht überzeugend genug? So eine verdammte Sch...

In diesem Augenblick packt etwas meine beiden Beine mit einem eisernen Griff und reißt mich rückwärts von dem Geländer Richtung Fahrbahn! Es gibt einen schmerzhaften Ruck in dem Arm, mit dem ich mich an den Pfeiler klammere und ich muss loslassen. Zischend fährt mir die Luft aus den Lungen, als ich auf dem Radweg aufschlage. So gerade eben kann ich mich noch mit den Händen und Armen abfangen, um nicht einfach auf das Gesicht zu fallen. Ein schwerer Körper drückt mich nach unten und reißt dann meine Arme nach hinten. Es scheppert, rasselt und etwas Kaltes klammert sich eng um meine Handgelenke: Handschellen!

Wieso legen die mir Handschellen an? Das haben sie noch nie getan!

„Junge Frau, was immer es ist, es kann nicht so schlimm sein, dass Sie sich hier von der Brücke stürzen müssen!“

Diese Stimme kenne ich nicht. Noch nie gehört. Sie spricht auch ohne jeden Hauch von amerikanischem Akzent - der Zungenschlag ist absolut rheinisch. Meine Botschaft an Tom bleibt mir im Halse stecken.

Ein Wagen hält mit quietschenden Reifen auf unserer Höhe. Es handelt sich um einen schmucklosen, dunklen Kombi, aber auf dem Dach rotiert ein Blaulicht, eines von denen, die nur bei Bedarf benutzt werden, magnetisch halten und ansonsten in der Mittelkonsole einer Zivilstreife griffbereit liegen.

Das kann doch wohl nicht wahr sein!

Ich taue wirklich nicht dazu, Operationen zu planen. Immer sehe ich deren Verlauf so voraus, dass ich lediglich das im Blick behalte, was meiner Meinung nach passieren sollte. Leider gerät die Wirklichkeit immer mindestens einen Hauch härter.

Die Möglichkeit, dass mich die Polizei vom Brückengeländer klaben könnte, war in meinen Plänen nicht einmal ansatzweise vorgesehen. Aber der Fall ist offenbar soeben eingetreten. Verflixt!

Für einen Augenblick überlege ich, ob ich mich auf Ur zur Wehr setzen soll, aber wahrscheinlich mache ich damit alles nur noch schlimmer.

Abwarten! Ruhig bleiben!

Nicht allzu feinfühlig Hände drehen mich um, sodass ich schließlich auf dem Rücken liege, eine Taschenlampe blendet mich vollkommen. Ich drehe den Kopf zur Seite, um die Augen vor dem grellen Licht zu schützen, und sehe ein Paar Füße näherkommen. Ein Fuß befindet sich gleich links neben meinem Gesicht. Da steht jemand offenbar mit gespreizten Beinen über mir und passt genau auf, dass ich mich nicht rühre.

Bloß nicht in die Defensive drängen lassen. Ich sage mir das innerlich wesentlich selbstbewusster, als ich mich fühle und schnauze erst einmal los, so schwungvoll es mir möglich ist: „Was soll das? Sie

haben mir wehgetan. Mit welchem Recht machen Sie das? Und wieso in drei Teufels Namen legen Sie mir Handschellen an?"

„Mal immer langsam, junge Frau.“

Ich werde auf die Füße gezogen. Jetzt blendet die Taschenlampe auch nicht mehr so schrecklich. Ich kann allmählich erkennen, wer mich hier bei meinem Manöver so furchtbar gestört hat: Zwei Männer in Zivil stehen rechts und links von mir.

Beide betrachten mich aufmerksam, der eine schüttelt nach der Begutachtung den Kopf und meint: „Jetzt müssen Sie mir wirklich erklären, wieso jemand wie Sie hier runterspringen will.“

Was für ein Glück, dass ich wirklich mit Nachdruck feststellen kann: „So ein Quatsch! Ich wollte doch nicht springen!“

Der eine der beiden Männer, der einen schlichten dunkelblauen Pullover trägt, hebt die Hand: „Stopp mal! Können Sie mir denn erklären, weshalb Sie nachts hier mit dem Fahrrad allein herumfahren? Das allein ist schon sträflicher Leichtsin. Wir tun zwar, was wir können, damit die Stadt überall und jederzeit sicher ist, aber wenn man aussieht wie Sie, sollte man schon ein bisschen vorsichtiger sein!“

„Ich kann bei Vollmond schlecht schlafen. Ist das ein Verbrechen?“ Wieder die Wahrheit. Wie komme ich aus dem Schlamassel bloß heraus, ohne in einer Gummizelle zu landen?

„Letzte Woche hat sich hier erst einer in den Tod gestürzt“, informiert mich der blaue Pullover mit eiskalter Stimme. „Wir halten die Brücke doch nicht zum Vergnügen unter Beobachtung, besonders bei Vollmond. Dann sind noch mehr Irre unterwegs als sonst. Wir haben gesehen, wie Sie mit dem Rad gekommen sind, da mussten wir tätig werden.“

So langsam begreife ich - einer von den beiden hat irgendwo im Auto gesessen, während der andere ausgestiegen ist, um mir zu folgen. Und das hat er clever gemacht. Er ist in dem tiefdunklen Schatten des mehr als hüfthohen Brückengeländers geblieben, hat sich dadurch gut gedeckt ganz nah an mich herangeschlichen, während ich so tat, als würde ich den Fluss beobachten, um den Mut für den Sprung zu sammeln und ich

habe ihn wirklich nicht bemerkt, obwohl ich nach möglichen Verfolgern Ausschau hielt.

Einmal wieder werde ich unsanft darauf gestoßen, wie naiv ich bin, denn die Amerikaner hätten, wenn sie denn gekommen wären, sicher denselben Weg gewählt. Dieses tiefschwarze, breite Schattenband des Geländers habe ich überhaupt nicht bedacht; mir hat als sich nähernde Eingreiftruppe ein Auto, ein Motorrad eventuell, eine Person zu Fuß, aber aufrecht, also deutlich sichtbar, vorgeschwebt. Dass man einen potenziellen Selbstmörder am besten überraschend packt, um ihn erfolgreich daran zu hindern, Unfug anzustellen, hatte ich aus dem Blick verloren angesichts der Tatsache, dass ich selbst ganz sicher war, nicht springen zu wollen.

„Was sollte denn das Klettern auf dem Brückengeländer, wenn Sie sich nichts antun wollten?“, will der andere Mann mit Nachdruck wissen.

Das ist der Augenblick, wo ich zum Gegenangriff übergehe, denn ab jetzt werden wohl nur noch Fragen kommen, auf die ich nicht einfach mit der Wahrheit antworten kann.

„Mit welchem Recht stellen Sie mir Fragen? Mit welchem Recht berauben Sie mich meiner Freiheit? Wer sind Sie überhaupt?“, fauche ich.

Sichtlich genervt zieht der blaue Pullover vorwurfsvoll die Augenbrauen hoch, greift in die Gesäßtasche seiner Hose, zückt einen Ausweis sowie eine Polizeimarke und hält mir beides vor die Nase. „Vonnegut, Schutzpolizei Düsseldorf.“

„PM Dörben“, verkündet der andere. „Und mit wem haben wir das Vergnügen?“

„Das geht Sie beide herzlich wenig an! Ich habe mir nichts zuschulden kommen lassen. Ich kann bei Vollmond so lange und so viel auf Brückengeländern tanzen, wie ich will!“ Langsam werde ich mächtig wütend. Am meisten auf mich selbst.

„Irrtum, junge Frau“, korrigiert mich Dörben in einem Ton, als hätte er es mit einem begriffsstutzigen Kleinkind zu tun. „Das können Sie eben nicht. Und damit Sie einsehen, dass beispielsweise grober oder

gefährlicher Unfug gegen das Gesetz verstößt, bringen wir Sie jetzt zur Feststellung Ihrer Personalien erst einmal aufs Revier. Übrigens, suizidgefährdete Personen überstellen wir danach gleich in die Psychiatrie.“

Der Gedanke beunruhigt mich mächtig! Soweit darf es nicht kommen. Auf gar keinen Fall! Wenn mich irgendwelche Psychoklempner in die Finger bekommen, wird es für Ur und damit für mich gefährlich. Scheinbar muss ich mich doch mit dem Gedanken anfreunden, mich aus dieser Sache mithilfe meiner besonderen Talente herauszupauken.

PM Dörben, wofür auch immer PM stehen mag, löst meine Handschellen, packt mich dafür recht fest am Oberarm und schiebt mich auf den Rücksitz in den Kombi; sein Kollege verlädt derweil mein Rad mit Gepolter in den Kofferraum. Dörben, der auf dem Beifahrersitz Platz genommen hat, will nach dem Funkgerät greifen, gerade in dem Moment, als sich der Fahrer wieder hinter das Steuer setzt und das Blaulicht vom Dach pflückt – ich habe nur einen Augenblick Zeit, bevor das Auto losfährt und die Beamten eine Funkmeldung über den ganzen Vorfall an die Zentrale absetzen. Diesen Augenblick nutze ich: Es wird nicht einmal laut in dem Wagen, als ich beide Männer auf Ur erst lähme, dann in einen tiefen Schlaf fallen lasse.

Das Auto steht noch, es ist keine Funkmeldung über den Vorfall herausgegangen. Wenn die beiden Vögel wieder wach werden, kann ich nur hoffen, dass es ihnen so unerhört peinlich ist, mitten in einer Verhaftung eingeschlafen zu sein, dass sie den ganzen Vorgang totsichweigen und nur still für sich rätseln, was hier wohl passiert sein könnte. Ich hoffe, dass ich dieses Mal ganz sanft vorgegangen bin und niemand hinterher Albträume ertragen muss. Ich habe mich diesbezüglich zumindest bemüht!

Auf der Ablage in der Mitte zwischen den beiden Vordersitzen befindet sich eine Papiertüte. Außerdem steht dort ein Becher Cola mit Deckel. Umsichtig schalte ich über die Schulter von Dörben hinweg die

Warnblinkanlage an, damit nicht noch jemand in den stehenden Wagen kracht. Das würde ganz in das Bild meiner verkorksten Aktion passen. Besser, ich bin vorsichtig - wenigstens ab jetzt.

Dann esse ich in aller Ruhe zwei Berliner aus der Papiertüte und trinke die Cola aus. Die Mahlzeit brauche ich nach der Anstrengung! Ich bin heilfroh, dass man mir die blöden Handschellen abgenommen hat. Es wäre schwierig gewesen, an den Schlüssel zu kommen, und ich hätte die Dinger nicht selbst öffnen können, denn ein Erhitzen wäre nicht infrage gekommen: Metall leitet Wärme ausgezeichnet; ich hätte mir bei dem Versuch, allein die dünne Kette zwischen den zwei "Armbändern" zu schmelzen, wahrscheinlich ziemlich schwere Verbrennungen beigebracht. Vor Handschellen sollte ich mich in Zukunft in Acht nehmen!

Schließlich kletterte ich durch das hintere Fenster umständlich aus dem Auto, weil die Türen sich nicht von innen öffnen lassen, und zerre mein Rad aus dem Kofferraum. Dabei gibt es einen dicken Kratzer auf dem Lack. Egal. Das ist schließlich nicht mein Wagen.

Ich überzeuge mich noch einmal davon, dass es den beiden Polizisten gut geht. Dann fahre ich förmlich dampfend vor Wut und Enttäuschung heim. Wenn meine Bodyguards die Szene mitbekommen haben, halten sie mich bestimmt für endgültig übergeschnappt!



Kapitel 42: Freitag, 16.6. - 8 Uhr 43

Ich überlege ernsthaft, ob ich mich heute bei Rückenwind krankmelden soll! Zum einen fühle ich mich wirklich wie zerschlagen. Zwar kann ich mich im Prinzip auf Ur ziemlich gut selbst beruhigen, wenn ich das Gefühl habe, es sei nötig. Aber ich stelle leider immer wieder fest, dass diese Dämpfung meiner zitternden Nerven oft nur bewirkt, dass sie später einfach das unterdrückte Vibrieren nachholen, so als wollten sie sagen: 'Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.' Nach dem total missglückten Auftritt auf der Brücke habe ich natürlich kein Auge mehr zugetan.

Wie peinlich! Wie kurzsichtig geplant! Wie ungeschickt! Wie gefährlich! Wie dumm!

Ich finde immer neue, wenig schmeichelhafte Begriffe, die ich auf mein Haupt häufen kann. Meine einzige Entschuldigung besteht darin, dass ich mir selbst immer wieder sage: emotionaler Ausnahmezustand. Du bist verliebt, genau genommen unglücklich verliebt, weil du allein bist mit deinen Gefühlen, von denen das Objekt deiner Begierde nicht einmal etwas weiß. Das entschuldigt sicher manches, aber noch längst nicht alles!

Ob sich die beiden Polizisten wenigstens so verhalten, wie ich das vermute? Werden sie irgendwann wach, können sich zwar erinnern, was war, aber überhaupt nicht erklären, wie es dazu kommen konnte, dass sie mitten auf einer Rheinbrücke in ihrem Dienstwagen während eines Einsatzes gleichzeitig eingeschlummert sind?

Moritz hat keinen Vorstoß mehr in meine Richtung unternommen bei unserer letzten Begegnung - dem war es peinlich bis auf die Knochen, bei dem Versuch eines Flirts einfach eingeschlafen zu sein. Aber bei zwei ausgewachsenen Polizisten könnte der Fall ganz anders liegen. Vielleicht vermutet man hinter dem unerklärlichen Verhalten ein Drogendelikt und die beiden werden gerade medizinisch auf links gedreht, damit man herausfinden kann, welcher verbotenen Substanz sie zum Opfer gefallen sind. Ich muss mir einmal wieder eingestehen: Ich

weiß es nicht. Es bereitet mir eben nach wie vor arge Probleme, die Reaktionen und Handlungen meiner Mitmenschen abzuschätzen.

Wenn die mich jetzt zur Fahndung ausschreiben? Was dann?

Ich male mir düster aus, wie das wäre, wenn Fahndungsplakate an Wänden hängen oder in Zeitungen Aufrufe erscheinen, die über einem gut getroffenen Phantombild den Text ‚Wer kennt diese Frau?‘ zeigen. Beweise gegen mich, abgesehen von den Aussagen der beiden Beamten, gibt es eigentlich nicht. Nur habe ich keine Ahnung, wie stark solche Aussagen im Ernstfall ins Gewicht fallen. Meine Situation hat sich durch meine Aktion nicht verbessert - im Gegenteil.

Immer wieder wollte ich mich nach der Rückkehr von der Brücke in der Nacht mit Gedanken an Tom beruhigen. Hat aber nicht geklappt. Angesichts der Misserfolge bei meinen Versuchen, Kontakt zu ihm aufzunehmen, werde ich insgesamt immer pessimistischer. Wenn ich bloß aus den Erinnerungen herauskäme! Toms Verständnis für mich, seine Neugier und sein Interesse gegenüber Ur, sein Respekt vor meiner Entscheidung, Ur nicht preiszugeben, sein Einfühlungsvermögen gegenüber meinen Empfindungen, all das hat sich so gut angefühlt - und fehlt mir.

Dieses Mitternachtsdinner bei Kerzenschein mit Hummer gehört zu meinen kostbarsten Erinnerungen. Als Tom bedauerte, dass er die Kerzen nicht anzünden konnte, weil sein Feuerzeug irgendwo außerhalb meiner Zelle lag, habe ich sie angemacht: per Schall. In dem Augenblick, als Tom begriff, was da gerade vor seinen Augen geschehen war, hatte er für ganz kurze Zeit einen völlig anderen, sehr sympathischen Menschen durchschimmern lassen. Der Chef einer extrem professionell geführten Entführertruppe verschwand und stattdessen saß da lediglich ein unglaublich neugieriger und amüsiertes junger Mann, der einen tollen Zaubertrick bestaunt.

Außerdem: Tom hat mich mir selbst erklärt. Das war so wichtig für mich und mein Leben! Ohne seinen Einfluss hätte ich nie den Mut gefunden, meine Eltern zu zwingen, endlich mit mir über Ur zu sprechen. Und es

war allerhöchste Zeit, dieses Thema zwischen uns nicht weiter totzuschweigen.

Nachdem ich schon dabei bin, ehrlich zu sein: Ich gestehe mir ein, wie sehr mein Körper sich nach Tom sehnt. Mit und durch Ben habe ich erfahren, was es heißen kann, eine Menge Spaß und Aufregung körperlicher Art mit einem Partner zu erleben. Als Tom mich im Verlauf meiner Genesungszeit immer wieder während meiner Panikattacken festhielt, hatte das nichts mit Begehren zu tun. Da verhielt er sich völlig selbstlos. Er war ganz für mich da, ohne etwas für sich dabei zu verlangen oder zu erwarten. Das besaß eine ganz andere Tiefe als alles, was ich körperlich mit Ben empfunden habe! Das will ich noch einmal erleben - das und vor allem noch mehr!

Schließlich verlasse ich doch mein Appartement und gehe zur Arbeit. Die Wände erdrücken mich förmlich und meine Gedanken noch viel mehr. Ich nehme heute die Straßenbahn. Ich denke, es ist besser, wenn ich mich für ein paar Tage so wenig wie möglich auf der Straße blicken lasse, damit nicht irgendein dummer Zufall die Herren Vonnegut und Dörben mit mir zusammentreffen lässt. Anscheinend besitze ich ja ein Talent, unglückliche Zufälle herbeizuführen.

Ausgerechnet jetzt ist Sven für zwei Wochen in Urlaub gefahren! Einerseits bin ich darüber traurig, denn Gesellschaft von Menschen, die mich mögen und die ich mag, könnte mir zurzeit sicher helfen. Andererseits halte ich es für besser, wenn sich jetzt keine Personen in meiner Nähe befinden, die mich wirklich gut einschätzen können: Ich bin ziemlich sicher, dass ich nicht mehr verbergen kann, dass alles in mir quer steht! Aber wie sollte ich das erklären, wenn jemand nach dem Grund fragt?

Den Arbeitstag stehe ich ganz gut durch, denn es gibt erstaunlich viel zu tun. Für das Wochenende ist sehr schönes Wetter angesagt und die Düsseldorfer rüsten ihre Räder für größere Touren auf. Ich verkaufe etliche Packtaschen, Reparatursets für unterwegs und Herr Kosmann kommt und lässt sich ausführlich beraten, ob es sich für sein betagtes

Rad noch lohnt, teure, weil pannensichere Reifen aufziehen zu lassen oder nicht.

Frau Säder bittet mich ausdrücklich an ihren Mittagstisch. Mit etwas schräg gelegtem Kopf mustert sie mich, indem sie feststellt: „Kindchen, du gefällst mir nicht. Seit du hier bist, hast du abgenommen. Lassen dich die Jungs in der Werkstatt etwa schwere Sachen schleppen? Wehe! Du kommst heute mit nach oben zum Essen! Es gibt einen schönen Schweinebraten und Knödel. Keine Widerrede! Egal, was dir auf der Seele liegt, gutes Essen hilft.“

Ihr Braten schmeckt wirklich lecker und ich bemühe mich auch, kräftig zuzulangen, aber der schräge Blick der Frau Meisterin bleibt. Himmel, ist die hellstichtig! Gut, dass ich es seit meinem Ausflug nach Langeoog vermieden habe, nach Boerde zu fahren. Meine Mutter würde mit ihrem Röntgenblick sicher auch gleich merken, dass ich mich nicht wirklich im Lot befinde.

Herr Säder bittet mich, ausnahmsweise auch am Samstag zu arbeiten. „Unser Geschäft ist so wetterabhängig! Für Sonntag ist Sonne pur angesagt. Wenn wir zwei, drei Kunden ein neues Rad verkaufen können, dauert das. Solche Leute wollen ausführlich beraten werden, bevor sie ein paar hundert Euro hinblättern. Und jetzt, wo Sven sich in Urlaub befindet, wäre es dumm, wenn unsere Stammkunden ewig warten müssen, bis wir dazu kommen, ihnen drei Schrauben zu verkaufen. Manuel hat frei. Und Bernhard hat sich schon vor Wochen für diesen Samstag Urlaub genommen. Die Abrechnung bekommen wir beide schon irgendwie hin, Sara, auch wenn ich anfangs gar nicht geplant hatte, dass es so viele Arbeitsstunden bei dir werden sollen. Aber es wäre wirklich wunderbar, wenn du morgen ausnahmsweise kommen könntest.“

Ich stelle amüsiert fest, dass mein Chef mich an seinem Mittagstisch plötzlich duzt und sage zu. Bloß nicht allein daheim in der Dahlienstraße sitzen! Das letzte Wochenende war schrecklich lang.

Um mich möglichst wenig in der Öffentlichkeit blicken zu lassen, kaufe ich nach der Arbeit nur kurz ein und verschwinde dann trotz des guten Wetters für den Rest des Tages in meinem Appartement, um nicht doch bei einer unerwarteten Begegnung mit Ordnungshütern noch herauszufinden, wofür PM eigentlich steht. Der Fernseher hilft mir nicht wirklich durch den Abend – früher konnte ich mir hemmungslos Liebesfilme ansehen; jetzt tun die mir richtig weh, aber dummerweise läuft nichts anderes als Romanzen.

Am Samstag habe ich bei Rückenwind zum ersten Mal ein unangenehmes Erlebnis. Der Laden brummt tatsächlich. Hochzufrieden verkauft Herr Säder kurz nacheinander zwei hochwertige Tourenräder; Lutz zieht bei dem Fahrradanhänger eines Stammkunden rasch ein paar Schrauben fest. Und ich versuche so einfühlsam wie möglich, einer zehnjährigen Puppenmutter ein Transportkörbchen für ihre Puppe Lissi zu verkaufen. Die junge Dame ringt mit sich, ob sie ihr ganzes Taschengeld für ein Modell in Kunststoff und grellen Farben ausgeben will oder ob es lieber ein aus Weide geflochtenes Körbchen sein soll, das nur die Hälfte kostet. Das dauert.

In diesem Moment betreten drei Männer den Laden und schauen sich um. Einer betrachtet mich intensiv, grinst anzüglich und schaut sich dann ebenfalls Fahrräder an.

„Lutz! Kundschaft!“, ruft Herr Säder Richtung Werkstatt. Lutz, der eben mit seiner Arbeit fertig geworden ist, übergibt den frisch gewarteten Hänger und verabschiedet seinen Kunden, um sich dann den drei Männern zuzuwenden: „Guten Tag! Kann ich Ihnen helfen?“

„Möglich“, erwidert der, der mich so angestarrt hat. „Wir wollen eine Offroadtour machen und suchen das passende Material dazu.“

„Wie offroad?“, hakt Lutz nach.

„Sehr. Wir haben uns eine Menge vorgenommen und wollen das unbedingt erfolgreich erledigen“, kommt es von einem der Drei.

Etwas an dem Ton macht mich stutzig: Warum diese Arroganz, die fast an Aggression grenzt? So ein Imponiergehabe ist hier doch total fehl am Platz, oder?

Aber ich kann nicht genauer hinhören, denn meine kleine Kundin lenkt mich ab: „Gibt es den Plastiksitz auch in einer anderen Größe? In den hier passt mein Teddy nämlich bestimmt nicht rein. Kann ja sein, dass der auch mal mitfahren will.“

„Lass sehen. Da müssen wir im Katalog nachschauen“, erkläre ich. „Hier im Laden haben wir nur die beiden Modelle, die ich dir schon auf die Theke gelegt und gezeigt habe.“

Wir blättern und schauen.

Lutz präsentiert derweil den drei Männern ein Mountainbike nach dem anderen und erklärt deren jeweilige Vorzüge. Aber es kommt zu keiner Entscheidung. Die drei Männer sagen nicht viel, aber jedes Mal, wenn ich den Blick in ihre Richtung wende, glotzt mich einer von ihnen an.

Ich finde sie irgendwie abstoßend, obwohl sich eigentlich nichts Auffälliges an ihnen entdecken lässt - gepflegte, saubere Freizeitkleidung. Einer wirkt ziemlich unrasiert, aber ein Dreitagebart gilt ja inzwischen als schick. Ein anderer ist reichlich dick; dem traut man auf den ersten Blick nicht unbedingt zu, dass er sich mit einem Mountainbike in wirklich unwegsames Gelände stürzt.

Meine kleine Kundin zeigt sich immer noch hin und her gerissen und ich rate ihr schließlich: „Wie wäre es, wenn du deinen Teddy einfach mal holst und wir schauen, ob er wirklich nicht in das Körbchen hier passt? Du hast es ja nicht weit bis nach Hause.“

Lutz ist mittlerweile mit seinen drei Kunden so weit, dass er ihnen mitteilt: „Wenn Sie sich nicht sofort entscheiden wollen, gebe ich Ihnen am besten ein paar Kataloge mit. Dann überlegen Sie sich die Sache in aller Ruhe.“

Als die drei Männer den Laden verlassen, müssen sie recht nahe an dem kleinen Mädchen und mir vorbei. Sie gehen langsam, denn zwischen den dicht an dicht stehenden Rädern und den Regalen ist es eng. Dabei

verirrt sich eine Hand von hinten an meinen Oberschenkel und streicht genüsslich über den Po bis zu meiner Hüfte! Ich bin total perplex! Angestarrt werde ich oft, aber so etwas ist mir noch nie passiert. Erst will ich protestieren, aber dann schließe ich den Mund wieder - mein Chef bekommt sicher einen Herzanfall, wenn ich laut werde, so wie der sich schon über die lediglich etwas freche Bemerkung von Lutz aufgeregt hat. Das ist die Sache einfach nicht wert. Mit den drei Figuren habe ich schließlich nichts zu schaffen. Wahrscheinlich handelt es sich bei denen sowieso um Menschen mit einem ausgeprägten Verständnis für den Einzelhandel, die sich irgendwo individuell beraten lassen, um dann online anderswo zu kaufen.



Kapitel 43: Sonntag, 18.6. - 5 Uhr 32

Eine wirklich blöde Zeit, um plötzlich hellwach im Bett zu sitzen! Aber genau das tue ich. Wieder habe ich unruhig geschlafen, so unruhig und seicht, dass ich die meiste Zeit das Gefühl hatte, wach zu liegen.

Ich habe einmal gehört, dass Menschen mit Depressionen schlecht schlafen können. Sollte ich depressiv sein? Niedergedrückt genug fühle ich mich seit Tagen, um einen Augenblick darüber nachzugrübeln. Ist Liebeskummer gleich Depression?

Woher soll ich das wissen? Und wenn ich noch so intensiv darüber nachdenke, die Frage kann ich nicht beantworten. Also schiebe ich sie geistig wieder weg, in den Hintergrund.

Aber da war noch ein Gedanke, der weit hinten in meinem Kopf ganz kurz in diesem merkwürdigen Dämmerzustand beim Wachwerden aufblitzte. Ich muss ihn nur wieder zu packen bekommen. Die Idee war gut! Natürlich hatte der Einfall mit Tom zu tun und der ungelösten Frage, wie ich mit ihm Kontakt aufnehmen kann. Natürlich ...

Seine Kollegen und Arbeitgeber scheinen der Schlüssel zu sein. Wie war die Konstruktion noch, die ich mir ausgedacht hatte? Da!

Ja, jetzt habe ich es wieder! Mein Ansatz war bisher viel zu kompliziert. Ich muss nicht einen oder mehrere meiner Überwacher direkt im Rahmen einer Begegnung zu packen bekommen, um eine Nachricht an sie abzusetzen. Ich muss nicht Kopf und Kragen riskieren, um ein solches Aufeinandertreffen herbeizuführen.

Auf Langeoog habe ich doch Jeff gefragt, ob mein PC überwacht wird, weil meine Bodyguards ein Appartement direkt gegenüber von meinem bezogen hatten. Er gab es zwar nicht direkt zu, aber dass es sich bei dieser Punktlandung nicht um einen Zufall gehandelt haben kann, ist wohl klar. Die haben einfach meine E-Mails kontrolliert und wussten genau, was ich plane. Ich kann also ganz einfach per Mail Kontakt mit Toms Arbeitgebern aufnehmen.

Wie?

Ich adressiere eine Mail an mich selber. Wenn alle aus- und eingehenden Nachrichten von dem Dienst, für den Tom arbeitet, gelesen werden, kommt meine Botschaft sicher an. So simpel ist das.

Mit einem Satz springe ich aus dem Bett und setze mich an meinen PC. Es war die ganze Zeit so einfach! Dass ich aber auch nur bedacht habe, dass ich mit meinen Schutzengeln persönlich in Kontakt treten muss! Ich habe keinen Gedanken darauf verschwendet, dass wahrscheinlich auch mein Handy, mein Festnetzanschluss und meine E-Mailkontakte überwacht werden. Ich weiß doch, wie unglaublich gründlich Tom und seine Leute vorgehen. Vielleicht hatte ich einfach deshalb die anderen Kommunikationswege außer Acht gelassen, weil ich selbst nach Möglichkeit gern direkt mit Menschen spreche. Röhrenblick. So etwas gibt es ja häufiger.

Ich fahre den PC hoch und sitze vor der Tastatur. Der Bildschirm flackert, ich starte mein Schreibprogramm und dann ...

Dann hängen meine Hände wie Eiszapfen über den Tasten und tun rein gar nichts. Wie soll ich bloß anfangen?

Wie hätte ich begonnen, mit einer leibhaftigen Person zu sprechen? Etwa mit: „Hallo, ich weiß, dass Sie zu einem amerikanischen Geheimdienst gehören, der mich überwacht. Ich hätte da eine wichtige Nachricht für einen Ihrer Kollegen. Ich weiß, es ist ein bisschen ungewöhnlich, worum ich Sie jetzt bitte, aber können Sie vielleicht Tom oder Mike, dem Neurologen, sagen, dass ich ihn liebe?“

Geht es noch blödsinniger?

Jetzt liegen meine Hände in meinem Schoß. Ich versuche, ganz ruhig zu werden, an meine innersten Gefühle zu denken. Ich probiere, mir mental eine Art Fußtritt zu geben, indem ich mir vorstelle, was es auf dem Brückengeländer für mich bedeutet hätte, zu wissen, dass ich ganz leicht eine Botschaft an Toms Kollegen absetzen kann.

Dann fahre ich den PC wieder herunter. Ich habe keine Ahnung von den Möglichkeiten eines guten Hackers, aber ich gehe mal lieber

vorsichtshalber davon aus, dass in Toms Geheimdienst vorwiegend Spitzenkräfte beschäftigt sind, die nicht nur bei Bedarf in mein E-Mailpostfach lauern können, sondern, sobald ich den PC anwerfe, sozusagen mit auf meinen Bildschirm schauen. Es wäre mir unsterblich peinlich, wenn jemand stundenlang mitverfolgen könnte, wie ich mir meine Botschaft für beziehungsweise an Tom abringe. Denn dass mir die Formulierung dieser Nachricht nicht leicht von der Hand gehen wird, weiß ich inzwischen. Das wird dauern. Und das wird mühsam. Extrem schwierig, obwohl oder gerade weil meine Gefühle so eindeutig sind.

Ich lege einen Block und meinen Lieblingsfüller vor mich auf den Schreibtisch - vielleicht hilft der mir weiter. Wenn eine Person vor mir stünde, könnte ich wenigstens eine Reaktion auf meine Äußerungen beobachten. Ich könnte sehen, wie meine Worte wirken und mich entsprechend verhalten: nüchtern bleiben, wenn mein Gegenüber sachlich bleibt, emotionaler sprechen, wenn mir das angebracht erscheint. Aber jetzt so einfach in den leeren Raum hineinschreiben? Ohne zu wissen, in welche Hände meine Nachricht fällt? Ohne zu ahnen, wer sich vielleicht schief und krumm lacht über das, was mein Herz zurzeit zur Raserei bringt? Extreme Gefühle neigen dazu, bei nicht Betroffenen lächerlich zu wirken. Und wenn mich eines wirklich schaudern lässt, dann die Vorstellung, dass darüber gelacht werden könnte, was ich momentan empfinde. Wer weiß, über wie viele Stationen meine Nachricht laufen muss, bevor sie Tom erreicht? Vielleicht ist er stinkwütend auf mich, wenn jemand sie ihm breit grinsend überreicht - und seine Liebe löst sich vor Wut darüber in Luft auf.

Trotzdem: Ich muss irgendwie weiterkommen. Ohne Risiko geht das nicht.

Also ...

Trau dich! Reiß dich zusammen!

Nach einer Stunde liegt der Block immer noch unberührt. Vielleicht komme ich voran, wenn ich mir nicht irgendwen weit weg an einem PC vorstelle, der routinemäßig meine E-Mails untersucht, sondern wenn ich mein Schreiben einfach direkt an Tom richte.

Lieber Tom, kritzle ich etwas zittrig.

Das habe ich noch nie geschrieben. Was man sagt, wird wahrer als das, was man nur denkt und was man schreibt, erhält noch eine andere Qualität von Realität.

Ich lese die beiden mickrigen Wörter wieder und wieder. Werde ruhiger. Stelle mir Tom vor, wie er mich mit seinen vielfarbigen Augen lächelnd ansieht. Dann setzt sich die Feder wieder in Bewegung:

Das schreibt sich so leicht daher - lieber Tom. Aber du musst wissen, dass ich dich wirklich liebe. Ich kann einfach nicht verstehen, warum ich nicht wusste, dass meine Gefühle für dich schon Liebe waren, bevor wir uns getrennt haben. Jetzt habe ich mehr als ein Jahr ohne dich gelebt. Und immer wieder, in ganz vielen kleinen Schritten, ist mir in dieser Zeitspanne klar geworden, dass ich dich überall suche: in Gesichtern, die ich sehe, in meinen Erinnerungen, in Erlebnissen, die einen Bezug zu dir aufbauen. Ich wünsche mir die Nähe zurück, die zwischen uns war, als du mich in den Armen gehalten hast, während es mir so furchtbar schlecht ging. Ich sehne mich danach, dass du wieder deine Gedanken mit mir teilst.

Damals habe ich gespürt und auch gehört, dass du mich liebst. Wenn ich mir vorstelle, dass ich meine Chance bei dir verpasst haben sollte, weil ich während meiner Gefangenschaft stur bei der Behauptung geblieben bin, dass ich zu Ben gehöre, dann ist der Gedanke geradezu unerträglich.

Ich stocke und lese den Text noch einmal durch. Was da steht, stimmt zwar, hundertprozentig, aber das kann ich doch nicht einfach blind an irgendwen über den Sender schicken! Das muss anders gehen! Also zerknülle ich das Blatt und werfe es in den Papierkorb.

Wieder vergeht einige Zeit, bis ich erneut beginne zu schreiben:

Wichtige Nachricht!

Ich suche dringend Kontakt zu Tom alias Mike oder Michael, dem Neurologen, der mich während meiner Entführung betreut hat.

Das klingt, wenn möglich, noch furchtbarer. Ohne jede Emotion. Wie soll Tom da auf die Idee kommen, dass es lebenswichtig für mich ist, dass wir miteinander reden? Erneut fliegt ein Blatt in den Mülleimer.

Ich stehe auf, mache mir einen heißen Tee und versuche es dann noch einmal. Es muss einfach etwas von der Dringlichkeit meines Anliegens in die Nachricht einfließen, ohne dass ich einen Seelenstrip-tease hinlege:

Wichtige Botschaft für mein Überwachungsteam:

Leitet bitte diese Nachricht unbedingt an Tom alias Mike alias Michael weiter, den Neurologen, der mich letztes Jahr wiederbelebt hat:

Tom,

ich muss dich so bald wie möglich sprechen. Ich muss dir unbedingt erklären, dass du nicht nur mein Leben gerettet hast, sondern auch, dass ich mich in dich verliebt habe und ...

Was für ein Schwachsinn!

Ich lege mich wieder ins Bett und zwingen mich selbst mit einem leise gesummen Lied dazu einzuschlafen. Diese E-Mail wird mich in den Wahnsinn treiben! Nicht auszudenken, wenn es mir nicht gelingt, den richtigen Ton zu treffen. Genau das ist bei dem Thema und der aktuellen Situation furchtbar schwierig, so ins Blaue hinein und ohne sichtbare oder direkt spürbare Reaktion des Gegenübers.

Ich habe mich so gründlich in Schlaf gesungen, dass ich erst um elf Uhr wieder wach werde. Das Telefon läutet und meine Mutter ist dran. Ich bin verschlafen und ziemlich einsilbig. Nachdem meiner Mutter klar ist, dass ich aus der vergangenen Woche nicht viel zu erzählen habe oder nichts berichten will, wechselt sie das Thema: „Was ist mit deinem Ballkleid, Sara?“

„Mascha, die Frau, die es entworfen und genäht hat, wird dieses Wochenende von einer kurzen Reise zurückkommen. Sobald sie wieder da

ist, macht sie die Änderungen und ruft mich an. Ich hole das Kleid dann ab. Alles im grünen Bereich.“

„Sara, du klingst komisch. Ist etwas?“

Ich zögere. Dann sage ich: „Ach, da waren gestern drei Typen bei Rückenwind und der eine davon hat mich blöd angefasst.“ Immerhin kann ich wahrheitsgemäß antworten – das hat mich wirklich geärgert, auch wenn das nicht der Hauptgrund dafür ist, dass ich vielleicht anders klinge als sonst. Es ist wirklich ein Kreuz, wenn man einfach nicht lügen kann. „Ich habe mich furchtbar darüber aufgeregt.“

„Und dein Boss lässt so etwas zu?“ Meine Mutter klingt empört.

„Mama, das hat niemand mitbekommen, alle waren schwer beschäftigt. Bei dem Wetter ist viel los in einem Fahrradladen. Ich wollte keinen Skandal machen, gerade weil mein Chef auf so etwas besonders empfindlich reagiert, denn er hätte in dem Fall bestimmt einen Herzinfarkt bekommen. Was soll's? Es ist ja nichts passiert und solche Dinge kommen eben vor.“

„Hast du von deinen amerikanischen Freunden zuletzt etwas gesehen oder gehört?“

„Nein.“

Meiner Mutter ist offenbar nicht klar, dass diese Freunde wahrscheinlich mithören. Gut, dass der Kontakt mit Frank nicht gestern stattgefunden hat und ich gelassen mit Nein antworten kann, weil "zuletzt" ein sehr dehnbarer Begriff ist.

Meine Mutter verabschiedet sich schließlich mit den Worten: „Ich freue mich riesig auf deinen Abiturball! Ich habe mir auch schon ein Kleid gekauft. Nicht so ein richtiges Ballkleid, aber Papa findet es sehr elegant. Ich hole dich mit ihm dann am nächsten Samstag gegen halb acht in der Dahlienstraße ab. Dann sind wir vor acht pünktlich im Saal. Aber ruf mich bitte noch einmal an, wenn dein Kleid fertig ist – ich will sicher sein, dass alles glattgeht!“



Kapitel 44: Montag, 19.6. - 22 Uhr 14

Ich habe heute nach der Arbeit weitere siebenunddreißig Versuche gestartet, meinen Brief an Tom beziehungsweise seine Kollegen zu formulieren - ich bekomme es einfach nicht hin!

Ist das nicht der Witz überhaupt? Ich, die Fachfrau für absolute Kommunikation auf diesem Planeten, ich, die ich jeden Unter-, Zwischen-, oder Nebenton höre, ich, die ich zumindest auf Ur für alles, was es gibt, Worte zu finden in der Lage bin, kann keinen Brief schreiben.

Zugegeben, es ist der wahrscheinlich wichtigste Brief meines Lebens. Das setzt mich natürlich unter Druck. Aber ich habe jetzt einen ganzen Abfalleimer voll mit zerknülltem Papier fabriziert, ohne meinem Ziel spürbar näher zu kommen, nämlich endlich einen Entwurf zu formulieren, der auch nur halbwegs geeignet erscheint, auf die Reise geschickt zu werden. Außerdem ist mir mittlerweile eingefallen, dass ich bei meiner Botschaft nicht den Verdacht aufkommen lassen darf, dass Tom *mich* liebt - sonst wird am Ende doch noch einmal untersucht, wie ich aus meiner Zelle flüchten konnte und ich reiße Tom mit meiner E-Mail total rein.

Für heute gebe ich es auf!



Kapitel 45: Dienstag, 20.6. – 12 Uhr 44

Kurz vor meiner Mittagspause klingelt mein Handy: Mascha ruft an und bittet mich für Mittwoch zur Anprobe in ihr Atelier. Sie klingt schrecklich angespannt, als sie mir den Termin nennt. Wahrscheinlich ist sie nervös, ob die Änderungen auch wirklich gut gelungen sind. Ich kann mir vorstellen, dass solch eine junge Unternehmerin um jedes Stück froh sein muss, das sie verkauft. Sicher kalkuliert sie einigermaßen knapp, bis sie sich tatsächlich am Markt etablieren kann.

Deshalb versuche ich, Mascha zu beruhigen, indem ich sage: „Keine Sorge, das wird schon passen. Ich habe eher abgenommen als zugenommen in der letzten Zeit. Machen Sie sich keine Gedanken. Ich komme dann zwischen sechzehn und siebzehn Uhr zu Ihnen und ich zahle bar.“

Aber wirklich beruhigen kann ich sie wohl nicht, denn sie wirkt immer noch sehr hektisch, als sie sich verabschiedet.

Eigentlich habe ich mittlerweile überhaupt keine Lust mehr auf den Abiturball. Was soll ich da, wenn bei mir innerlich alle Fahnen auf halbmast hängen? Allerdings bin ich durch den Kauf des Ballkleides und die Tatsache, dass auch meine Mutter sich extra ein neues Kleid angeschafft hat, ziemlich eingeengt in meinen Entscheidungsspielräumen. Ich kann doch jetzt nicht einfach sagen, dass ich nicht mehr hingehen möchte und dann nicht mal eine vernünftige Erklärung dafür geben. Die Wahrheit sollte ich unbedingt für mich behalten. Andere Mädchen haben wenigstens noch die Option, kurz vorher krank zu werden, aber nicht einmal dieser Ausweg steht mir offen. Ich bin ja nie krank.

Am Dienstagabend versuche ich energisch, mich wieder an den Schreibtisch zu setzen und einen Brief an Tom beziehungsweise die E-Mail-Überwacher zu formulieren. Der Erfolg dieser Maßnahme besteht darin, dass ich bis um zwei Uhr nachts auf meinem Sessel hocke und mir innerlich Texte vorspreche, sie aufschreibe und das Blatt wegwerfe, bevor mir auch nur auffällt, wie furchtbar spät es mittlerweile geworden ist. Diese ganze Situation macht mich langsam

krank! Am besten, ich schreibe einfach morgen fett auf mein T-Shirt:
„Tom, wo bist du? Muss dringend mit dir reden!“ So ginge es natürlich
auch.

Ich muss aus diesem Tief unbedingt heraus.



Kapitel 46: Mittwoch 21.6. - 16 Uhr 12

Der Nachmittag bei Rückenwind verläuft, was den Publikumsverkehr angeht, ziemlich ruhig. Ich kann also früh Schluss machen und ziehe dann nicht gerade in bester Stimmung los, um mir bei Mascha mein Ballkleid abzuholen. Heute bin ich trotz des guten Wetters mit der Bahn zur Arbeit gefahren. Ich weiß nicht, in welcher Verpackung ich mein Kleid ausgehändigt bekomme, aber ich bin jetzt schon ziemlich sicher, dass sie sich nicht wirklich gut für einen Transport auf einem Fahrradgepäckträger eignen wird.

Bis zu Maschas Laden brauche ich nicht allzu lang. Das kleine Geschäft ist wieder leer. Schade eigentlich, aber ich bin nicht überrascht. Als ich durch die Ladentür trete, bimmelt eine Glocke Mascha aus ihrem Hinterzimmer heraus. Sie kommt ein wenig zu schwungvoll nach vorn geschossen und begrüßt mich mit einem wahren Wortschwall: „Ah, Frau Jansen, Sie sind das! Da freue ich mich aber, dass Sie schon da sind. Das Kleid ist ein Traum geworden, die Änderungen waren nicht ganz einfach, wissen Sie, ich musste doch den ganzen Reißverschluss in der Seitennaht heraustrennen, das ist bei so einem empfindlichen Stoff wie dem Satin sehr schwer, denn man kann jeden Nadelstich darin hinterher sehen, wenn das Gewebe nicht auf eine ganz spezielle Art neu geglättet wird ...“

Was ist denn mit der los?

Sie lässt mich nicht zu Wort kommen, ich kann selbst ein knappes: „Hallo!“, kaum in ihren Redefluss quetschen. Ob sie mir gerade zartfühlend mitteilen wollte, dass die Änderung, weil sie so aufwendig war, doch zusätzliche Kosten verursacht hat? Weshalb steht diese Frau derart unter Hochspannung? War ihr Besuch bei ihren Eltern eine Katastrophe?

Es klingt eine Menge Angst in ihrer Stimme mit, die ich mir überhaupt nicht erklären kann. Warum sollte mein Besuch hier bei dieser Frau Furcht auslösen? Hat sie am Ende das Kleid bei dem Versuch, es zu ändern, total verpfuscht? Droht ihr der Konkurs und zwischen ihrer Furchtsamkeit und mir beziehungsweise meinem Kleid existiert überhaupt

kein Zusammenhang? Da steht eine große Kiste im Laden an einer Wand – mag sein, Mascha hat neue Ware bekommen oder das ist möglicherweise die Verpackung, um ihre Kleider zur Zwangsversteigerung zu schaffen. Ich empfinde ihr Verhalten als sehr sonderbar und kann mir keinen Vers darauf machen.

Mein Kleid hängt an einem Haken direkt griffbereit neben dem Tisch mit der Kasse. Mit etwas fahrigem Bewegungen greift Mascha danach: „Hier. Sie müssen es auf jeden Fall noch einmal ausprobieren. Gehen Sie bitte in die Umkleide.“

Jetzt schimmert beinahe Panik durch in ihrer Stimme. Das Kleid sieht immer noch wunderschön aus, auch im Bereich der Änderung in der Seitennaht. Ist Mascha vielleicht wahnhaft veranlagt wie manche Künstler, die sich nicht wirklich von ihren Werken trennen können und im Moment des Verkaufs in eine regelrechte Psychose abstürzen?

Ich beginne, mich ausgesprochen unwohl zu fühlen. Aber ich werde ja den Laden bald wieder verlassen können. Schnell gehe ich mit dem Kleid in die Kabine. Auch bei genauerer Betrachtung sieht es nicht so aus, als hätte Mascha das Ballkleid inzwischen ruiniert. Das beruhigt mich etwas.

Ich streife meine Jeans ab, den Pullover und den BH, denn den brauche ich nicht bei dem schulterfreien Modell, das ich mir für den Ball ausgesucht habe. Kurz, bevor ich die Umkleidekabine wieder verlasse, um mich davor in dem großen Spiegel im Verkaufsraum davon zu überzeugen, ob das Kleid nun tatsächlich besser sitzt, ertönt ein merkwürdig zischendes Geräusch und das Licht, das durch den Vorhang der Kabine bis zu mir sickert, wird eine Spur dunkler. Als ich die Umkleide wieder verlasse, ist mir sofort klar warum: Die Gardinen vor dem großen Schaufenster von Maschas House zur Straße sind gerade zugezogen worden, um zu verhindern, dass jemand von draußen das sieht, was ich jetzt sehe.

Drei Männer stehen im Verkaufsraum. Sie sind nicht durch die Vordertür gekommen, denn dann hätte die Ladenglocke wieder geklingelt. Sie müssen auf mich in einem angrenzenden Raum gewartet haben. Oder es gibt noch einen Hintereingang, durch den sie den Laden betreten

konnten. Ich erkenne die drei sofort wieder: Es handelt sich um den Dicken, den unrasierten Lockenkopf und den ziemlich großen Mann, die am Samstag im Fahrradladen nach den Mountainbikes gefragt haben.

Der Dicke hält mit einer sehr lässigen Geste Mascha eine Schusswaffe seitlich an den Kopf. Überhaupt nicht lässig wirkt seine linke Hand, mit der er fest und brutal in Maschas Haar greift und ihren Kopf nach hinten biegt, um sie daran zu hindern, wegzulaufen. Der Lockenkopf hat sich so hingestellt, dass er die Ladentür blockiert, der Lange steht in dem einzigen anderen Ausgang aus dem Laden, der in die Werkstatt führt.

Mir wird eiskalt.

Mascha wimmert: „Sie haben gesagt, ich kriege mein Geld, wenn ich Ihnen verrate, wann sie kommt. Ich habe Sie benachrichtigt. Sie ist da. Was wollen Sie also noch von mir?“

„Schnauze!“, kommandiert der Dicke und reißt einmal fest an Maschas Schopf. „Lektion Nummer eins: Wenn du dich nicht wehren kannst, lass dich nicht mit Verbrechern ein. Nun, du kannst dich nicht wehren, oder? Und ich bin ein Verbrecher. Also halt dein dummes Maul!“

Noch streiten sich Überraschung und Angst in mir um die Vorherrschaft.

Dann wendet der Dicke sich mir zu: „Hallo, Sara.“

Verdammt, woher kennt der meinen Namen? Die Angst gewinnt im Wettstreit mit der Überraschung in dem Augenblick, als ich begreife, dass ich das Ziel der Aktion hier bin und nicht etwa nur zufällig hineingeraten.

„In dreißig Sekunden hast du dieses Kleid ausgezogen und deine Jeans wieder an.“

Die Angst liegt jetzt um Längen vorn.

'Nicht lähmen lassen! Handlungsfähig bleiben!', ermahne ich mich innerlich. Was zum Teufel soll, was kann ich überhaupt tun?

Gar nichts, solange an Maschas Kopf eine Pistole liegt. Die Stimme des Dicken hörte sich nicht danach an, als ob er Scherze machen wollte. Im Gegenteil. Der klingt eiskalt und äußerst entschlossen. Wer sind diese drei? Sicher keine Fans oder Freunde!

Ich gehe zurück zur Umkleidekabine und will den Vorhang vorziehen, da befiehlt der Lange: „Lass gefälligst offen!“

Man muss nicht Ur sprechen, um zu hören, was er will.

Wo ist mein verdammter Personenschutz? Jetzt, genau jetzt brauche ich dringend Hilfe! Aber was können meine Schutzengel beobachtet haben? Sie haben vielleicht gesehen, wie ich in Maschas Geschäft ging. Von den drei Männern hier ahnen sie wahrscheinlich nichts. Der zugezogene Vorhang vor dem Schaufenster mag irritieren, stellt aber nicht wirklich eine zwingende Einladung dar, in den Laden zu stürmen und vielleicht für nichts und wieder nichts seine Tarnung auffliegen zu lassen. Weshalb sollten die Amerikaner also jetzt eingreifen?

Ich muss, muss, muss sie verständigen - wenn sie da sind.

Die Gedanken rasen durch meinen Kopf. Ich tue so, als würde der seitliche Reißverschluss am Kleid klemmen, um Zeit zum Überlegen zu gewinnen. Hoffentlich kommt keiner der Typen auf die Idee, mir zur Hand zu gehen!

Dann steht der Plan. Mein Handy muss helfen. Wenn tatsächlich mein Telefon abgehört wird, können meine Personenschützer eingreifen. Ich muss nur einen Anruf tätigen, egal an wen, und die Leitung offenlassen, dann wissen sie Bescheid über das, was hier gerade passiert.

„Zier dich nicht! Los fang an! Es macht mir gar nichts, Mascha das bisschen Hirn aus dem Schädel zu blasen, das sie hat“, droht der Dicke.

Er klingt entsetzlich überzeugend. Ich drehe mich mit dem Rücken zu den Männern, öffne schließlich den Reißverschluss meines Kleides, lasse es auf die Füße sinken und verfluche die Unterwäsche, die ich

heute gewählt habe: einen äußerst knappen Stringtanga, den man unter dem eng anliegenden Satin des Rockes nicht sehen sollte. So abgebrüht wie möglich versuche ich, das Ding zu meinem Vorteil zu nutzen - vielleicht lenkt meine mehr oder weniger nackte Kehrseite die Männer ab?

Ich tue so, als wollte ich das Kleid aufheben, und stoße dabei wie zufällig an meine Alltagskleidung, die ich auf einen Hocker in der Umkleidekabine gelegt hatte. Der ganze Kleiderstapel fällt zu Boden. Das Ballkleid gibt mit seinem Rock meinen Händen Deckung, als ich mich bücke, in die Hosentasche der Jeans greife, mein Handy zücke und ein Tastenfeld drücke. Ich habe keine Ahnung, an wen der Anruf rausgeht - das scheint mir auch vollkommen egal, wichtig ist nur, dass die Amerikaner ihn abhören. Das Handy schiebe ich möglichst unauffällig unter das Kleid.

„Sieht sie nicht geil aus, wenn sie sich so bückt?“, fragt der Lange und klingt dabei, als müsste er sich den Sabber vom Kinn wischen. Immerhin hat das Ablenkungsmanöver funktioniert.

„Mach voran, Schlampe!“, kommandiert der Dicke.

Jetzt muss ich beginnen zu quasseln, was das Zeug hält, damit die drei nicht mitbekommen, dass mein Handy zunächst tutet. Ich versuche, in meinen Redefluss möglichst viele Informationen hineinzupacken, damit meine Beschützer wissen, in welcher Situation ich mich befinde. Also haspele ich los: „Ich tue alles, was Sie wollen. Ehrlich. Bitte nicht schießen! Sie müssen mir nur sagen, was ich tun soll. Ich wehre mich nicht. Ich versuche auch nicht wegzulaufen. Dazu habe ich viel zu viel Angst. Ich flehe Sie an, tun Sie mir nichts! Sie haben mich in Ihrer Gewalt. Aber nehmen Sie bitte, bitte, bitte endlich diese Pistole von Maschas Kopf weg. Was soll ich jetzt machen? Muss ich mich umdrehen, solange ich nackt bin? Was wollen Sie überhaupt von mir? Soll das eine Entführung werden? Da werden Sie kein Glück haben mit Lösegeldforderungen. Meine Eltern sind nicht reich und ich bin es erst recht nicht. Bitte schießen Sie nicht auf Mascha oder mich. Geht es nur um ein bisschen Spaß? Den haben Sie ja jetzt gehabt. Mein Slip ist so winzig, der kann niema...“

Weiter komme ich nicht. Der Lockenkopf tritt plötzlich auf mich zu, reißt mich an der Schulter herum, sodass ich überrascht aus der Kabine taumle und wühlt in den Kleidern auf dem Boden.

„Was machst du da?“, wundert sich der Lange.

„Die verarscht uns! Die hält uns doch nur hin mit ihrem Gequassel. Die hat doch was vor!“, schreit der Lockige. Dann klatscht ein Schlag mit der flachen Hand in mein Gesicht. „Los, sag schon, was läuft hier?“, brüllt er mich an.

Ich stürze unter der Wucht der Ohrfeige zu Boden. Mein Gesicht fühlt sich total taub an. Der Schmerz lässt noch auf sich warten, also ist zuerst die Wut darüber da, dass mich so einer schlägt. Ich brülle zurück: „Was hier läuft? Hoffentlich ein Mitschnitt, du Scheißkerl!“

Der Mann stutzt, wühlt erneut in den Kleidern und zieht dann mein Handy hervor. Eine Stimme quäkt aus dem Lautsprecher: „Hallo? Was geht da vor? Ist das ein schlechter Witz? Ich verstehe Sie nicht ...“

Der Lockenkopf unterbricht die Verbindung, lässt das Handy achtlos auf den Kleiderhaufen fallen und knurrt wütend. Hoffentlich haben die Amis begriffen, was hier gerade passiert! Hoffentlich setzt sich meine Schutztruppe sofort in Bewegung! Hören die überhaupt direkt mit? Wenn da jetzt erst eine komplizierte Befehlskette in Gang gesetzt werden muss, damit sich meine Personenschützer rühren, kann ich einpacken. Solange der Dicke die Waffe an Maschas Schläfe hält, sind mir die Hände gebunden, mich irgendwie aktiv zu wehren.

Der Lockenkopf packt mich und zerrt mich über den Fußboden zu der Kiste, die an der Wand steht. Dass die fast das Format eines Sarges besitzt, fällt mir jetzt erst auf. Er reißt den Deckel auf. Das Innere ist dick mit einem flauschigen Material gepolstert. Ein kleiner grauer Zylinder mit einem Stellrad oben drauf befindet sich darin, sonst nichts.

„Reinlegen“, schnauzt er mich an und verleiht seiner Forderung Nachdruck mit einem Stoß in meinen Rücken. Ich lege mich auf den Rücken in das Ding. In einem Anflug von Stolz kreuze ich nicht mal die Hände vor der Brust, obwohl alles in mir danach schreit, mich den

Blicken dieser Schweine nicht auszusetzen. Ich versinke fast in der Polsterung, die sich weich rund um mich schmiegt.

„Das Ding geht jetzt zu. Du hast eine Sauerstoffversorgung über die Gaspatrone hier. Verhalt dich ruhig, dann passiert dir nichts und die Luft reicht!“, erklärt der Lockige. Dann dreht er etwas an dem Stellrad des Zylinders. Fassungslos schaue ich nach oben, als der Deckel über mir zuklappt und mit einem furchtbar endgültig klingenden Geräusch Verschlüsse an seinen Seiten einrasten!

Fast sofort beginnt mein Herz zu rasen und Panik setzt ein. Der Deckel der Kiste ist ebenfalls gepolstert und liegt im Bereich meines Rumpfes mit Druck an, sodass mein Körper wie in einer etwas zu engen Zwangsjacke steckt. Nur um den Kopf herum ist über mir Platz, sodass nichts von der Polsterung direkt auf mein Gesicht drückt. Ich winde mich wie ein Aal, aber ich habe praktisch keinen Bewegungsspielraum. Ich kann nicht einmal vor die Wände oder den Deckel dieser Kiste schlagen oder treten. Dazu bin ich viel zu fest in das Polstermaterial eingezwängt. Als ich unwillkürlich verzweifelt aufstöhne, dämpft das weiche Zeug sofort jedes Geräusch weg.

'Ruhig. Ruhig! Du musst ganz ruhig bleiben, sonst bekommst du gleich keine Luft mehr!', sage ich mir und es gelingt mir mit verzweifelter Anstrengung, still zu liegen. Von außen höre ich immerhin Stimmen.

Dann plötzlich klirrt es so laut, dass ich sogar in der Kiste zusammenzucke.

Eine Stimme schreit: „Sara? Runter! Geh in Deckung!“

Das ist Jeff, unverkennbar ist das Jeffs Stimme. Meine Kavallerie ist da!

Ich bin unten, noch flacher kann ich gar nicht liegen. Die Erleichterung hat keine Zeit in Freude umzuschlagen, denn die nächsten Geräusche klingen nicht beruhigend: Geschrei, Klirren von Glas und dumpfes Knallen. Das habe ich schon einmal so gehört: Damals bei meiner Flucht in Krefeld hat sich bei einem meiner Wächter ein Schuss aus seiner Waffe mit dem Schalldämpfer gelöst, als er sie zu Boden fallen ließ. Die schießen da draußen! Und ich bin völlig hilflos in

diesem blöden Kasten eingeschlossen. Auf Ur kann ich rein gar nichts unternehmen, weil die Polsterung jedes Geräusch, das ich mache, wegämpft . Was sollte ich auch tun? Die Kiste in Flammen aufgehen lassen und mich gleich mit einäschern? Nicht jetzt, nicht nachdem ich weiß, zu wem mein Herz die ganze Zeit wollte!

Ein heftiger Stoß trifft mein Gefängnis. Ich bekomme meinen Atem nicht unter Kontrolle. Der nächste Laut von draußen ist ein kehliger Schmerzensschrei. Ich bin sicher, jemand ist von einer Kugel getroffen worden.

Dann wird es ruhig. Unheimlich ruhig. Ich spüre, dass mir die Luft ausgeht. Schweiß bricht mir aus allen Poren. Ob der Kerl das Ventil der Gasflasche weit genug geöffnet hat? Ob der Sauerstoffvorrat richtig berechnet ist?

Der Kampf da draußen ist jedenfalls vorbei. Und es haben nicht die Guten gewonnen, das ist klar, nachdem der Deckel über mir geschlossen bleibt. Ohne es zu wollen, atme ich immer schneller. Ist diese Kiste am Ende mein Sarg? In einem Strudel aus Angst und Verzweiflung und Luftnot gehe ich schließlich wirbelnd unter.



Kapitel 47: Mittwoch, 21.6. – 17 Uhr 07

„Wie Schneewittchen liegt sie da. Lecker“, sagt eine Stimme, die mich geradezu aus meiner Bewusstlosigkeit reißt, weil ich sie nicht ausstehen kann. „Darf ich sie nicht mal küssen und ihr den Prinzen machen?“

„Halt dich gefälligst zurück! Unsere Auftraggeber zahlen nur, wenn wir sie unbeschädigt abliefern.“

Das war der Dicke. Und beide Stimmen kamen direkt aus meiner Nähe.

Meine Augen lasse ich ganz bewusst geschlossen. Ich bin nämlich sicher, was immer ich zu sehen bekomme, wenn ich sie öffne, werde ich als sehr unerfreulich empfinden. Mir ist kalt, zumindest auf meiner Oberseite. Quälend wird mir klar, dass ich praktisch nackt immer noch in dieser Kiste liege, denn um meinen Rücken schmiegt sich nach wie vor das weiche Polster. Ich befinde mich in Bewegung; so, wie es sich anfühlt, steht die Kiste in einem Auto, das zügig fährt. Zwei der drei Männer sitzen offenbar zu beiden Seiten meiner Kiste, deren Deckel jetzt wohl offensteht. Ich gehe mal davon aus, dass der dritte den Wagen fährt.

Meine Schutzengel haben also den Kampf um mich verloren. Der Schmerzensschrei, den ich vorhin gehört habe, tönt mir nochmals in den Ohren. Wahrscheinlich ging es zwei gegen drei, da stehen die Chancen schlecht. Was mit Mascha geschehen ist, weiß ich nicht, und obwohl die mich offenbar an diese drei merkwürdigen Figuren mit ihrem vorgetäuschten Interesse für Mountainbikes verkauft hat, hoffe ich unwillkürlich, dass sie bei dem Schusswechsel unverletzt geblieben ist, denn mir ist klar: Den drei Männern ging es nicht um Mascha, denen geht es um mich.

Die Stimme, die diesen Schmerzensschrei ausgestoßen hat, kenne ich nicht, habe sie noch nie zuvor gehört. Dessen bin ich mir ziemlich sicher. Da also weder der Dicke, noch der Lange oder der Lockenkopf geschrien haben, muss diese Stimme wohl zu Jeff und seiner Truppe

gehören. Ich fühle mich erleichtert, dass es nicht Jeffs Stimme selbst war, obwohl es eigentlich egal ist, wer da buchstäblich den Kopf für mich hingehalten hat. Ich möchte überhaupt nicht, dass jemand sein Leben oder seine Gesundheit meinetwegen aufs Spiel setzt!

Die Kälte lässt mich schauern, ob ich will oder nicht.

„Sie scheint wieder zu sich zu kommen“, freut sich der Lange.

„Wird auch Zeit. Wenn sie aufwacht, muss sie uns einiges erklären. Vor allem, wer die beiden Clowns waren, die da plötzlich durch das Fenster gesprungen sind.“ Das war wieder der Dicke.

Aha, also haben wirklich zwei Leute versucht, mich zu retten. Und weil ich aus eigener Erfahrung weiß, dass die Amerikaner hoch qualifiziert sind in ihrem Job, sollte ich von jetzt an meine Entführer keinesfalls unterschätzen. In jedem Fall verhalten sie sich skrupelloser und brutaler als meine Bodyguards.

Ich versuche, mich darauf zu konzentrieren, wohin wir uns bewegen. Vielleicht hilft mir das. Meine inneren Raum-Zeit-Koordinaten sagen mir, dass es ziemlich geradeaus nordwärts geht. Was liegt alles nördlich von Düsseldorf? Bis zum Nordpol eine ganze Menge. Seitdem ich Maschas Laden betreten habe, ist noch nicht viel Zeit vergangen. Weil sich der Moment, in dem ich ohnmächtig wurde, im Rückblick nicht genau bestimmen lässt, kann ich auch nicht exakt ausrechnen, wie lange und wie weit man mich jetzt schon nordwärts transportiert.

Vollkommen überraschend berührt mich mitten in meine Überlegungen hinein etwas sehr Kaltes, Hartes genau zwischen den Brüsten und ich reiße erschrocken die Augen auf.

Der Dicke zieht den Lauf einer Handfeuerwaffe grinsend über meine Haut. Er sitzt rechts schräg über mir auf einer ausklappbaren Pritsche, der Lange hockt ebenso links von mir. Es ist widerlich, den beiden sozusagen zu Füßen liegen zu müssen, nackt bis auf meinen Slip

und vollkommen ihrer Willkür ausgesetzt. Ich denke, wir befinden uns im Laderaum eines Kleintransporters, der, ohne viele Kurven zu fahren, leise und gleichmäßig schnurrt - wahrscheinlich rollen wir über eine Autobahn.

„Hallo, Sara. Wieder wach? Wie schön! Ich dachte, ich schau mal nach, ob du wirklich noch bewusstlos bist. So eine Waffe hat Charme, nicht? Der kann keiner lange widerstehen. Du bist clever. Seit wann hörst du zu?“, erkundigt sich der Dicke.

Ich antworte nicht. Was sollte ich auch sagen? Der Ton des Mannes jagt mir eine Heidenangst ein. Als ich zum ersten Mal entführt wurde, hatte ich auch Angst, aber jetzt höre ich ganz deutlich, dass eine Welt zwischen Toms Truppe und diesen Leuten liegt: Die hier sind gefährlich, hochgradig aggressiv, bedenkenlos, brutal. Damals hatte Tom mich erst mühsam davon überzeugen müssen, dass seine Männer zu den "Guten" gehörten, wie er es nannte; jetzt, im direkten Vergleich wäre ich sofort von selbst darauf gekommen.

„Nur damit wir uns verstehen, Sara: Du spurst! Wir haben deine Eltern ebenfalls in unserer Gewalt.“

„Nein. Haben Sie nicht“, erwidere ich so ruhig wie möglich. Ich will ganz deutlich machen, dass ich mich nicht erpressen lasse. Und ich will dem Typ mit meiner förmlichen Ansprache per Sie ganz sicher keinen Respekt zeigen, sondern es unbedingt vermeiden, auch nur einen Hauch von Nähe herzustellen.

Ich zucke förmlich zusammen, als der Dicke überraschenderweise lacht. Sein Lachen klingt womöglich noch unheimlicher als seine Sprechstimme.

„Richtig, Sara. Die haben wir nicht. Aber du kannst vollkommen sicher sein, dass wir sie in Boerde am helllichten Tag in ihrer Praxis über den Haufen schießen, wenn du nicht kooperierst.“

Soeben musste ich begreifen, dass ich doch erpressbar bin. Sogar ziemlich leicht. Der Mann ist kalt wie eine Hundeschnauze, der macht wahr, was er sagt und es ist ihm vollkommen gleichgültig, wer dabei auf der Strecke bleibt, solange er es nicht selbst ist. Ein Leben

bedeutet ihm nichts. Und er weiß offenbar genau, wo meine Eltern zu finden sind.

Es ist eine wahnsinnig erschreckende Erfahrung, so einem Menschen zu begegnen, der sich für nichts, aber auch gar nichts interessiert als für sich selbst. Seine Stimme ist wie ein Kokon, der sich um ihn spinnt. Unerreichbar hat sich dieser Mann in sich und auf sich selbst zurückgezogen. Alles, was andere angeht, geht ihn nichts an. Der perfekte Verbrecher: ohne alle Bedenken, ohne Gewissen, ohne jede Reue.

Wenn ich meine Eltern schützen will, muss ich mich also ruhig verhalten. Mit einer Pistole auf dem Brustbein bleibt mir sowieso keine andere Wahl, wenn ich überleben will. Da kann ich auch auf Ur rein gar nichts unternehmen, was Aussicht auf Erfolg hätte - nicht einmal versuchen, über die Waffe lautlose Signale auf den Dicken zu übertragen, denn ich bin sicher, auch sein langer Komplize ist bewaffnet und würde sofort aktiv werden, wenn er bemerkt, dass mit dem Dicken etwas nicht stimmt. Es gibt für mich auch nichts, was ich sagen könnte. Deshalb schließe ich einfach wieder die Augen, denn praktisch nackt dazuliegen, ist mir zu demütigend, um auch nur ein Lebenszeichen von mir zu geben. Die Pistolenmündung gibt ihre Position ganz kurz auf, als der Dicke sie anhebt, um mir dann damit erstaunlich schmerzhaft auf das Brustbein zu klopfen.

„Sieh mich an, wenn ich mit dir spreche“, fordert er so sanft, dass mich schaudert. Hinter der geschmeidigen Oberfläche dessen, was er spricht, gähnen Abgründe. Dieser Mann ist wirklich gefährlich! Ich überlege kurz, ob ich mich per Ur selber wieder in Bewusstlosigkeit sinken lassen soll, um Verwirrung zu stiften und einfach dem Aushaltenmüssen der Situation zu entkommen. Aber besser, ich spare meine Kräfte, denn es kann sein, dass ich jedes Bisschen davon noch dringend brauchen werde.

Siebzehneinhalb Minuten geht es weiter nach Norden, zum Glück schweigen meine beiden Wächter während der ganzen Zeit; dann biegt der Wagen nach Osten ab. Die Fahrt wird unruhiger, zahlreiche Brems-

und Beschleunigungsvorgänge signalisieren mir, dass wir uns wohl nicht mehr auf einer Autobahn befinden. Meine inneren Koordinaten geben zwar die absolute Position an, aber ich habe keine Ahnung, wo auf einem Atlas ich meinen gegenwärtigen Standort suchen müsste. Dann werde ich in meiner Kiste trotz der Federwirkung der Polsterung ziemlich herumgeschüttelt. Der Dicke nickt seinem Spezi zu. Der greift in die Kiste nach der Gasflasche, nicht ohne meine nackte Haut unnötig lang zu streifen, und dreht das Ventil wieder auf.

„Gute Nacht, Schneewittchen“, wünscht mir der Dicke, als sich der Deckel erneut über mir schließt.

Hoffentlich stimmt diesmal der Gasdruck. Kalt spüre ich den Luftzug aus dem Zylinder an meinem linken Arm. Im Ernstfall wäre ich nicht einmal in der Lage, mich so weit zu verbiegen, dass ich die Flasche zu packen bekäme und das Ventil weiter öffnen könnte. Die Angst lässt mir schon wieder den kalten Schweiß ausbrechen.

Mein eigenes Herz anhalten, um mich zur Leiche und wertlos für die Entführer zu machen? Einmal habe ich das schon getan im Leben, vollkommen entschlossen. Tom hat mich ins Leben zurückgeholt. Und seitdem will ich leben! Mit aller Macht und Kraft. Es lässt einen dicken Kloß in meinem Hals wachsen, wenn ich an die zahlreichen Entwürfe in meinem Papierkorb denke, die in allen möglichen Varianten Tom zu erklären versuchen, dass ich ihn liebe und was ich für ihn empfinde. Und ich Idiot habe keinen dieser Briefe abgeschickt! Wenn Tom nun nie erfährt, was ich für ihn fühle?

Wenn ich das hier nicht überlebe, ist es vielleicht besser so. Ein Teil von mir denkt ziemlich egoistisch, dass er über eine Liebe wie meine eigentlich nie hinwegkommen dürfte. Tränen laufen mir über das Gesicht. Aber ich kann sie nicht abwischen, weil sich meine Arme in der engen Kiste dazu nicht weit genug bewegen lassen. Tränen sind in einem Sarg einfach nicht vorgesehen.



Kapitel 48: Mittwoch, 21.6. – 18 Uhr 04

Wo immer meine Reise hingeht, ich bin wahrscheinlich fast am Ziel, denn der Wagen wechselt nun häufig die Richtung und der Untergrund fühlt sich uneben an. Das könnte zum Teil Kopfsteinpflaster sein, denn in meinem Gefängnis höre ich ein dumpfes Wummern und Brummen, das von den Autoreifen zu stammen scheint. Dann stehen wir still. Meine Kiste wird ausgeladen, beinahe bin ich bei diesem Vorgang froh darüber, so eingezwängt zu sein: Es ist schrecklich, wenn man nie eine Vorstellung davon hat, in welche Richtung und wann die nächste Bewegung erfolgt. Abstellen, aufladen, schwenken, rütteln – ich habe keine Ahnung, was mit mir geschieht. Die Geräusche, die ich höre, geben mir Rätsel auf: Krachen, Scheppern, Quietschen. Ein Hupsignal; dann das Tüten, das normalerweise Müllautos im Rückwärtsgang von sich geben. Plötzlich erfasst mich Schwindel – meine Kiste ist scheinbar mit hoher Geschwindigkeit vom Boden abgehoben worden, schwingt in einem Bogen irgendwohin, meine Raumkoordinaten ändern sich nicht um viel, aber sehr schnell. Also werde ich auch schnell bewegt. Dann ein lauter Krach und ein heftiger Ruck, der mir trotz der Polsterung die Zähne aufeinanderschlagen lässt. Ich denke, der Kasten ist jetzt wieder abgestellt worden. Zeit, mich zu sammeln, bleibt mir nicht.

Ich höre den Dicken ganz leise rufen: „Alles o. k., wir übernehmen jetzt!“, werde weiter in meinem Sarg getragen und dann erneut krachend abgestellt.

Hat es Sinn zu schreien, um jemanden auf mich aufmerksam zu machen? Bei der Dämmung eher nicht, aber ich will nichts unversucht lassen. Mein Hilferuf erstickt allerdings vollkommen in den dicken Polstern – ich kann zwar von draußen lautere Geräusche hören, weil das Holz wie ein Resonanzboden alles auffängt und zu mir weiterleitet, aber es dringt sicher kein Ton von mir aus der Kiste heraus. Die ist offenbar für ihre Zwecke hervorragend geeignet, einen Menschen von hier nach irgendwo zu transportieren, ohne dass jemand etwas davon mitbekommt.

Vier Minuten später öffnet sich der Deckel über mir erneut. Ich bin ebenso froh darüber wie unglücklich, denn ich habe zwar jetzt wieder Luft zum Atmen, aber ich werde auch ein weiteres Mal begafft. Mit einem schnellen Blick in die Runde versuche ich, mir einen ersten Eindruck zu verschaffen, wo ich gelandet bin: Ich befinde mich in einem kleinen Raum. Er scheint ganz aus Eisen zu bestehen. Decke, Wände, Boden, alles ist grün gestrichen.

Der Dicke, offenbar der Kopf der Bande, die mich geschnappt hat, hält wieder konsequent seine Waffe auf mich gerichtet. „So, Prinzessin. Dann komm mal aus deiner Kiste raus. Das ist jetzt für ein paar Tage deine Luxuswohnung.“ Seine die Worte begleitende Geste mit der freien Hand deutet großspurig auf das grüne Gefängnis. Dann wackelt der Dicke mit einem Finger in Richtung auf den Lockenkopf, der daraufhin einen Eimer mit Deckel in eine Ecke des höchstens sechs Quadratmeter großen Raumes stellt, außerdem legt er eine Wolldecke auf den Rand meiner Kiste.

Der Dicke fährt fort: „Kannst in der Kiste schlafen. Badezimmer ist da drüben“, verkündet er spöttisch und deutet auf den Eimer, auf dessen Deckel jetzt auch eine Rolle Toilettenpapier liegt. „Und die Decke ist eine Aufmerksamkeit des Hauses, weil du ja nicht angemessen gekleidet bist.“

„Wer sind Sie?“, frage ich möglichstforsch. „Was wollen Sie von mir?“

„Falsch, Prinzessin. Wer viel sagt, verrät viel. Wenn hier einer fragt, dann bin ich das. Und ich habe nur eine einzige Frage an dich. Wer sind diese Typen, die da plötzlich bei Mascha aufgetaucht sind?“

Wahrheitsgemäß antworte ich: „Ich habe niemanden gesehen.“

„Das weiß ich, Sara. Aber kannst du mir sagen, wer sich die Mühe macht, dir diskret auf den Fersen zu bleiben und auf dich achtzugeben, wer ausgezeichnet bewaffnet ist und nicht durch die Tür, sondern durch das Fenster kommt, wer verdammt gut schießt und deinen Namen kennt?“

Es ist die Pest, dass ich nicht mal diese absoluten Arschlöcher belügen kann. Also die übliche Strategie und mit der Antwort ausweichen: „Sie waren doch auch hinter mir her. Anscheinend bin ich interessant.“

Die Waffe ist wie ein drittes Auge des Dicken, das mich ohne Unterlass interessiert beobachtet. Seine Stimme klingt samtweich, als er verkündet: „Ich bekomme es schon noch heraus, Sara. Solange, bis du uns die Auskunft geben willst, die ich gern hätte, gibt es nichts zu trinken und zu essen. Das bringt manchmal die Erinnerung auf Trab. Ich will mein Geld für dich haben. Ich mag es, für meine Arbeit gut bezahlt zu werden. Aber wenn ich eines nicht ausstehen kann, dann Leute, die sich mir widersetzen. Ich bringe dich zum Sprechen. Das ist mir noch wesentlich wichtiger als mein Geld.“

Damit verschwinden die drei Männer endlich.

Sofort wickle ich mich, so gut es geht, in die Decke ein. Mir ist inzwischen sibirisch kalt! Ich setze mich auf den Rand meiner Transportkiste und sehe mich um: Wo, zur Hölle, gibt es ganze Räume aus Metall? Alles rundum besteht tatsächlich aus Eisen, auf dem dicker grüner Lack glänzt. In die Decke ist eine vergitterte, trübe Funzel eingelassen, die den Raum in ein spärliches Licht taucht. Eine Heizung besitzt mein Gefängnis offenbar nicht. Ich wühle meine Füße tief in das Polstermaterial der Kiste hinein in der Hoffnung, dass sie dort wieder warm werden. Der Lack, seine Farbe und die dicken Nieten, die sich darunter in flachen Buckeln reihenweise abzeichnen, lassen mich schließlich ahnen, wo ich mich befinde: auf einem Boot. Als ich kurz darauf das Gefühl habe, dass der Boden leicht unter meinen Füßen schwankt, bin ich mir sicher: Die Typen wollen mich an Bord eines Schiffes irgendwohin verschleppen.

Wissen die, dass diese Zelle für Ur und seine Möglichkeiten praktisch nicht zu knacken ist? Was wissen die überhaupt über mich beziehungsweise Ur? Oder ist dieses Gefängnis hier nur ein Zufallstreffer, den sie einfach bei der Suche nach einer Möglichkeit gelandet haben, mich unbemerkt an ihr Ziel zu schaffen? Weiß der Geier, wo die mich überhaupt hinbringen wollen. Den Äußerungen des Dicken habe ich bisher entnommen, dass sie im Auftrag von jemand anderem handeln, nicht aus eigenem Antrieb. Natürlich fallen mir bei diesen Überlegungen die Nordkoreaner oder die Iraner ein, jene Nationen, die Tom damals erwähnt hat, um klarzumachen, dass es

deutlich Schlimmeres geben kann, als Amerikanern in die Hände zu fallen. Sollte jemand wirklich zahlen, um mich in die Finger zu bekommen?

Leise schalle ich den Raum, um herauszufinden, wie meine Umgebung genau aussieht und ob dieses elende Loch Schwachstellen aufweist.

Sehr bald ist mir zweierlei klar: Hier komme ich nicht so leicht heraus wie aus der Zelle, in der ich von Tom und seinen Kollegen eingesperrt wurde. Damals musste ich nur ein Sicherheitsschloss einer ganz normalen Tür mit Falle und Riegel erhitzen, bis es buchstäblich weich wurde. Hier habe ich es mit ganz massiven Hebeln und Riegeln von vielen Kilos Gewicht zu tun. Die so weit zu erhitzen, dass sie nachgeben, übersteigt einfach meine Möglichkeiten. An der Decke meines Gefängnisses verlaufen eine Menge Rohre. Die Drohung, dass ich kein Wasser bekommen soll, verpufft angesichts der Tatsache, dass ich dort eine Wasserleitung ausmache, zunächst einmal. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich in das Leitungsrohr im Ernstfall ein kleines Loch schmelzen kann, um zu trinken. Allerdings sollte so ein Loch wirklich nur winzig sein, damit ich in diesem Raum ohne jede Öffnung nach außen nicht einfach absaufe.

Was mir mehr Sorgen bereitet als die Wasserversorgung, ist die Frage, ob mir hier nicht auch bald die Luft ausgeht - ich kann nämlich keine Möglichkeit zur Ventilation entdecken. An der schweren Tür lassen sich keine sichtbaren Spalte oder Schlitzte entdecken. Sie scheint ziemlich dicht zu schließen. Zum Glück haben die drei Figuren in der Polsterung meiner Kiste den Sauerstoffzylinder scheinbar einfach übersehen und vergessen. Der könnte mir ein klein wenig Spielraum geben, was meine Atemluft angeht. Ich hoffe, es befindet sich noch Sauerstoff drin und ich schließe sorgfältig das Ventil. Außerdem wird mir gerade klar, dass ich mit dem Zylinder einen ziemlichen Lärm machen kann, wenn ich ihn wie einen Hammer auf die Wände meiner Zelle schlage. Ich Sorge sofort dafür, dass das graue Ding keinem mehr auffällt, der hier hereinkommt, und verberge es tief in der Polsterung der Transportbox.



Kapitel 49: Mittwoch, 21.6. – 20 Uhr 17

Dann lege ich mich selbst auch wieder in die Kiste. Mir ist kalt, die Polsterung soll mich wärmen. Die ziemlich große Decke breite ich dabei doppelt gelegt über mich, in der Hoffnung, dass sie mich wirklich warmhält.

Es gibt nichts zu tun für mich. Ich kann nur grübeln, welche Möglichkeiten mir zur Verfügung stehen, gegen meine Angreifer vorzugehen. Solange ich nicht weiß, was passiert, wenn sich die Tür hier wieder öffnet, nützt allerdings alles Pläneschmieden nur wenig. Mein Durst hält sich zum Glück bisher in Grenzen; das Wissen um die Wasserleitung schenkt mir ein wenig Zuversicht. Ich bin außerdem sicher, dass ich gesucht werde. Also besteht kein Grund zum Verzweifeln. Ganz bestimmt war das Jeffs Stimme, die ich da heute Nachmittag in Maschas Laden gehört habe. Ich will das glauben, denn es gibt mir Kraft. Dass meine amerikanischen Freunde so gut sind, wie ich hoffe, will ich ebenfalls glauben – auch wenn sie gelegentlich in Kaninchenlöcher treten. Ich muss einfach hier heil herauskommen! Ich muss zu Tom vorstoßen. Es ist wirklich ironisch, dass mir ausgerechnet heute Nachmittag bei dem Überfall die Leute, zu denen ich zuletzt derart verzweifelt Kontakt gesucht habe, so nahe waren.

Die Sehnsucht nach Tom wird greifbar, wird zu einer körperlich spürbaren Empfindung, zieht mir den Magen zusammen. Zweifel an ihm und seinen Gefühlen kann ich mir in dieser ausweglos erscheinenden Situation nicht leisten. Ich versuche, mich wieder daran zu erinnern, wie es sich anfühlte, wenn Tom mich festhielt, wenn er sich mit seiner Gegenwart sozusagen gegen den freien Fall stemmte, in dem wir uns alle befinden. Und er hat mir wirklich Halt gegeben.

Nach meinem Selbstmordversuch damals bei der Gefangennahme durch die Amerikaner verschwand Ur. Ich bemerkte ziemlich schnell, dass ich plötzlich nur noch die Oberfläche dessen wahrnahm, was man mir sagte. Das allein war mehr als beunruhigend. Aber dann fiel mir auf, dass auch die Raum-Zeit-Koordinaten aufgehört hatten, in meinem Inneren zu

entstehen. Und damit begann meine Panik! Bis dahin war mir einfach nie bewusst geworden, wie geborgen ich mich durch Ur fühlen durfte. Diese universelle Sprache mit allem, was daran hängt, hatte mich immer intensiv empfinden lassen, dass ich als Teil zu einem großen harmonischen Ganzen zähle, hatte mich wissen lassen, wo ich wann und wie dazugehöre.

Kaum war dieses Gefühl verschwunden, hatte ich den Eindruck zu fallen, so ins unendlich Bodenlose zu stürzen, dass ein Sprung vom Rheinturm sich wie eine Lappalie dagegen ausnimmt. Tom hatte mich bei den Panikattacken, wenn mir das mit voller Wucht bewusst wurde, einfach festgehalten, mich in seine Arme genommen und versucht, mir mit seiner Nähe etwas Geborgenheit zu schenken. Vielleicht versuchen genau das alle wahrhaft Liebenden: sich gemeinsam gegen diesen Sturz ins Leere zu stemmen.

Ben hatte ich nie die Gelegenheit dazu gegeben, in dieser Art und Weise für mich da zu sein, denn solange wir zusammengehörten, war ich nie abgestürzt. Vielleicht liegt hier unter anderem ein Grund dafür, dass unsere Beziehung scheitern musste: Wenn einer fällt und der andere nicht, sind das schlechte Voraussetzungen, einander auf Augenhöhe zu begegnen - und wo sonst sollte eine Liebe gelebt werden, wenn nicht auf Augenhöhe des jeweils anderen?

Tom wusste damals genau, was ich meinte, als ich voll Angst feststellte: „Ich falle!“

Was hat ihn dazu bewogen, mir zu erklären, wie sich das für ihn anfühlt? Ohne zu zögern hat er mir offenbart, wie er mit seiner größten Hilflosigkeit und der Urangst, die wahrscheinlich in jedem Menschen irgendwo steckt, umgeht: dem Ausgesetztsein in ein Leben, das unser Begreifen übersteigt und auf das wir trotz aller Bemühungen so herzlich wenig Einfluss nehmen können.

Da kommt in einer unmöglichen Situation dieser Mann daher, sieht meine seelische Not und tut, was er kann, um sie zu lindern: Er gibt einfach sich selbst in seiner totalen Schwäche und der damit verbundenen Angst preis, denn nur indem er sich so an meine Seite stellt, mich nicht allein lässt auf meinem Horrortrip, kann er mich trösten. Was immer

es Tom gekostet haben mag, sich so zu öffnen, um mir beizustehen, er hat es in Kauf genommen. Erstaunlich, wo doch ansonsten jeder scheinbar darauf bedacht ist, einen möglichst starken und sicheren Eindruck rundum zu machen, damit man möglichst unangreifbar dasteht.

Meine Eltern sehe ich als ein einigermaßen glückliches Paar, aber ich habe keine Ahnung, ob ihre Beziehung solch ein Maß an Anteilnahme, Fürsorge und vor allem Hingabe kennt, wie das, das ich mittlerweile in Toms Handeln mir gegenüber erkenne.

Habe ich mich einfach immer wieder bisher vor der gewaltigen Verpflichtung versteckt, die darin besteht, auf solch große Gefühle angemessen zu reagieren? War das der Grund, weshalb ich nur millimeterweise zu der Erkenntnis vorgedrungen bin, was damals tatsächlich geschehen ist zwischen Tom und mir und was das heute für mich und mein Handeln bedeuten muss?

Vielleicht.



Kapitel 50: Donnerstag, 22.6. - 6 Uhr 42

Sehnsucht. Wenn ich über Tom und mich nachdenke, werde ich krank vor Sehnsucht. Deshalb singe ich mich irgendwann selbst in Schlaf.

Ein nagender Hunger weckt mich. Hätte ich doch bloß in letzter Zeit besser darauf geachtet, genug zu essen! Kaum bin ich richtig wach, wird mir bewusst, dass der Durst beinahe unangenehmer auf mich wirkt als der Hunger. Mein Mund ist trocken, das bisschen Spucke darin fühlt sich an wie halb angetrockneter Kleister. Immerhin ist mir jetzt warm. Aber ich bin ganz steif vom lang gestreckten Liegen in diesem verdammten Sarg! Und die Luft rundum atmet sich furchtbar schlecht, mein Kopf brummt irgendwie dumpf vor sich hin. Sauerstoffmangel.

Mit einem Finger bohre ich, bevor ich aufstehe, ein Loch mitten in die Decke. Als der Finger durch das Gewebe bricht, erweitere ich die kleine Öffnung vorsichtig in beide Richtungen. So entsteht ein Riss, durch den ich schließlich den Kopf stecke. Die Decke hängt jetzt wie ein Poncho über meinen beiden Schultern, den Armen und hinab bis zu meinen Knien. Diesen Halsabschneidern will ich nicht häufiger praktisch nackt gegenüberstehen als unbedingt nötig.

Nochmals betrachte ich die Leitungen. Ich muss abwägen, womit ich mehr riskiere: mich durch Durst schwächen, ein zu großes Loch im Wasserrohr zu schaffen und daraufhin in diesem Käfig ertrinken, den Zorn oder noch schlimmer die Aufmerksamkeit meiner Kidnapper heraufbeschwören, wenn sie meine ungewöhnlichen Fähigkeiten bemerken oder Kräfte an dieser Stelle einsetzen, die mir später für andere Zwecke fehlen. Ich entscheide mich dafür, dass ich jetzt etwas trinken sollte. Aber ich beschließe das nur zaghaft, denn die zahlreichen Parameter, die es bei der Entscheidung zu bedenken gibt, verunsichern mich sehr.

Die Kiste, in der man mich hierher geschafft hat, besteht aus Holz. Außen ist es nur ziemlich grob bearbeitet. Wenn sich ein Splitter daraus lösen lässt, könnte ich den dazu benutzen, ein Loch in der

Leitung wieder zu verschließen, nachdem ich getrunken habe. Also untersuche ich die Kiste gründlich. An den Kanten der einzelnen Planken scheint das am vielversprechendsten, denn dort sind durch das Zuschneiden der Bretter und Latten mit einer groben Säge Angriffsflächen zum Bohren und Pflücken entstanden. Gut, dass man mir wenigstens meine Uhr gelassen hat, denn das Metallarmband kann ich einigermaßen als Werkzeug einsetzen. Nach ein paar Minuten habe ich insgesamt fünf kleine Splitter in verschiedenen Größen abgelöst. In der finstersten Ecke meines eisernen Zimmers stelle ich mich in Position und beginne unendlich behutsam, die Leitung über mir zu beschallen.

Töne so eng zu bündeln ist schwierig. Ein lebendes System lässt sich im Vergleich dazu leichter beeinflussen, denn Signale werden dort sozusagen "gehört", das heißt, sie richten sich an Strukturen, die auch empfänglich dafür sind und die sie entsprechend bereitwillig aufnehmen. Das ist wie bei einem Schlüssel, der sein Schloss sucht, hineingleitet und es öffnet, wenn er es findet, weil er passt. So ein Rohr verhält sich da ganz anders - es wird einfach insgesamt heiß, weil alle Moleküle gleichermaßen empfänglich für die Energie in Form von Schallwellen sind, die ich darauf loslasse. Die Echos teilen mir zum Glück mit, dass das Rohr nicht überall gleich dick ist. An einer Stelle wirft der Lack bald Blasen. Ganz, ganz behutsam schalle ich weiter. Plötzlich springt mir ein unendlich dünner Strahl entgegen. Ich fange ihn mit der Hand auf und rieche an der Flüssigkeit: Wasser. Leitungswasser, wenn mich nicht alles täuscht. Sieht sauber aus. Gierig stelle ich mich unter die spärlich rieselnde Quelle und schlucke ungefähr jede halbe Minute einen Mund voll Wasser. Das kann man zwar kaum trinken nennen, aber der Durst verschwindet, meine Lippen sind nicht mehr trocken und spröde und eigentlich bin ich ja froh, dass es mir tatsächlich gelungen ist, nur so ein winziges Loch zu bohren. Hier kann wochenlang Wasser herauslaufen, ohne dass ich befürchten muss, dass die ungefähr zwölf Kubikmeter meines Eisenkäfigs volllaufen. Ich werde beim Trinken zwar immer nervöser, weil ich mit jeder Minute das Gefühl habe, die Wahrscheinlichkeit würde größer, dass meine Kidnapper erscheinen und mich auf frischer Tat ertappen, wie ich meinen Durst stille, aber ich zwingen mich, gut eine halbe Stunde lang zu trinken. Dann quetsche ich einen der Späne sorgfältig

in das Loch. Eine Weile drücke ich meinen Daumen darauf, in der Hoffnung, dass das Holzstückchen durch das Wasser aufquillt und sich auf diese Weise stabil in der Öffnung festsetzt. Das klappt allerdings nicht wirklich gut. Schließlich zupfe ich einen möglichst langen Faden aus dem Ausschnitt meines Ponchos und wickle ihn behutsam mehrmals um das Rohr, um den Span so zu sichern. Mit einer Handvoll des Polstermaterials aus der Kiste wische ich ein paar verräterische Wasserspuren vom Boden auf. Dann versuche ich abzuschätzen, wie viel Energie mich der Einsatz von Ur gekostet haben mag. Noch muss ich mir keine Sorgen machen.

Weil ich schon wieder eiskalte Füße habe, bewege ich mich in einem winzigen Kreis um den Kasten an den Wänden meiner Zelle entlang. Aber die Luft wird mir bald zu dünn dazu. Also lege ich mich wieder in diese schreckliche Kiste.

Um Punkt acht bin ich völlig sicher, dass ich mich an Bord eines Schiffes befinde, denn ein röhrender Dieselmotor springt vibrierend an. Aber ob man mich in der Nähe des Maschinenraumes untergebracht hat oder weit davon entfernt, teilt mir das Dröhnen nicht mit, weil scheinbar das ganze Boot mitschwingt.

Die Tür öffnet sich gegen halb neun langsam. Zuerst sehe ich nur den größten der drei Männer, dahinter steht der Dicke und gibt ihm Deckung mit seiner Waffe. Ich kann nichts dagegen tun - ich atme hörbar ein paarmal tief durch, als frische Luft zu mir hereinströmt. Dem Dicken entgeht das nicht.

„Guten Morgen, Prinzessin!“, grüßt er. „Was für ein elegantes Kleid. Dein Letztes hat mir besser gefallen.“ Mit einem tiefen Atemzug prüft er die Luft. „Du solltest wirklich nett zu uns sein, denn ich habe das Gefühl, wenn wir uns über dich ärgern und nicht mehr regelmäßig herkommen mögen, geht dir nach zehn, zwölf Stunden die Puste in dem Loch hier aus. Na, ist dir inzwischen eingefallen, wer deine Freunde gestern waren, die statt durch die Tür durchs Fenster gekommen sind?“

„Woher sollte ich solche Leute kennen?“, versuche ich wieder ein Ausweichmanöver.

„Das ist mir egal, woher du die kennst! Ich will wissen, wer das ist! Der Durst hat dein Gedächtnis nicht geschärft?“, fragt er hämisch.

„Ich weiß nicht, was Sie hören wollen“, antworte ich hart am Rand der Wahrheit entlang.

Der Dicke gibt seinem langen Kumpel einen Stoß mit dem Ellenbogen. „Geh hin und kneif sie mal in den Arm. Ich will unsere teure Ware ja nicht unnötig beschädigen.“

Der Lange grinst schäbig. Er streift genüsslich die Decke über meinem Arm hoch, viel höher als nötig, bis auf meine Schulter. Eine Hand legt er mir sehr langsam so auf die Schulter, dass sie die Decke oben hält, mit der anderen kneift er mir fest in den Oberarm. Ich muss mich ziemlich zusammennehmen, um meinen Arm nicht wegzuziehen – das tut weh.

Der Lange schaut den Dicken verblüfft an und zuckt mit den Achseln.

Was zur Hölle soll das bedeuten?

Jetzt betritt der Dicke ebenfalls den kleinen Raum, die Waffe immer genau auf mich gerichtet. Er setzt sie mir auf die Stirn, genau zwischen die Augen und fährt mit seinem linken Zeigefinger prüfend und sehr langsam über meine Lippen, wobei er mich konzentriert beobachtet.

Jetzt weiß ich, was das Kneifen und dieser Fühltest auf den Lippen sollen! Als ich wach wurde, spannten sich meine Lippen rau und trocken. Jetzt, nachdem ich getrunken habe, fühlen sie sich weich an. Auch das Kneifen in meine Haut sollte wohl nur dazu dienen, festzustellen, ob ich schon körperlich sichtbare Symptome einer Austrocknung zeige. Nicht dumm. Der Bursche versteht sein Handwerk. Ich sollte mir wirklich gut merken, ihn nicht zu unterschätzen.

Die Hand des Langen liegt noch immer auf meiner Schulter. Der wird mein erstes Ziel. Wenn die Männer hier zu zweit oder gar zu dritt

aufmarschieren, und der Dicke weiterhin seine Waffe so konsequent benutzt, um mich in Schach zu halten, bekomme ich keine Chance, irgendetwas zu unternehmen. Ich muss sie mir einzeln, nacheinander vornehmen. Also sollte ich irgendwie dafür sorgen, dass sie hier auch einzeln erscheinen.

Ich werde meine Entführer angreifen beziehungsweise versuchen zu fliehen, auch wenn der Dicke mir sofort mit bösen Konsequenzen für meine Eltern gedroht hat, wenn ich mich nicht kooperativ verhalte. Mittlerweile habe ich mir ein Bild von ihm gemacht. Der Anführer dieses Trios hat sowieso keinen Funken Anstand im Leib, was im Klartext heißt: Egal, was er verspricht oder egal, ob ich mich an seine Anweisungen halte, er wird immer ausschließlich tun, was ihm am meisten nützt. Meine Eltern sind und bleiben für ihn ein Ziel, unabhängig davon, was ich tue.

Der Dicke schaut sich prüfend und sehr genau in der Zelle um. Ihn haben meine elastischen Lippen sehr misstrauisch gemacht. Ich versuche eisern, nicht in die Ecke zu starren, in der ich die Wasserleitung angezapft habe, um keine Aufmerksamkeit darauf zu lenken, und konzentriere mich derweil auf die Erzeugung unhörbarer, sehr tiefer Schwingungen, die aus meinem Körper direkt auf die Hand an meiner Schulter wirken. Die sollen den Langen noch mehr als alles andere bisher davon überzeugen, dass ich absolut unwiderstehlich bin und dass es sich lohnt, einmal bei mir vorbeizuschauen, ohne dass die Kollegen es erfahren oder dabei sind, damit er seinen Spaß haben kann. Es kostet mich eine unglaubliche Überwindung, diesen Mann so scharfzumachen. Mir ist geradezu schlecht dabei, denn ich ekle mich vor ihm. Aber über eine andere Möglichkeit verfüge ich scheinbar nicht, wenn ich die Gruppe meiner Gegner aufsplintern will. Der Lange scheint mir der Schwächste unter ihnen zu sein, der mit der geringsten Disziplin. Also stellt der mein erstes Ziel dar. Da ich mir nicht sicher bin, wie effektiv seine Hand meine Schwingungen aufnimmt und weiterleitet, beginne ich doch schließlich, laut zu summen. Diese drei Figuren scheinen nicht zu wissen, worin mein besonderer Wert besteht, sonst hätten sie mich sicher geknebelt.

Der Dicke fährt bei meinem ersten Ton herum. Um mein Gesumme zu überspielen, beginne ich mit dem ganzen Oberkörper zu schaukeln, wie ein Autist oder ein Tier mit Käfigtick. Ich will aussehen wie jemand, der kurz vor dem Durchdrehen steht und einfach eine Macke hat. Mein Blick geht absichtlich vollkommen ins Leere. Nur mein Lied hat ein Ziel: den Längen und seine dumpfen Triebe.

Sobald ich begonnen habe, hin und her zu schaukeln, grinst der Dicke zufrieden und mustert mich. Ich kann ihn, so, wie ich meine starre Pose gewählt habe, immerhin unscharf wahrnehmen.

Er lacht hässlich und stellt zufrieden fest: „Und ich dachte schon, du zeigst gar keine Wirkung, Prinzessin. Habe schon angefangen, mich zu wundern, warum so ein Püppchen wie du, solch ein Stehvermögen besitzt. Willst du jetzt nicht dein Gewissen erleichtern und mir erzählen, wer die Typen gestern waren?“

Ich habe zwar keine Ahnung, was ein wirklich Durchgeknallter an meiner Stelle täte, aber ich reagiere einfach überhaupt nicht auf die Frage, summe eher noch lauter, denn offenbar hat mein Bewacher wirklich von seinen Auftraggebern keinen Hinweis darauf bekommen, dass ich eine Tonkünstlerin bin. Sonst hätte der mich sicher sofort zum Schweigen gebracht.

Für Sekundenbruchteile befinde ich mich nicht mehr im Fadenkreuz der Pistole, als der Dicke seinen Kompagnon durch eine Winkbewegung mit dem Waffenlauf auffordert, die Zelle zu verlassen. Als sich dessen Hand von meiner Schulter löst, bleibt ein schweißfeuchter Fleck von seinem Griff zurück: Ich habe ihm ganz gut eingeheizt.

Töne schwingen.

Ur ist reine Schwingung.

Alles, was ist, schwingt.

Letztlich, wenn man bis auf die Ebene der Atome denkt, ist jeder Mensch total in seinem Sein von Schwingungen bestimmt. Und die kann

ich wahrnehmen. Wie oder womit, das weiß ich nicht. Aber ich weiß ja auch nicht, weshalb ich nicht einfach viele bunte Punkte sehe, sondern sinnvolle Bilder. Der Prozess der Wahrnehmung ist mir auch relativ egal - Hauptsache, dieser Prozess funktioniert. Das Ergebnis zählt.

Indem ich per Ur gezielt die Schwingungen verändere, die den aktuellen Zustand eines Menschen ebenso beschreiben wie bedingen, kann ich Einfluss nehmen. Das musste ich aber erst lernen. Gut, dass meine Eltern Tierärzte sind! Ich habe in ihrer Praxis mit all den Tieren reichlich Erfahrungen gesammelt und experimentiert. Dabei war es nicht so, dass ich mich Atom für Atom durch hochkomplexe Prozesse denken musste: Auf Ur einen Zustand hinreichend exakt benennen, heißt bereits, ihn herbeizuführen. Das war der Kernpunkt, den ich begreifen musste. Und weil ich solche Prozesse mittlerweile blitzschnell beherrsche, sind meine Aktionen auf Ur quasi zu Reflexen geworden. Das ist sehr praktisch, wenn ich mich zum Beispiel per Ur verteidige. Oder wenn ich, wie jetzt, einen Mann dazu bringen will, eine ausgesprochene Dummheit zu begehen.

Wenn ich über einen direkten Körperkontakt zu meinem „Opfer“ verfüge, brauche ich dabei nicht einmal laut zu werden - ich kann die nötigen Schwingungen tief in mir erzeugen und geräuschlos direkt von meinem auf den anderen Körper übertragen.



Kapitel 51: Donnerstag, 22.6. – 19 Uhr 25

Bis zum Abend lässt man mich schmoren. Nachmittags habe ich noch einmal aus der Wasserleitung getrunken. Allein der widerwärtige Toiletteneimer ist Beweis, dass ich von irgendwoher Flüssigkeit bekomme. Aber das kann ich nicht ändern. Mein Magen knurrt mittlerweile laut und vernehmlich, ich fühle mich ziemlich schlapp. Das ist denkbar ungünstig. Wenn ich meine Entführer angreifen will, sollte ich mich in Höchstform befinden. Aber ich kann mir nun einmal nichts Essbares zaubern.

Der Dieselmotor des Schiffes hat vollkommen gleichmäßig getuckert, den ganzen Tag. Und dass es rheinab geht, dessen bin ich mir durch die Raumkoordinaten, die ich mir immer wieder einmal bewusst mache, einigermaßen sicher. Um halb acht höre ich plötzlich wechselnde Motorengeräusche, der Boden unter mir schwankt; ich nehme an, das Schiff ankert und manövriert sich an eine Anlegestelle.

Um acht Uhr geht die Tür zu meiner Zelle erneut auf. Dieses Mal begleitet der Lockenkopf den Dicken. Ohne Umschweife kommt der Dicke auf mich zu und setzt mir seine Waffe erneut auf die Stirn – er prüft die Elastizität meiner Haut und meiner Lippen. Ich verspüre eine irrsinnige Lust, ihm in die Finger zu beißen! Bei diesem Besuch prüft er sogar den Toiletteneimer.

„Könnte mal geleert werden, oder?“, schlage ich kurz entschlossen vor, um ihn davon abzulenken, darüber nachzudenken, weshalb das Gefäß überhaupt etwas enthält.

Der Dicke nickt gedankenverloren. „Wie du es machst, weiß ich nicht, aber eigentlich solltest du jetzt schon leicht fiebern. Mehr als ein Tag ohne Flüssigkeit bekommt Menschen sonst nicht so gut. Ich nehme an, du willst mir nicht verraten, weshalb das bei dir anders ist, oder?“

Ich befürchte, dass er mich schlägt, denn eine kalte Wut klingt mir aus seinen Worten entgegen. Er hat tatsächlich ein gewaltiges psychisches Problem damit, wenn jemand ihm Widerstand leistet und ihn

somit nicht als vollkommen überlegen anerkennt. Aber der Dicke schlägt nicht zu. Noch nicht. Er geht einfach um mich herum, beobachtet mich.

„Es sollte seinen Grund haben, warum so ein Wahnsinnspreis für dich gezahlt wird. Dein Gewicht in Kaviar wäre am Markt wesentlich günstiger. Auf den Kilopreis kannst du fast stolz sein.“

„Wenn Sie so gut bezahlt werden für Ihren Fang, dann sollte es vielleicht doch für ein Brötchen und eine Flasche Sprudel für mich reichen, oder?“, schlage ich vor. Ich will den Kerl zum Reden bringen, hören, um an Informationen zu kommen.

Er dreht weiter seine Kreise, sagt keinen Ton mehr.

Der Lockenkopf wird unruhig. „Können wir gehen, Boss? Die Zelle ist doch jetzt belüftet.“

Aha, man hat immerhin darauf geachtet, dass ich rechtzeitig an Frischluft komme. Das Interesse, mich einigermaßen gesund abzuliefern, scheint also doch relativ stark.

Als mir das klar wird, inszeniere ich eine astreine Ohnmacht. Ich will die Kerle, bevor sie die Zelle verlassen, zwingen, mich mit Nahrungsmitteln zu versorgen! Ich stöhne noch mit scheinbar letzter Kraft: „Ich habe Durst, solchen Durst ...“, und leite eine Bewegung ein, die dafür sorgen soll, dass ich möglichst kollisionsfrei in das Innere meiner Transportkiste falle. Dort lande ich wenigstens weich. Gelogen habe ich nicht - durstig bin ich wirklich wieder. Dann lasse ich innerlich einen Schleier über mein Bewusstsein gleiten und bin für eine kleine Weile für die Außenwelt nicht erreichbar.

„Nein, die simuliert nicht!“

Das sagt der Lockenkopf und schüttelt mich, sodass meine Zähne aufeinanderschlagen. Würgender Ekel steigt in mir auf, als ich seine Hände auf mir spüre. Er legt mich schließlich wie eine Puppe zurück in das weiche Polster.

Dann knackt der Verriegelungsmechanismus der Tür und es wird still in der Zelle. Ich öffne die Augen, nachdem ich mit einem kurzen Brummen gecheckt habe, ob sich wirklich niemand mehr außer mir hier befindet. Ich bin allein.

Lassen mich die Männer einfach liegen? Ist ihnen ihr Auftrag beziehungsweise ihre Ware nichts wert? Ich hatte damit gerechnet, dass man sich irgendwie um mich kümmert, wenn ich zusammenbreche. Ich bin wohl verwöhnt durch die Amis.

Blitzschnell lege ich mich möglichst genau wieder in die Position, in der ich mich vorher befunden habe, als sechs Minuten später die Tür erneut aufgeht.

Ich höre den Dicken kommandieren: „Flößt ihr was von dem Zeug ein und bleib bloß wachsam. Irgendwas ist komisch an dieser Braut. Auch wenn die gerade den sterbenden Schwan mimt - trau ihr keinen Augenblick über den Weg. Ich stehe mit der Waffe gleich neben dir.“

Dann werde ich halb aus der Kiste gezerrt, deren Oberkante bohrt sich schmerzhaft in meine Rippen, mein Poncho verrutscht leider ziemlich, aber ich kann nichts dagegen tun, ohne mich zu verraten. Eine Flaschenmündung kracht gegen meine Zähne. Solch ein Tölpel! Aber schließlich schmecke ich Cola. Endlich Energie!

Ich schlucke mit geschlossenen Augen, schlucke schneller, schlucke weiter, verschlucke mich, muss husten. Dann öffne ich die Augen, greife nach der Falsche, die der Lockenkopf mir an die Lippen hält, rutsche, ohne das Trinken zu unterbrechen, von ihm weg. Jetzt muss ich ihm nicht länger etwas vorspielen - ich will ihn keinesfalls berühren und ich brauche das süße Zeug mehr als dringend!

Eine Literflasche Cola leere ich in mehr oder weniger einem Zug. Als ich schnaufend absetze, wische ich mir mit dem Handrücken den Mund, dann ordne ich mit so viel Würde wie möglich meinen Poncho wieder und setze mich aufrecht hin. Der Lockenkopf tritt mit der leeren Flasche zwei, drei Schritte von mir weg; der Dicke betrachtet mich wortlos, aber aufmerksam. Ich habe keine Ahnung, was er wohl denkt. Ohne mich noch einmal anzusprechen, ziehen sich die beiden Männer zurück.

Was für ein Glück, dass mein Manöver gelungen ist! Ich weiß nicht, wie viel Zucker so eine Literflasche Cola enthält, aber mein Energiehaushalt fühlt sich deutlich besser an als zuvor. Nur muss ich mindestens dreimal pro Minute aufstoßen, nachdem ich die Flasche auf ex getrunken habe. Aber wen sollte das hier stören? Das Gefühl, wieder über Reserven zu verfügen, macht mir Mut, denn ich bin ziemlich sicher: Wenn der Lange einen Vorstoß auf mich wagen wird, dann geschieht das heute Nacht. Dem habe ich so eingeheizt, der wird wahrscheinlich nicht schlafen können.

Angst ist ein merkwürdiges Gefühl - sie kann lähmen oder ungeahnte Kräfte freisetzen. Ich bin mir noch nicht sicher, was bei mir der Fall sein wird, ich hoffe Letzteres. Aber zunächst weiß ich nur, dass ich eine wahnsinnige Angst habe! Ich hoffe, dass der Lange, getrieben von seinem Verlangen, hier allein auftauchen wird. Ein Mann in dem Zustand ist eigentlich das Letzte, was ich als Gesellschaft suche. Aber wer triebhaft handelt, handelt unüberlegt. Genau deshalb habe ich ihm Feuer unter dem Hintern gemacht. Es ist an der Zeit, dass meine Gegner einen Fehler begehen!

Schon um 23 Uhr 13 rührt sich der schwere Verschlussmechanismus der Tür. Sie schwingt auf und als Erstes wird im Licht aus der trüben Funzel an der Decke eine Hand sichtbar, die eine Pistole hält. Dann betritt der Lange mein Gefängnis und zieht die Tür lautlos möglichst weit hinter sich zu. Ich habe die Polsterung aus meiner Kiste gerissen und wie eine Matratze auf den Fußboden gelegt. Noch eine Nacht in dem Sarg brauche ich wirklich nicht. Die Sauerstoffflasche liegt unter dem Polster, damit ich sie im Ernstfall als Keule benutzen kann. Außerdem habe ich so kühl wie möglich geplant und mich wie einen Köder drapiert: Ich liege auf dem Bauch auf meiner provisorischen Matratze und stelle mich schlafend. Mein Kopf ist so auf einen Unterarm gebettet, sodass ich die Tür und jeden, der hereinkommt, möglichst unbemerkt hinter meinen über das Gesicht herabhängenden Haaren beobachten kann. Meinen Poncho habe ich so über mir ausgebreitet, dass

er so gerade eben den Ansatz meines Pos freilässt, aber von da an aufwärts alles bedeckt.

Wenn ich dieses Ferkel richtig einschätze, wird ihm das nicht reichen - er wird versuchen, den Poncho höher zu schieben, und das könnte der Augenblick sein, in dem er unvorsichtig wird, die Waffe nicht mehr auf mich richtet oder gar beiseitelegt.

Mein Herz schlägt zum Zerspringen, als ich zwei ziemlich große Füße behutsam näherkommen sehe. Ich höre schweres Atmen - ja, dem Kerl steht höchstwahrscheinlich das Wasser auf der Stirn! Gut so! Die Füße befinden sich jetzt neben meinem Kopf hart am seitlichen Rand meines Blickfeldes. Dann kommt die Bewegung, auf die ich gewartet habe. Mit einem zittrig klingenden Seufzer kniet der Mann nieder.

Das ist meine Chance, denn ich hoffe, dass er mich nicht mehr im Visier hat, als er die Position wechselt - ich brülle ihn an und ziele auf den Kopf, schnelle mich dabei seitlich weg. Ein dumpfer Knall scheint den kleinen Raum mit einer Druckwelle förmlich zu sprengen. Der Idiot hat geschossen! Zum Glück befand sich wohl ein Schalldämpfer auf der Waffe, denn wirklich laut war der Schuss nicht. Ich habe nicht das Gefühl, dass ich getroffen bin, aber in mir wummert so viel Adrenalin, dass ich mir nicht sicher sein kann.

Kaum bin ich verstummt, brüllt der Lange - fassungslos, schmerzerfüllt, panisch. Einen winzigen Augenblick schaue ich zu ihm hin. Er kauert am Boden, die Waffe liegt so dicht neben ihm, dass ich nicht wage, danach zu greifen, obwohl der Mann beide Hände fest auf die Ohren presst und seine Augen im verzerrten Gesicht zugekniffen sind. Es sickert Blut durch seine Finger!

Dann stürze ich durch die Tür nach draußen. In meinem Kopf pfeift es durchdringend - das Echo der Druckwelle von dem Schuss in dem kleinen Raum lässt mich alles nur noch wie durch einen Wattedevorhang wahrnehmen, darüber hinaus ist mir schwindlig und übel. Trotz des Schalldämpfers habe ich in dem engen Raum eine Art Schlag auf meine Ohren verspürt, als der Schuss losging. Ob das Pfeifen, die Taubheit und der Schwindel damit zusammenhängen? Das sind alles Dinge, die ich jetzt überhaupt nicht brauchen kann! Ich schaue hektisch nach rechts

und links, als ich ins Freie komme, um mich zu orientieren. Verdammt! Wieso ist es hier draußen nach 23 Uhr taghell?

Ich befinde mich am Bug eines ziemlich langen Schiffes mit ganz flachen Aufbauten, die bedauerlich wenig Deckung bieten. Das dürfte ein Chemikalientransporter oder ein Tanker sein. Leitungen und Rohre winden sich dick und dünn über die gesamte Oberfläche des Decks. Helle Lampen erleuchten alles und zeichnen in dem Labyrinth scharfe Schatten. Die Aufbauten für den Wohnbereich und die Brücke befinden sich ganz am anderen Ende des Bootes, etwa hundert Meter entfernt.

Um an Land zu kommen, müsste ich schwimmen oder an den Seilen, mit denen das Schiff vertäut ist, entlang klettern, denn für einen Sprung ist der Abstand bis zum Ufer zu groß. Der Transporter scheint unbeladen zu sein, denn er liegt für ein Binnenschiff sehr hoch im Wasser. Ich mag es schon nicht, mich vom Dreimeterbrett im Schwimmbad ins Wasser zu stürzen, auch wenn ich das bei ausgezeichneten Beleuchtungsverhältnissen tun kann. Jetzt allerdings scheint mir die unheimlich schwarz glänzende Wasseroberfläche im Schatten des Schiffes noch deutlich weiter entfernt zu liegen als nur drei Meter.

Als ich gut zweihundert Meter weit weg die Ladekräne auf dem Kai sehe, ist mir plötzlich klar, dass ich wohl mit solch einem Kran in meiner Kiste an Bord gehievt worden bin, als mir kurz vor dem ersten krachenden Absetzen des Kastens auf dem Deck so schwindlig war.

Das Schiff ankert an einem Liegeplatz furchtbar weit entfernt von Leuten, die an Land mit Ladearbeiten beschäftigt sind. Dort ist es laut - Motoren von Gabelstaplern und zum Beispiel das Getöse beim Abstellen von Containern bilden scheinbar eine gewaltige Geräuschkulisse, die sogar das wattige Gefühl in meinen Ohren durchdringt. Ich brauche gar nicht erst zu versuchen, um Hilfe zu schreien, denn niemand würde mich da drüben hören. Das Gebrüll des Langen dringt offenbar auch nicht bis dort. Dann knallt ein weiterer Schuss, diesmal ohne Schalldämpfer. Der Mistkerl hat damit bestimmt seine Spießgesellen gewarnt - auch wenn das Geräusch keinen der Hafenarbeiter am Ufer alarmiert, weil niemand seine Arbeit unterbricht, ist es doch bestimmt auf dem ganzen Tanker gut zu hören gewesen.

Eilig sich nähernde Schritte, die auf dem eisernen Deck des Tankers klatschen, machen mir klar, dass ich keine Zeit für lange Überlegungen habe.

In den Fluss springen? Besser nicht. Mir ist immer noch übel und schwindelig. Wenn ich schwimmen könnte wie Jeff, dann ja. Aber nicht in meinem angeschlagenen Zustand, dafür ertrinken jedes Jahr zu viele Menschen wegen der unkalkulierbaren Strömungen im Rhein. Ich weiß zwar nicht, wie stark die hier im Hafen sind, dafür ist das Wasser zu dunkel und zu weit vom Deck entfernt, aber ich will es auch nicht herausfinden. Außerdem sehe ich nicht den Hauch einer Chance, irgendwo an Land zu gelangen - überall ragen hohe senkrechte Uferbefestigungen auf. Ich kann jetzt nicht in Ruhe suchen, wo die nächste Leiter sich befindet; wahrscheinlich würde ich sie in der Dunkelheit zwischen den Lampen sowieso übersehen. Einfach über Bord zu springen, erscheint mir keine Option zu sein, zum Schwimmen sind meine Knie viel zu wacklig.

Andere Schiffe liegen nicht in Rufweite. Also bin ich auf mich allein gestellt. Ich husche am dicksten Rohr, in der Hoffnung, dass es mir wenigstens etwas Deckung gibt, entlang. Ob ich es schaffen könnte, über das Tau am Heck zum Ufer zu klettern? Das entfernte Schreien des Langen tönt undeutlich immer noch aus meiner Zelle - plötzlich wird es etwas lauter. Ich nehme an, jemand hat jetzt die Tür geöffnet, um nachzusehen, was eigentlich los ist. Ich stehe auf und renne das Schiff entlang in Richtung auf die rückwärtigen Aufbauten. Vielleicht gibt es dort eine Möglichkeit, an Land zu kommen.

Gehetzt blicke ich mich um. Keine Planke, kein Laufsteg, wirklich nichts außer einem zweiten Tau. Das kann doch nicht wahr sein! Dann klatscht etwas neben mir scharf auf das Metall.

Ein Geschoss?

Ich kann mich nirgendwo verstecken, weil die Leitungen und Rohre das nicht zulassen; sie sind einfach nicht dick genug. Also ducke ich mich und krieche auf die Reling zu, dorthin, wo ein Tau Richtung Ufer gespannt ist, um daran entlang zum Kai zu hangeln. Bloß weg hier!

Kaum hebe ich den Kopf, um über die Reling zu schauen, gibt es direkt neben meinem Gesicht ein zweites lautes Geräusch, als hätte jemand Metall auf Metall geschlagen. Verdammt, da schießt wirklich jemand auf mich! Trifft der Schütze mich absichtlich nicht oder schießt er daneben? Jedenfalls kann ich es vergessen, mich an dieses Tau zu hängen, um zum Ufer zu klettern, denn dann stelle ich ein wirklich leichtes Ziel dar. Erst mal muss ich aus der Schusslinie!

Mit einem Satz will ich mich hinter die Brücke retten - und springe praktisch gegen den Lauf der Pistole des Dicken. Wahrscheinlich ist der gar nicht bis zu meinem Gefängnis gelaufen, sondern hat mich einfach hier erwartet, während mich der Lockenkopf in seine Arme getrieben hat.

Ist jetzt auch ganz egal - die haben mich wieder.

„Was hast du, verdammt noch mal mit ihm gemacht? He? Antworte! Der schreit und winselt wie ein Kind, Blut läuft ihm aus beiden Ohren und er jammert, dass er nichts mehr hört.“

Der Dicke ist außer sich vor Wut, nachdem der Lockige herübergekommen ist und ihn informiert hat! Jedes seiner Worte untermauert er mit einem schmerzhaften Stoß seiner Waffe in meinen Bauch. Ob ich will oder nicht, ich muss zurückweichen, Schritt für Schritt. Dann stolpere ich über ein paar Rohre in meinem Rücken und falle hin. Der Dicke holt aus und will mir ins Gesicht schlagen. Da fängt jemand von hinten seine Hand ab.

„Stopp. Lass sie in Ruhe“, fährt der mit den Locken dazwischen. „Tot nützt sie uns nichts und zusammengeschlagen nur wenig. Ich will mein Geld. Also beherrsche dich!“

Einen Augenblick lang scheint es so, als wollte der Dicke den Lockigen einfach über den Haufen schießen. Aber dann atmet er nur heftig aus. „Bin froh, wenn wir Schneewittchen endlich los sind!“, schnaubt er und schiebt mich geradezu mit der Waffe vor sich her zurück in mein Gefängnis, nachdem ich wieder auf die Füße gekrabbelt bin. Das Jammern und Schreien des Langen wird lauter, je näher wir dem Raum kommen.

Mir läuft eine Gänsehaut den Rücken hinunter. Offenbar habe ich ihm beide Trommelfelle gesprengt. Der wird mir in der nächsten Zeit nicht mehr gefährlich, aber mir graut vor mir selber.

Der Dicke stößt mich mit einem Ruck in die Zelle. Dann langt er an seinen Gürtel und löst davon ein paar Handschellen. „Schließ der Hexe die Hände auf den Rücken“, weist er den Lockigen an.

Den Langen reißt er mit seiner freien Hand hoch und stößt ihn aus dem Raum.

Das Letzte, was ich höre, bevor die schwere Tür wieder ins Schloss fällt, ist, wie er zu dem Lockenkopf sagt: „Lass dir das eine Lehre sein! Wenn du Spaß suchst, dann nicht bei der Arbeit oder du endest wie er.“



Kapitel 52: Samstag, 24.6. - 4 Uhr 02

Die wollen mich am Ende doch ersticken lassen. Die Luft hier drinnen ist furchtbar stickig und es lässt sich einfach niemand blicken. Vor Stunden habe ich das Ventil der Sauerstoffflasche geöffnet, weil ich dachte, ich könnte die Atemnot nicht länger ertragen. Aber das letzte Bisschen Gas ist längst aus dem Zylinder entwichen. Daraufhin habe ich meine provisorische Matratze direkt neben die Tür gelegt - wenn etwas Frischluft hier in den Raum einsickert, dann im Bereich der Tür. Zu spüren ist allerdings nichts davon. Im Liegen brauche ich am wenigsten Energie. Über den Hunger bin ich anscheinend einfach hinweg.

Meine kleine Wasserstelle habe ich ebenfalls vor Stunden geöffnet. Was soll denn den Dicken noch wütender machen, als mein Ausbruchsversuch? Ich hatte solchen Durst! Verschließen konnte ich das Loch natürlich nicht mehr wegen der Handschellen. Leider bildet mittlerweile das Wasser, das daraus tröpfelt, einen dünnen Film auf dem Boden in meiner Zelle. Es ist überall rutschig und ich habe zu spät mein Polster aus der Kiste vor dem Wasser gerettet. Mit den Handschellen, die meine Hände auf dem Rücken fesseln, bin ich furchtbar ungeschickt!

Hätte ich doch den Langen, als er vollkommen hilflos war, eingeschlossen! Wie dumm von mir, einfach wegzulaufen wie ein kleines Kind. Ich hadere nicht nur in diesem Punkt mit mir. Wäre ich doch nur ins Wasser gesprungen, solange ich die Gelegenheit dazu besaß! Alles scheint mir mittlerweile besser, als hier in der immer dünner werdenden Luft zu sitzen und zu fühlen, wie die Gedanken zu einem zähen Gemenge gerinnen. Warum hat mir bloß der Mut zum Springen gefehlt?

'Bleib realistisch!', rufe ich mich innerlich zur Ordnung. 'Du weißt genau, wie gefährlich der Fluss ist. Es ertrinken nicht umsonst jedes Jahr im Rhein so viele Menschen. Wasser fließt reichlich drin zurzeit. Nicht mal ein Sprung mit Rettungsring hätte dir etwas genützt - so wie der Lockenkopf quer über das ganze Schiff gut platzierte

Warnschüsse abgegeben hat, wärst du abgeknallt worden bei dem Versuch, mit einem Rettungsring zu türmen. Und ohne Schwimmhilfe wärst du jetzt wahrscheinlich Fischfutter.'

Den gesamten letzten Tag hat der Dieselmotor geruht. Auch meine Raum-Zeit-Koordinaten melden, dass wir uns nicht mehr bewegt haben.

Worauf warten die? Was genau haben die mit mir vor? Es zermürbt mich vollkommen, dass nichts geschieht. Diese ständig unerfüllte Hoffnung, irgendwann wieder frei atmen zu können, raubt mir jede Zuversicht.

Die Tür öffnet sich total unerwartet. Der Dicke füllt den Türrahmen, der Lockige steht hinter ihm. Beide halten dieses Mal Waffen in der Hand. Klar, nachdem ich den Langen erfolgreich angegriffen habe, sind die natürlich noch vorsichtiger geworden.

„Na, du Miststück? In ein paar Stunden sind wir dich los“, freut sich der Dicke. „Unsere Geschäftspartner haben sich zur Übergabe angemeldet. Aber so, wie du aussiehst, drückt das wahrscheinlich den Preis. Also komm und mach wieder einen Menschen aus dir. Du gehst so dicht vor mir, dass du mich in deinem Rücken fühlen kannst. Wenn der Abstand größer wird, schieße ich dich über den Haufen.“

Ich stehe ungeschickt auf und taumele vorwärts. Auf Deck des Tankers ist es dieses Mal finster – aber am Ufer gibt es reichlich Licht, das in einiger Entfernung Lade- oder Löscharbeiten beleuchtet.

„Und keinen Ton!“, warnt mich der Dicke noch, als wir losgehen.

Es tut so unsäglich gut, frische Luft zu atmen! Mein Kopf klärt sich zum Glück mit jedem Schritt. Ich muss allerdings wirklich langsam gehen, denn die zittrige Schwäche in mir erlaubt nicht mehr. Über Bord springen in diesem Zustand und mit Handschellen? Kann ich vergessen! Die Mündung der Waffe in meinem Rücken drückt schmerzhaft gegen meine Rippen. Die Schritte des Lockenkopfes hören sich so an, als ginge er ebenso dicht hinter seinem Boss, wie ich vor ihm hergehe.

So aufmerksam wie möglich schaue ich mich um, als die halbe Strecke zwischen meinem Gefängnis und den Aufbauten am Schiffsheck hinter mir liegt und die gute Sauerstoffversorgung dafür gesorgt hat, dass ich wieder einigermaßen denken kann. Der Tanker ankert tatsächlich noch an derselben Stelle wie bei meinem Fluchtversuch. Und auch jetzt sind bedauerlicherweise keine direkten Nachbarn an der Anlegestelle zu sehen. Am Ufer herrscht in zweihundert, dreihundert Metern Entfernung wieder ein reges Treiben; es scheint, als schliefe dieser Hafen nie, nicht einmal so früh an einem Samstagmorgen. Laster fahren hin und her, Gabelstapler sind unterwegs. Sogar Menschen auf Fahrrädern sehe ich. Alle wirken schwer beschäftigt und können wahrscheinlich nicht aus dem grellen Licht der Lampen am Ufer bis hierher ins Dunkle sehen - ich falle also leider überhaupt nicht auf in meinem merkwürdigen Poncho.

„Achte gefälligst darauf, wohin du trittst!“, ermahnt mich der Dicke barsch, als ich beinahe über ein Rohr stolpere und ganz kurz den Kontakt zu seiner Waffe verliere.

Ich versuche verzweifelt, eine Chance für mich zu entdecken, irgendeine Möglichkeit, etwas zu unternehmen. Als ich vor den Amerikanern geflüchtet war, hatte ich es auch mit zwei Gegnern gleichzeitig aufgenommen - aber heute liegt der Fall ganz anders als damals. Vor einem Jahr konnte ich mir sehr sicher sein, dass man mich lediglich wieder einsperrt für den Fall, dass ich die Auseinandersetzung nicht gewinnen sollte. Aber wenn ich jetzt einen Fehler mache, bin ich tot. Das Risiko ist unvergleichlich größer. Die Typen hinter mir schießen. Damals war ich schrecklich nervös, jetzt schnürt mir Angst förmlich die Kehle zu.

Als wir den Aufbau am Ende des Schiffes erreichen, laufen wir auf eine Tür zu.

„Aufmachen, reingehen, gleich links ist das Bad“, kommandiert der Dicke.

Ich muss wider Willen lächeln - die erste Tür links, da befand sich auch das Bad, als die Amerikaner mich entführt hatten. Was für eine idiotische Koinzidenz!

„Geh rein. Wasch dich, bring deine Haare in Ordnung und zieh die Kleidung an, die dort bereitliegt. Und es ist mir ein Vergnügen, dich abzuknallen, wenn du irgendwelche Zicken veranstaltest! Ich gebe dir fünf Minuten.“

Der Dicke klingt nach wie vor sehr überzeugend. Dann löst er geschickt meine Handschellen und schubst mich in den kleinen Raum.

Ich sehe mich um, so schnell und gründlich ich kann. Es handelt sich tatsächlich um ein kleines Badezimmer. Der Dreck der letzten Tage brennt förmlich auf meiner Haut. Duschen wird jetzt herrlich sein. Ich stelle mich unter die Dusche, ziehe sorgsam den Vorhang vor, streife den mittlerweile miefigen Poncho ab und werfe ihn auf den Boden vor die Duschtasse. Dann drehe ich das Wasser auf, das sogar warm ist, und seife mich von Kopf bis Fuß ein. Dabei schaue ich mich weiter um. Hier befindet sich abgesehen von der Seife und einer kleinen Flasche mit Shampoo nichts, aber auch gar nichts, was ich als Waffe einsetzen könnte oder was als Deckung dienlich wäre. Das Bullauge in Kopfhöhe ist fest verschlossen und sowieso viel zu klein, um als Schlupfloch zu dienen.

Ich bin heilfroh, dass ich mich endlich waschen kann! Der Dreck erniedrigt einen und ist nicht gut für das Selbstbewusstsein. Wahrscheinlich handelt es sich um ein ganz simples Verfahren, einen Gefangenen gefügiger zu machen, indem man ihm keine Möglichkeit gibt, sich zu waschen. Das bricht den Kampfgeist. Ich will mich aber nicht brechen lassen. Von solchen Typen doch nicht! Ich will das hier überstehen. Ich will leben und Tom finden.

Ein einigermaßen großes, sauberes Handtuch hängt gleich neben der Dusche. Ich ziehe es hinter den Vorhang und trockne mich ab.

„Mach voran!“, bellt der Dicke von draußen.

„Es sind erst zweieinhalb Minuten um“, verteidige ich mich.

Der Duschvorhang fliegt zur Seite. „Deine Zeit ist um, wenn ich das so will!“, schreit mich der Dickwanst an.

Bevor ich mich von dem Schrecken soweit erholt habe, dass ich mich wehren kann, verlässt er das Bad auch schon wieder. Warum braucht dieser Mann so sehr das Gefühl, die absolute Macht in seinen schmierigen Händen zu halten? Alles in mir sträubt sich dagegen, ihm nachzugeben, irgendwie auf ihn einzugehen. Am liebsten würde ich total bocken und keinen seiner Befehle mehr befolgen. Was er dann wohltäte? Ob er mich wirklich erschießen und damit auf sein Geld verzichten würde? Der Lockenkopf hat mich schon einmal in Schutz genommen, um seine finanziellen Interessen zu wahren – würde er es wieder tun? Könnte er mich überhaupt vor diesem Wahnsinnigen schützen? Solchen Typen wie dem Fettsack darf man aus Gründen der Selbstachtung eigentlich keinen Schritt entgegenkommen. Aber ich traue mich einfach nicht mehr, Widerstand zu leisten. Und meine Angst finde ich schäbig. Ich finde *mich* schäbig.

Die versprochene Kleidung besteht aus einer Jeans. Außerdem liegt da ein Sweatshirt in XXL bereit, dessen breiter Ausschnitt mir immer wieder so verrutscht, dass eine meiner Schultern im Freien hängt. Auch wenn Unterwäsche und Schuhe fehlen, scheint das Zeug doch wenigstens sauber zu sein. Ich benutze die Dusche vorsichtshalber als Umkleidekabine. Wer weiß, wer als nächster hier hereingestürmt kommt?

Als ich schließlich vor das Waschbecken trete, bin ich erschrocken, wie ich aussehe, als ich mein Spiegelbild betrachte. Die unfreiwillige Diät sieht man mir an, meine Angst erst recht. Ich schäme mich auch dafür, nicht entschlossener zu sein, nicht wenigstens mutig auszusehen. Auf der Ablage unter dem Spiegel liegt nur ein Kamm, leider keine Bürste, aber immerhin kann ich damit ein bisschen Ordnung in meine zerzausten Haare bringen.

Während ich mich kämme, öffnet sich die Badezimmertür erneut. Der Lockenkopf schaut herein und knurrt: „Bist du endlich fertig? In einer

Stunde sollten wir am Treffpunkt sein. Wenn wir das rechtzeitig schaffen wollen, müssen wir jetzt hier los.“

Er legt mir wieder die Handschellen an; diesmal fesselt er zum Glück die Hände vor meinem Körper, sodass ich mich nicht so ungeschickt und unsicher bewegen muss wie zuvor. Der Dicke hält mich dabei die ganze Zeit mit der Pistole in Schach. Danach nehmen mich beide Männer förmlich in die Zange. Den Dicken hinter mir, den Lockigen vor mir, muss ich mich zähneknirschend fügen und mit der Pistolenmündung zwischen den Rippen brav hinterher trotten. Wo mag der Lange abgeblieben sein?

Die Tür, durch die wir vorhin den Wohnbereich des Schiffes betreten haben, liegt vor uns, der Lockenkopf stößt sie auf und tritt nach draußen. Der Dicke und ich folgen ihm dichtauf. Was dann passiert, verstehe ich zunächst nicht wirklich: Der Lockige stolpert, er stößt einen merkwürdigen Laut aus, der wie ein völlig unmotivierter tiefer Seufzer klingt und sackt plötzlich in sich zusammen.

Sofort reißt der Dicke mich heftig mit seinem linken Arm zurück. Ich bin viel zu verblüfft, um mich zu wehren. Er zieht mich am Sweatshirt nach hinten, weiter zurück durch die Tür und dann in den kleinen Flur dahinter.

Hinter uns kracht und klirrt es plötzlich laut. Ich höre schwere Schritte in nur wenigen Riesensätzen näherkommen. Dann schreit eine Stimme, die mir vage bekannt vorkommt: „Waffe runter! Lass das Mädchen sofort los!“

Die Tür vor mir wird beinahe gleichzeitig aufgerissen und zwei pechschwarz gekleidete Gestalten mit Skimasken und Pistolen im Anschlag springen in den Flur. An ihnen vorbei kann ich sehen, dass der Lockenkopf draußen am Boden liegt, genau dort, wo er so kurz zuvor gestolpert ist. Rechts von ihm breitet sich auf dem grünen Anstrich erstaunlich schnell ein dunkler Fleck neben seinem Rumpf aus.

Blut?

Eine blitzende Klinge an seiner Kehle sorgt dafür, dass er vollkommen ruhig liegt. Durch den schmalen Ausschnitt der Tür kann ich nicht sehen, wer das Messer hält.

„Lass das Mädchen los, Drecksau!“

Das ist Jeffs Stimme! Und er klingt stinkwütend.

Meine Schutzengel sind da. Endlich!

Mir werden die Knie weich vor lauter Erleichterung, aber ich straffe sie sofort wieder, zum einen, weil ich es mir jetzt absolut nicht leisten kann, hier einfach abzuschalten, zum anderen, weil die Pistolenmündung in meinem Rücken das schmerzhaft von mir verlangt.

Offenbar ist der Dicke mit mir zusammen eingekreist - vor ihm mindestens drei Bewaffnete, hinter ihm auch welche, die wahrscheinlich durch ein Fenster des Wohnbereichs eingebrochen sind. Der Dicke hat keine Chance zu entkommen.

Aber er hat mich.

Eiskalt erwidert er: „Nehmt die Waffen runter, wenn euch was an der Kleinen liegt. Ich habe meine Pistole direkt an ihren Nieren. Mein Abzug geht leicht und mein Finger ist schon krumm. Das gibt eine mordsmäßige Sauerei, wenn ich abdrücke. Und jetzt räumt ihr sofort den verdammten Flur und gebt mir und eurer lieben Sara freien Abzug.“

Was nun?

Die beiden Männer vor uns sehen einander ganz kurz an, dann weichen sie lautlos zurück und verschwinden rechts und links nach draußen aus meinem Blickfeld. Der Lockige kriecht wimmernd ebenfalls außer Sicht, denn das Messer an seinem Hals scheint den notwendigen Druck dafür auszuüben.

Hinter uns klingen die Geräusche ebenfalls nach Rückzug.

Das kann doch nicht wahr sein! Ich schwanke, werde richtig wacklig auf den Beinen bei dem Gedanken, dass es eben doch nicht vorbei ist,

dass ich mich immer noch nicht in Sicherheit befinde, dass ich gleich wieder ganz auf mich gestellt bin.

„Bitte, bitte lasst mich nicht allein!“, flehen meine Lippen stumm.

In diesem Augenblick kommt von hinten eine leise, zischende Stimme, die mich trifft wie ein Peitschenschlag: „Wenn du ihr etwas tust, wenn du ihr nur ein einziges Haar krümmst, wirst du dir wünschen, nie geboren worden zu sein!“

Tom!

Das ist Toms Stimme.

Kann das sein? Drehe ich völlig durch und höre Dinge, weil ich sie unbedingt hören will? Ich versuche, mich umzudrehen, muss sofort sehen, ob da wirklich Tom spricht.

Die Pistole in meinem Rücken bohrt sich noch tiefer in mein Fleisch, um mich daran zu hindern, mich einfach zu bewegen, wie ich das will; unwillkürlich stöhne ich auf.

„Wenn du ihr wehtust, werde ich dich langsam rösten, du verdammter Bastard!“ Tom brüllt jetzt. Er ist außer sich. Und völlig hilflos, solange die Pistole meine Nieren zum Ziel hat.

Aber er ist da. Er ist wirklich da!

Der Dicke dreht sich einmal kurz um und zieht mich wie einen Schutzschild in einem Halbkreis dabei mit. Beißend zynisch klingt seine Frage: „Na, wer ist hier so verdammt scharf auf die Zuckerschnecke? Wenn dir etwas an ihr liegt, verpiss dich!“

Jetzt endlich sehe ich Tom. Seine Augen flammen förmlich aus der Skimaske, hinter der sich sein Gesicht verbirgt. Ich erkenne ihn trotz der Maskierung sofort. Für einen Augenblick tauchen unsere Blicke ineinander.

Ich recke mich noch einmal. Der Dicke ist gefährlich. Sehr sogar. Ich weiß es. Also muss ich jetzt dafür sorgen, dass er weder für Tom noch

für die anderen zu einer Gefahr wird. Das heißt: Alle Kräfte noch einmal mobilisieren!

Der Fettwanst begeht gerade den fatalen Fehler, mich mit seinem linken Arm möglichst dicht an sich zu pressen, in der Annahme, dass er sicherer wäre, wenn wir nur ein einziges Ziel abgeben. Und mir wird plötzlich klar - endlich habe ich das, was ich die ganze Zeit haben wollte: nur einen einzigen Gegner und direkten Kontakt. Das sollte ich schaffen. Ich muss und ich will!

Ganz tief in mir entsteht ein Signal - stark, wütend, lähmend, lautlos. Es überträgt sich über meinen gesamten Rücken auf die Körperoberfläche des Dicken. Ich spüre, wie er zunächst alarmiert seine Muskeln anspannt. Er hat wohl den Hauch einer Idee, dass er soeben angegriffen wird, jedoch keinerlei Vorstellung davon, wie oder aus welcher Richtung diese Attacke erfolgt. Dann ist der Augenblick zu reagieren für ihn auch schon vorbei. Die Lähmung, die ich in ihm auslöse, greift blitzschnell um sich.

Ich habe die Wahl, nach rechts in Richtung der Pistole aus seinem Griff zu schlüpfen, aber dann muss mein Rücken in voller Breite an der Waffe vorbei. Also tauche ich seitlich nach unten links unter seinem Arm weg, als ich das Gefühl habe, ich kann es wagen, weil seine Muskeln keinen aktiven Druck mehr auf mich ausüben. Der Dicke stürzt hinter mir hilflos und steif wie ein Brett zu Boden, als ich mich von ihm wegbewege.

Ich fahre herum und beginne, barfuß wie ich bin, auf ihn einzutreten. Meine Angst, meine Wut, meine Scham, alles steckt in diesen Tritten, die mir die Zehen schmerzhaft verknicken und verbiegen.

Ein schwarzer Schatten fliegt auf mich zu, reißt mich in seine Arme. Und als meine ersten Tränen in Toms Pullover sickern, kippt der Fußboden zur Decke.



Kapitel 53: Samstag, 24.6. - 6 Uhr 18

Es ist wieder wahr: Ich befinde mich in Sicherheit. Ich falle nicht.

Die Arme, die mich halten, sind die richtigen. Sie gehören Tom.

Nur nicht wach werden! Es ist zu schön, so gehalten zu werden. Traumhaft schön.

Aber - ich kann ja gar nicht träumen.

Der Gedanke öffnet meine Augen: Ich befinde mich auf einem Sofa in einem grässlich eingerichteten, sehr kleinen Wohnzimmer mit einer zersplitterten Fensterscheibe. Ich liege mit dem Kopf auf Toms Schoß, er blickt direkt in meine Augen.

„Wir sollten jetzt mal langsam zusehen, dass wir ihre Handschellen loswerden“, schlägt eine mir fremde Stimme vor.

„Die Schlüssel hat die fette Drecksau bestimmt bei sich.“ Das ist unverkennbar Jeff. Er klingt immer noch furchtbar angespannt und wütend. Dann sehe ich, wie er von der Seite herbeikommt und sich bückt. Ich zucke spürbar zusammen - der Dicke liegt keine zwei Meter entfernt auf dem Fußboden, verschnürt wie ein Paket.

Tom beruhigt mich sehr sanft: „Ist ja gut, Sara. Der Kerl kann dir nichts mehr tun. Den schaffen wir gleich weg.“

Jeff reißt den Fettwanst heftig hoch und durchsucht seine Taschen. Das sieht beinahe so aus, als ginge er absichtlich grob vor. Jeff findet einen Schlüsselbund, lässt daraufhin den Mann geradezu achtlos fallen und sieht die Schlüssel genau durch. Einen davon scheint er für den Richtigen zu halten, denn er hält ihn kurz triumphierend hoch. Dann kommt er näher.

Als er bemerkt, dass ich ihn ansehe, fragt er unendlich erleichtert: „Sara, geht es dir gut? Wenn der Bastard dir etwas angetan hat, mache ich Hackfleisch aus ihm.“ Er löst behutsam meine Handschellen und hält meine Hände einen Augenblick in seinen. Scheinbar ist es ihm ganz gleichgültig, dass man mehr als deutlich sehen und hören kann, dass

wir einander kennen, gut kennen. Ich bin froh, dass ich jetzt nicht noch auf irgendwelche Versteckspielchen achten muss; dazu fühle ich mich viel zu erschöpft.

Rote Druckstellen verlaufen rund um meine Handgelenke. Ich will mir die schmerzenden Stellen reiben, nachdem Jeff mich wieder losgelassen hat, da kommt eine weitere Hand in mein Blickfeld geschossen und hält behutsam, aber gleichzeitig unerbittlich meine Arme ruhig: „Nicht bewegen Sara. Ich habe eine Infusion gelegt, die dich auf die Beine bringen soll.“

Frank.

Ich blinzle ein paar Schlieren vor meinen Augen weg, dann sehe ich an einem hellen Fleck auf der Wand, dass jemand ein Bild über dem Sofa abgehängt hat. An dem Haken baumelt jetzt ein Infusionsbeutel.

Gut.

Ich habe es geschafft. Es hat mich zwar eine Menge Kraft gekostet, den Dicken mit einem Schlag lahmzulegen, aber ich lebe noch und bin in Sicherheit. So sicher wie in Abrahams Schoß. Besser noch: in Toms Schoß. Ich seufze einmal wohlig und erleichtert auf.

Schließlich schaue ich steil nach oben: Über mir schwebt Toms Gesicht. Er hat die Skimaske abgezogen und sieht total verstrubbelt aus. Sein Gesicht wirkt unglaublich angespannt - und strahlt gleichzeitig vor Freude. Was für eine ungewöhnliche Mischung!

Meine Augen fallen in seine, in seine mehrfarbigen Pupillen. Dass man in solch einer Situation so wunschlos glücklich sein kann!

Ich lächle Tom an und hauche leise, weil es nur für ihn bestimmt ist: „Tom? Ich liebe dich.“ Dann schlafe ich ein, weil ich endlich, endlich meine Aufgabe erfüllt habe, ihm zu sagen, was ich ihm schon so lange hätte sagen müssen und nun aufhören darf, gegen meine totale Erschöpfung anzukämpfen.

„Den Verletzten verbinden wir neu. Die taube Nuss ist so durch den Wind, bei dem reichen Handschellen und ein Knebel. Der Dicke wird mit Klebeband gründlich fixiert. Achtet darauf, dass von uns und von Sara keinerlei Spuren an Bord zurückbleiben. Von der Kiste zieht ihr Proben und macht reichlich Fotos. Vielleicht können unsere Ermittler damit etwas anfangen. Mitnehmen können wir das sperrige Ding leider nicht. An den Schäden hier an Bord können wir nichts ändern. Da haben die Behörden etwas zu rätseln. Aber vielleicht werden diese Beschädigungen auch gar nicht gemeldet. Weiß die Hölle, wo die Besatzung von diesem Kahn steckt. Allein haben die drei Galgenvögel das Schiff jedenfalls nicht bis hierher gesteuert. Das zeigen unsere Satellitenaufnahmen. Die Crew muss gemerkt haben, dass sich eine Geisel an Bord befindet. Vielleicht verhalten sich die Leute ja auch völlig ruhig, egal was wir hier zerlegt haben. Das Blut sollten wir aber auf jeden Fall so gründlich wie möglich wegspülen. Blutflecke sorgen immer für Aufregung. Irgendwelche Reaktionen am Ufer?“

„Nein, Boss. Bei dem Lärm durch die Ladearbeiten hat keiner etwas von unserer Aktion hier mitbekommen. War ja auch noch ziemlich dämmrig, als das Spektakel losging“, antwortet die mir fremde Stimme.

Tom fährt fort: „Ansonsten gilt: nicht auffallen. Mit den beiden Rovern fahren wir ganz gesittet zurück nach Düsseldorf. Jeff, denk bloß weiterhin daran, dass es hier in Holland ein Tempolimit auf der Autobahn gibt. Die drei Galgenvögel bringen wir zunächst in unser Basisquartier. Ich werde dafür sorgen, dass ein Arzt sie in Empfang nimmt. Immerhin hat der eine ziemlich viel Blut verloren. Die Typen packen wir in den Wagen bei Rob und Jeff. Wenn wir die deutsch-holländische Grenze passieren, dürfte nichts schief laufen, denn da finden keine regelmäßigen Kontrollen mehr statt. Diese Gangster, vor allem der Dicke, müssen unbedingt verhört werden, damit wir erfahren, wer hinter der ganzen Geschichte steckt. Frank, Joe und ich fahren in dem anderen Wagen. Unser Ziel ist vorläufig die Dahlienstraße. Wir stoßen dann später wieder zu euch.“

Das ist Toms Stimme. So klingt er, wenn er eine Operation plant: ganz konzentriert und emotionslos. Den Tonfall kenne ich schon. So hörte

er sich auch damals an, als wir meinen Fluchtplan durchgesprochen haben. Offenbar ist er wieder der Chef des Unternehmens.

Jeff fragt scheinheilig: „Boss, du hast vergessen zu bestimmen, mit wem Sara fährt.“

Tom erwidert sehr ärgerlich: „Das ist doch klar – mit mir. Und Frank macht die Krankenschwester.“

„Natürlich. Es ist wegen der Krankenschwester. Dass ich da nicht von allein drauf gekommen bin ...“

Das ist Nick! Mehrere Männerstimmen lachen gutmütig. Es ist ein Lachen, das die Anspannung wegzunehmen versucht, ein Lachen, das einander bestätigt: 'Wir haben unser Ziel erreicht. Alles ist gut. Und die kritische Phase ist vorbei.'

Ich schlage die Augen auf. Ich liege unter einer Decke immer noch auf dem Sofa. Die Infusion ist verschwunden. Die Männer sitzen dicht neben mir in der kleinen Kajüte rund um einen Esstisch. Es sind fünf: Tom, Nick und Jeff, Frank sowie ein ziemlich junger Mann, nicht viel älter als ich, den ich bisher nicht kenne.

Auf meinem Schlafradar hatte ich nicht einen von ihnen – entweder war ich also noch einmal bewusstlos oder Toms Gegenwart überstrahlt die der anderen Personen, sodass die wie unter einer Tarnkappe verschwinden.

Tom hat nicht mit den anderen gelacht. Er steht auf und kommt zum Sofa herüber.

Mit einer ganz weichen Stimme begrüßt er mich: „Hallo, Sara. Du bist ja wach.“

Frank rempelt seinen Nebenmann an: „Los, wir gehen alle eine rauchen.“

Der junge Mann, den ich nicht kenne, protestiert: „Spinnst du? Wirst du langsam senil? Ich rauche nicht!“

„Du bist so was von unsensibel!“, mault Frank, aber tief in seinem Inneren lacht er amüsiert. Dann steht er auf, geht Richtung Tür und meint im Vorbeigehen zu Tom und mir: „Ihr habt fünf Minuten für euch, dann sollten wir dringend hier verschwinden. Wir putzen inzwischen das Deck.“

„Hauptsache, du bist sensibel, Frank. Hallo! Schön dich zu sehen“, begrüße ich ihn. „Hallo Jeff. Jeff, wer ist bei Maschas Laden während der Schießerei getroffen worden? Ich habe dort deine Stimme gehört, aber auch einen Schmerzensschrei.“

„Oh, das war eigentlich Franks Partner. Aber dem dürfte es schon wieder besser gehen. Der bekam einen Treffer in die Schulter. Fies schmerzhaft. Wir waren das erste Mal zusammen auf Tour. Ist ja dann auch nicht besonders gut gelaufen, oder? Kannst du mir jemals verzeihen, dass du das hier durchstehen musstest, weil wir dich im ersten Anlauf nicht raushauen konnten?“

Frank zieht an Jeffs Ärmel. „Später!“, stoppt er ihn energisch. „Lass die beiden doch jetzt erst mal in Ruhe.“

Nick grüße ich nur mit einem herzlichen Hallo. Dann sitzen Tom und ich allein in dem hässlichen Raum.

Ich bin so glücklich darüber – und weiß doch überhaupt nicht, was ich mit der Situation anfangen soll! Tom scheint es nicht anders zu gehen.

Er flüchtet sich zunächst in einen dienstlichen Ton: „Was war das denn gerade? Das hat sich ja angehört wie ein Klassentreffen, aber nicht wie ein Geheimdienst! Kennst du die etwa alle?“

„Dass ich Frank kenne, weißt du. Die gefärbten Haare bieten ja nun wirklich keine besondere Tarnung. Jeff und Nick bin ich kürzlich begegnet. Den anderen kenne ich nicht.“

„Das wäre ja auch noch schöner. Joe war zuletzt mein Partner. Und Nick heißt eigentlich Robert. Wir nennen ihn allerdings Rob“, knurrt Tom.

„Tom, wieso bist du hier? Ich habe mir so sehr gewünscht, dass du kommst.“

„Frank hat mich einfliegen lassen. Der hat in den letzten Tagen in Düsseldorf allmählich das Gefühl bekommen, dass du kurz vor dem Durchdrehen stehst. Du hast dich immer merkwürdiger verhalten, nächtelang am Schreibtisch gesessen, ganz seltsame Ausflüge zu unmöglichen Zeiten unternommen. Da ließ er mich verständigen. Oder besser gesagt, er hat es ganz geschickt angestellt und mich als *Sachverständigen* für die Zielperson offiziell angefordert. Ich habe auch gleich Order bekommen, nach Düsseldorf zu reisen. Und noch während ich mich auf dem Weg befand, hat sich der Überfall auf dich in dieser Schneiderei ereignet. Sara, wolltest du wirklich von einer Rheinbrücke springen?“

„Herrje! Hat Frank das etwa mit angesehen?“

„Ja, der arme Kerl war Zeuge, wie eine Zivilstreife auf dich bei deiner Nummer mit dem Brückengeländer aufmerksam geworden ist. Die Deutschen standen plötzlich zwischen dir und Frank. Frank ist um Jahre gealtert, weil er befürchtet hat, dass die deutschen Beamten die Sache verbocken und dass du wirklich in den Fluss stürzt. Er konnte nichts machen – mit der Polizei vermeiden wir jeden Kontakt. Du weißt ja, es gibt uns eigentlich gar nicht. Was hast du dir nur dabei gedacht, auf einem Brückengeländer bei Vollmond spazieren zu gehen?“

„Ich wollte ... Es war, weil ... Ich hatte wirklich nicht die Absicht, da runter zu springen! Ich wollte Kontakt zu meinen Bewachern, also zu euch aufnehmen. Da habe ich eben verschiedene Dinge ausprobiert, um deinen Verein zu zwingen, für meine Sicherheit zu sorgen und so aus der Deckung zu kommen. Ich wollte meine Bodyguards provozieren, sich zu zeigen. Mir ist einfach kein anderer Weg eingefallen, mit euch Kontakt aufzunehmen.“

„Oh mein Gott! Deshalb bist du also mitten in der Nacht allein durch irgendwelche finsternen Parkanlagen geradelt? Ich habe die Berichte gelesen und mir haben sich die Haare gestäubt! Warum bist du solche Risiken eingegangen?“

Über die Antwort muss ich nicht nachdenken. Die kommt sofort: „Weil du es wert bist.“

„Bitte?“ Toms Gesicht ist ein einziges Fragezeichen.

„Ich wollte Kontakt zu meinen Bodyguards, um zu jemandem vorzustößen, der mir vielleicht sagen kann, wo ich dich finde. Ich habe furchtbar lang gebraucht, um zu begreifen, dass ..., dass ich dich liebe. Weißt du, dass ich dich liebe, Tom?“

Tom schluckt. Es wirkt mühsam. Dann erwidert er leise: „Wir haben dein Appartement auf den Kopf gestellt, nachdem das Signal von deinem Peilsender verschwunden war, weil wir uns aus deiner Wohnung Hinweise darauf erhofften, wo du geblieben sein könntest. In deinem Papierkorb fanden wir dabei einhundertzwölf zerknüllte Seiten Papier. Ich habe sie alle gelesen. Auf fast jeder stand, dass du mich liebst.“



Kapitel 54: Samstag, 24.6. - 9 Uhr 21

Erst als die Männer für mein Empfinden viel zu früh wieder in den Raum treten, löst Tom widerstrebend seine Hände von mir. Er hatte sie um meinen Kopf gelegt, beide Daumen auf meinen Wangen, meinen Hinterkopf in seine Finger geschmiegt. Und wir haben einander nur angesehen.

Ich kann überhaupt nichts mehr sagen.

Er hat also all das gelesen, was ich mir in mühsamer Arbeit abgerungen habe, was oft, da ich im Moment des Niederschreibens schon wusste, dass ich diesen Brief niemals abschicken würde, eine Dimension besaß, die ich nie hätte aussprechen können.

Ich habe Tom in diesen papierkorbgeweihten Briefen auf den tiefsten Grund meiner Seele schauen lassen. Und das fühlt sich jetzt sehr ungewohnt, aber auch erstaunlich gut an. Bisher war mein Leben immer davon geprägt, dass ich mich verstecken, mein wahres Ich sorgsam verborgen halten musste, um mein Geheimnis mit Ur nicht zu offenbaren, keine Angriffsflächen zu bieten, um nicht wieder von anderen verletzt oder gefährdet werden zu können.

Jetzt bin ich aus dem Schatten all dieser Verstecke herausgetreten, um mich diesem Mann zu zeigen, dem ich so sehr vertraue.

Ein gurgelndes Knurren meines Magens zerstört gnadenlos den Zauber des Augenblicks.

„Hast du Hunger?“, erkundigt sich Tom sofort besorgt.

„Und wie. Ich habe seit Mittwoch nur eine Flasche Cola zu mir genommen, weil die mich auf Diät gesetzt hatten. Die wollten unbedingt wissen, wer versucht hat, mich bei Mascha zu retten. Und sie wollten mich zwingen, das auszuplaudern, indem ich nichts zu essen und zu trinken bekam. Aber ich habe dichtgehalten“, erkläre ich nicht ohne Stolz.

Sofort verfinstert sich Toms Mine, als er erfährt, wie die Kerle mich behandelt haben.

„Boss? Das Boot wartet. Wir sollten jetzt losfahren“, unterbricht Nick alias Rob kurz darauf in seiner ruhigen Art. „Wie verladen wir unsere unfreiwilligen Gäste?“

Tom lächelt grimmig und deutet auf den Boden des kleinen Wohnzimmers: „Wickelt sie in die verdammten Teppiche hier, dann sieht sie niemand beim Verladen. Und seht zu, dass ihr sie dabei vor jede Kante knallt, die ihr finden könnt. Die Schweine haben Sara nichts zu essen gegeben.“

Tom steht auf und verlässt kurz den Raum. Ich höre es ein paarmal nebenan klirren und scheppern – dann kommt er wieder und hält eine Auswahl an Lebensmitteln sowie eine Flasche Mineralwasser in den Händen.

„Schau mal, Sara: Ich habe den Kühlschrank geplündert. Viel war leider nicht drin. Such dir bitte etwas aus. Wenn wir unsere Autos erreichen, werden wir gleich dafür sorgen, dass du etwas Anständiges zu essen bekommst.“

Die anderen Männer nehmen ein paar Teppiche an sich; in einem Raum in der Nähe wird kurz darauf gestöhnt und gejammert – offenbar sind meine Kidnapper, die man in der Zwischenzeit dorthin geschafft hat, nicht wirklich leidensfähig.

„Was ist mit dem Lockigen? Habt ihr den verletzt?“, erkundige ich mich mit vollem Mund und schlinge wahllos ein paar Scheiben Wurst hinunter.

„Ja, da hat Joe mit seinem Messer ein ziemlich großes Loch reingestochen. Ist noch ein bisschen voreilig, mein Partner. Wenn Joe nur ein, zwei Sekunden länger gewartet hätte, wäre der Dicke weiter aus dem Türbereich heraus gewesen und Jeff hätte ihn ausschalten können. Zum Glück hast du das ja geschafft. Ohne deine besonderen Fähigkeiten hätte der Fettwanst allerdings einfach mit dir davonspazieren können. Ich werde verrückt, wenn ich nur daran denke! Der Lockenkopf hat eine Fleischwunde, die ihn ziemlich außer Gefecht setzen wird, aber nichts wirklich Ernstes, soweit ich das beurteilen kann. Schwester Frank wird die drei Figuren schlafenlegen, sobald wir unsere Fahrzeuge erreichen. Sara, kannst du uns irgendetwas über diese Männer mitteilen, was wir wissen sollten?“

„Nur, dass sie am letzten Samstag bei Rückenwind aufgetaucht sind, dass mich einer von denen dort betatscht hat und dass sie mir dann bei Mascha aufgelauert haben. Ich weiß allerdings inzwischen, dass diese Typen im Auftrag und nicht aus eigenem Antrieb handelten. Ich sollte nämlich heute anderen Leuten, wahrscheinlich den Auftraggebern, übergeben werden. Wer das sein könnte, darauf konnte ich allerdings keine Hinweise aufschnappen. Und die Übergabe sollte nicht hier stattfinden, sondern an einem Ort, den die Kerle innerhalb etwa einer Stunde mit mir erreichen wollten. Ich weiß allerdings nicht, auf welchem Weg, also ob zu Fuß oder per Hubschrauber. Man wollte jedenfalls mehr für mich zahlen, als mein Gewicht in Kaviar wert ist. Der Dicke ist übrigens der Kopf der Truppe.“

Nick (Nein, verflixt: Rob! Er heißt Rob! Ich sollte mich daran gewöhnen.), der gerade mit einem langen dünnen Seil in der Hand vorbeigeht, grinst: „Du kannst bei uns einsteigen, Sara. Das ist doch mal eine präzise Aussage.“

Tom schaut auf seine Uhr.

„Abrücken!“, befiehlt er dann kurz und knapp. „Wir überwachen das Boot nicht weiter. Wenn hier die Übergabe nicht stattfinden sollte, gibt es keinen Grund, länger zu bleiben als unbedingt nötig. Ich will unbedingt vermeiden, dass die niederländischen Behörden auf Sara oder auf uns aufmerksam werden. Also nichts wie weg. Die Bootscrew nehmen wir uns gegebenenfalls später vor. Dafür können wir auch ein anderes Team einsetzen.“

Ich bin gespannt, wie wir alle einigermaßen dezent hier verschwinden wollen. Immerhin führen wir drei längliche Pakete in Teppiche eingewickelt mit uns, die aussehen wie aus einem Mafiafilm, und stellen eine ganz ansehnliche Gruppe von sechs Personen dar. Mit ein bisschen Mühe komme ich auf die Füße, Tom zieht mich vorsichtig hoch.

„Du trägst ja gar keine Schuhe!“, wundert er sich, als dabei eine Decke von meinen Füßen rutscht.

„Die haben mir bei Mascha nur meinen Slip gelassen. Oh, ich bin wirklich froh, dass die mir überhaupt heute etwas zum Anziehen gegeben haben.“

Tom, starrt nach meiner Erklärung ein, zwei Sekunden blicklos auf den Boden, dann fährt er herum, tritt mit voller Wucht gegen die dickste der Teppichrollen, die im Flur liegt und brüllt: „Ich bring´ den Kerl um!“

Rob zieht ihn dort weg, bevor er noch einmal zutreten kann. Wenn es nicht Tom wäre, der da schreit, hätte ich vor so einer geballten Wut in der Stimme einfach nur Angst.

Frank erkundigt sich, ob ich mir etwas aus den Kleiderschränken zum Anziehen heraussuchen will, die es in einem der anderen Räume an Bord gibt, aber ich lehne ab: „Ich weiß, es klingt einigermaßen zickig, aber ich will einfach nichts von hier anziehen, nichts, was mit diesem verdammten Schiff und den Leuten darauf zu tun hat.“

Daraufhin schlüpft Frank wortlos aus seinen Schuhen, dann aus den Socken und reicht sie mir mit einem schrägen Grinsen.

„Tut mir leid, dass ich keine Frischen dabei habe. Ersatzsocken standen nicht auf meiner Packliste für diesen Einsatz. Aber so hast du wenigstens keine kalten Füße. Mit meinen Schuhen kannst du wenig anfangen, ich habe Größe 46.“

Diese Fürsorge tut so gut, nachdem die drei Kidnapper mich wie den letzten Dreck behandelt haben, dass mir die Tränen in die Augen treten.

Wir verlassen die Kajüte. Rob und Jeff tragen je eine der Teppichrollen über der Schulter, für den Dicken müssen Frank und Joe gemeinsam zugreifen. Tom führt mich behutsam am Arm, obwohl ich wieder einigermaßen sicher auf meinen Füßen stehe. Die ganze Karawane begibt sich vollkommen gelassen auf der dem Land abgewandten Seite an Deck. Mittlerweile ist es hell geworden. Die gefüllten Teppiche werden abgelegt, als wir am Bug des Tankers ankommen. Jeff greift sich ein Seil, das an der Reling hängt und springt über Bord. Erschrocken

schaue ich hinterher - er gleitet an dem Seil in ein großes Schlauchboot, das längsseits des Tankschiffes festgemacht hat. Joe folgt ihm geschickt wie eine Katze.

„Ich dachte, ihr wollt nicht, dass euch jemand sieht. Aber hier habt ihr doch keine Deckung“, wundere ich mich.

„Hier bekommen wir auch keine Deckung. Deshalb geben wir uns erst gar keine Mühe, uns zu verstecken. Wenn man sich nirgends verbergen kann, arbeitet man frech und dreist öffentlich. Reine Nervensache. Und schau mal - es guckt kein Schwein“, erklärt Tom.

Er hat recht: An Land interessiert sich scheinbar niemand für uns, weder auf unserer Seite vom Ufer, noch gegenüber. Die Arbeit dort läuft reibungslos weiter.

Die Teppichrollen werden mit zwei Karabinerhaken an ein weiteres Seil geklinkt, das vom Mast mit der Radaranlage vorn auf dem Deck des Tankers über die Reling in das Schlauchboot führt. Joe wirft unten den Motor an und lenkt das Boot so, dass sich dieses Seil zwischen Mast und Gummiboot langsam spannt. Oben wird, kurz bevor das Seil abwärts ganz straff ist, die Teppichrolle über die Reling gehoben und Fußende voraus ins Schlauchboot abgesenkt. Tom sieht immer noch so wütend aus, als hielte er das Sicherungsseil, das dabei verhindern soll, dass die Pakete zu schnell abwärts gleiten, für überflüssig.

Das Ganze wirkt unheimlich gekonnt. Die wissen genau, was sie tun. Gerade beginne ich mich zu fragen, wie ich heil in das Schlauchboot komme, da kommandiert Tom: „Spring auf meinen Rücken. Die Arme kannst du mir ruhig um den Hals legen. Ich bin so schnell unten, dass ich zwischendurch nicht atmen muss. Mit den Beinen klammerst du dich bitte um meine Hüften - muss sein, sonst hängst du zu tief.“

Zögernd folge ich seiner Aufforderung.

„Keine Angst. Ich lasse dich nicht fallen“, versichert er mir und drückt dabei so viel mehr aus als nur das, was in diesem Augenblick nötig wäre.

Ich vertraue ihm auch vollkommen. Das ist es nicht, was mich zögern lässt. Aber ich habe mich noch nie von mir aus an Tom geklammert. Es zu tun, macht mich einigermaßen verlegen.

Keine zwei Minuten später sitzen wir alle im Boot. Die Seile zu dem Chemikalientransporter sind so verknotet, dass sie durch Ziehen am jeweils richtigen Ende gelöst und eingeholt werden können. Die Teppichrollen liegen in der Bootsmitte. Joe führt das Schlauchboot in einem spitzen Winkel von dem großen Schiff weg und beschleunigt langsam.

Der Fahrtwind bläst mir ins Gesicht – endlich wieder frische Luft! Als ich unwillkürlich in der frischen Brise schaudere, rutscht Tom ganz nah an mich heran und schlingt seine Arme um mich. Er dreht sich so, dass sein Rücken dem Wind ausgesetzt ist und ich in seinem Windschatten sitze. Und er schmiegt sich wunderbar warm an mich.

Jeff grinst amüsiert zu uns herüber: „Hey, das war doch mal mein Job, oder?“

„Wieso? Wann?“, schnappt Tom und versucht vergeblich, seiner Stimme die Schärfe zu nehmen.

„Entspann dich endlich, Boss. Du hast sie ja wieder. Und Jeff will dich nur auf den Arm nehmen, merkst du das nicht?“, brummt Frank beruhigend.

Mir scheint, er ist wirklich sensibler geworden. Ich schließe die Augen und bin nur für den Augenblick und seine Empfindungen da.



Kapitel 55: Samstag, 24.6. - 9 Uhr 42

Das Schlauchboot zieht ruhig durch das ufernahe Wasser. Keiner der Männer trägt mehr eine der Sturmhauben. Jeff hat an alle Warnwesten verteilt - ich nehme an, dabei handelt es sich um den tolldreisten Versuch, von der schwarzen Kleidung abzulenken, die alle wegen ihrer nächtlichen Aktion tragen. Die grellen Farben sollen das Ganze wohl aussehen lassen, wie eine Übung vom Technischen Hilfswerk, der Wasserschutzpolizei oder wie auch immer ein ähnlicher Klub in den Niederlanden heißen mag. Niemand schenkt uns besondere Aufmerksamkeit. Der Motor des Schlauchbootes dröhnt reichlich laut, deshalb finden keine Gespräche an Bord statt. Nachdem das Adrenalin des Angriffs verpufft ist, wirken die Männer langsam müde. Wer weiß, wie lang sie schon nicht mehr schlafen konnten?

Ich sehe den Hafen allmählich kleiner werden. Joe manövriert das Schlauchboot schließlich in ein Gewirr von Kanälen. Er muss häufiger auf sein Navigationsgerät und auf eine Karte schauen. Schließlich steuert er in einem verlassenen wirkenden Industriegelände eine Slipanlage an. Kurz bevor es auf Grund laufen würde, springt Jeff ins Wasser und vertäut das Boot. Tom hebt mich ohne Umstände hoch und trägt mich an Land, damit ich nicht auch noch nass werde. Die Teppiche, aus denen kein Laut dringt, werden ebenfalls ans Ufer gebracht. Tom trägt mich zu einem von zwei Landrovern, die nahe der Slipanlage parken, schließt auf und setzt mich auf den Rücksitz. Aus einer Kiste wühlt er drei Müsliriegel und eine Flasche mit einem Energydrink.

„Hier, Sara. Das ist unser Spezialfutter bei Einsätzen. Da steckt so viel gutes Zeug drin, das würde beim Sport glatt als Doping eingestuft. Kann ich dich einen Augenblick allein lassen?“, meint Tom besorgt. Sein Unterton sagt mir, dass er das eigentlich überhaupt nicht will. Ich nicke, obwohl ich mich auch nicht aus seiner direkten Gegenwart lösen möchte und fange an, zu essen und zu trinken, während Tom Frank und Joe hilft, das Schlauchboot auf einen Anhänger zu verladen.

Draußen werden die Teppiche "ausgerollt". Jeff und Rob geben sich keine Mühe, behutsam dabei vorzugehen. Der Lange sabbert jetzt förmlich vor Angst. Der Lockenkopf hält krampfhaft seinen fest

bandagierten rechten Oberschenkel ruhig. Als der Dicke ausgewickelt daliegt und ich ihn sehe, spüre ich, wie tief die Angst sitzt, die ich vor ihm empfinde. Ich sollte besser sofort etwas dagegen tun, sonst verfolgt sie mich womöglich, wer weiß wie lange. Auf dem zweiten Müsliriegel kauend gehe ich auf Socken zu ihm hinüber.

Hasserfüllt sieht er mich aus schmalen Augen an.

„Jetzt kann ich deine Frage endlich beantworten, du dämlicher Mistkerl. Das sind die Clowns, die auf mich aufpassen. Sie sind wirklich lustig, nicht?“, plaudere ich leise und so locker ich nur kann. „Und weißt du, warum solche Männer dir immer überlegen sind, Fettsack? Man kann sich auf sie verlassen. Ich vertraue ihnen jederzeit mein Leben an. Dir vertraut nicht mal deine eigene Mutter, da bin ich mir sicher. Man muss schon sehr bösartig sein, um so zu werden wie du. Ich hoffe, die werden dir richtig den Arsch aufreißen, denn du hast mich wirklich nicht gut behandelt. So was rächt sich bisweilen im Leben. Daran hättest du vorher denken sollen.“

Der Dicke beißt sich auf die Lippen. Seine Bewegungsblockade hat sich mittlerweile wieder gelöst. Ich schalle ihn kurz. Das Ergebnis ist nicht gut.

Als Jeff bemerkt, dass ich den Kerl auf Ur anpeile, kommt er schnell näher und zieht mich weg. „Sara, bitte lass das. Du bist geschwächt genug. Den nehmen wir uns vor.“

„Na, dann müsst ihr euch aber ranhalten. Der trägt einen ziemlich fetten Tumor mit sich herum. Leber vermute ich. Und rundum ist reichlich viel gestreut. Lange macht der es nicht mehr.“

Ich gebe mir keine Mühe, leise zu sprechen. Der Dicke bekommt also mit, was ich über ihn sage, und wird kreidebleich. Bösartig zischt er in meine Richtung: „Woher weißt du das, du Hexe?“

Rob rammt ihm ein Knie in die Rippen und rät gefährlich ruhig: „Nenn sie nie wieder Hexe in meiner Gegenwart, denn für mich ist sie ganz etwas anderes.“

Die anderen Männer haben in der Zwischenzeit das Schlauchboot auf dem Anhänger gesichert. Joe rangiert einen der Rover nahe ans Wasser und mit vereinten Kräften wird der Hänger angekuppelt.

Dann veranstaltet die Gruppe eine Art Picknick; Tom verteilt von den Müsliriegeln und Energydrinks an alle. Er achtet darauf, dass jeder genug zu sich nimmt.

Dabei gibt er weitere Anweisungen: „Lasst die Kerle noch einmal pinkeln, bevor ihr sie verladet. Wenn sie sich danach in die Hosen machen, ihr Pech. Ihr nehmt den Anhänger, dann hält Jeff sich auf jeden Fall ans Tempolimit. Wo der Hänger samt dem Boot abgestellt werden muss, wisst ihr. Wenn ihr beides losseid, fahrt ihr direkt zur Basis. Sara muss dringend noch mehr essen und sie sollte wärmer angezogen sein. Wir biegen deshalb erst einmal zum Einkaufen und in ein Restaurant ab. Dann fahren wir zur Dahlienstraße. Nächster Kontakt 13 Uhr. Frank, kannst du den Figuren jetzt das Schlafmittel geben? Dann sind die in fünf Minuten geistig weggetreten.“

Frank nickt. Geschickt zieht er drei Spritzen auf und injiziert den Inhalt in die Venen meiner drei Entführer. Mein Mitleid hält sich in sehr engen Grenzen.

Ein paar Minuten später sitze ich in dem Rover ohne Hänger auf der Rückbank.

„Wieso fahrt ihr so bescheuerte Geländewagen mit einem Verdeck? Die Heizung ist lausig hier hinten“, beschwere ich mich, denn der Fahrtwind zieht durch die Ritzen in den Planen und der Tag ist relativ kühl für Ende Mai.

Tom, der mit mir hinten sitzt, rückt näher und legt seinen Arm wärmend um mich. Er ist da im Gegensatz zu mir vollkommen unbefangen. Gut. Ich ziehe sogar die Füße auf die Sitzbank hoch, um mich gegen die Kälte zu schützen.

„Wir fahren solche Wagen, weil man damit in Europa so ziemlich überall hinkommt. Stell dir vor, du hast es eilig, bist deinem Ziel auf zwei

Kilometer nahe und stellst dann fest, dass du für diese letzten beiden Kilometer unbedingt einen Allradantrieb brauchst. Das Risiko, irgendwo unvorhergesehenermaßen stecken zu bleiben, wollten wir bei diesem Trip nicht eingehen. Deshalb haben wir uns diese Geländewagen besorgt und nicht nur irgendein SUV, das eher dazu geeignet ist, ausschließlich auf dem Parkplatz eines Golfklubs bewegt zu werden“, erklärt er.

Joe steuert den Wagen, er hat ein Navigationssystem aktiviert und Frank neben ihm gibt hin und wieder Tipps, denn zusätzlich liest er eine Karte, die auf seinen Knien liegt.

„Wie habt ihr mich überhaupt gefunden, Tom?“

„Als die Überwachung für dich eingerichtet wurde, hat sie auch eine ordentliche Priorität bekommen. Du bist verwandt, Sara.“

Erst verstehe ich nicht. Aber dann habe ich einen Geistesblitz: „Entweder ihr habt mir damals, als es mir so lausig ging, einen Ortungschip implantiert, den ich nicht selbst schallen kann. Aber das ist ziemlich unwahrscheinlich. Oder ihr habt mich mithilfe meiner Uhr aufgespürt. Mein Slip kann ja wohl kaum einen Sender enthalten und der war, wie gesagt, das Einzige außer der Uhr, was mir die Schweine gelassen haben.“

„Ich glaube, ich bring sie doch noch um!“, knurrt Tom. „Haben sie dir wirklich nichts ..., na, du weißt schon - getan?“

„Der Lange wollte, und zwar von Anfang an. Der hat den Fehler begangen, mich einmal anzufassen, und dabei war ich in der Lage, ein paar Signale zu übertragen, die ihn nur noch mit der Hose denken ließen. Ich wollte ihn dazu bewegen, allein zu mir zu kommen, damit ich ihn dann angreifen und türmen kann. Sonst sind die Kerle immer zu zweit erschienen und der Dicke hat wirklich pausenlos sehr konzentriert mit seiner Waffe auf mich gezielt. Da konnte ich rein gar nichts machen. Aber als der Lange dann tatsächlich spät abends allein in meiner Zelle auftauchte, habe ich mich sozusagen selbst als Köder ausgelegt, er konnte erwartungsgemäß die Hände nicht bei sich behalten und nicht so, wie er das hätte tun sollen, auf sein Schieß Eisen aufpassen. Da habe ich meine Chance wahrgenommen und ihn angegriffen. Ich kam auch wirklich

aus dem blöden Loch, in das die mich eingeschlossen hatten, heraus. Aber leider bin ich dem Dicken dann genau vor die Flinte gelaufen.“

Frank kommentiert regelrecht respektvoll: „Sara, hat dir schon mal jemand gesagt, dass du ganz schön abgebrüht bist?“

„Nein.“ Ich bin mir wirklich nicht sicher, ob diese Einschätzung ein Kompliment darstellt.

Tom sagt gar nichts zu meinem Bericht, aber er knirscht leise mit den Zähnen.

„Da drüben liegt das Einkaufszentrum“, meldet sich schließlich Joe. „Da können wir Sara neu einkleiden.“

„Am besten geht Joe einkaufen, denn der zieht sich immer am besten von uns allen an, nicht wahr, Joe? Sara kann auf Socken schlecht selbst losziehen, das fällt auf. Was darf es denn sein, Sara?“, fragt Frank und dreht sich zu mir um.

„Von allem etwas“, bestelle ich ein wenig vage. Und setze hinzu: „Und Schuhe bitte in Größe 38.“

Joe parkt den Wagen und verschwindet.

„Also enthält meine Uhr einen Sender?“, frage ich Tom noch einmal direkt.

Der nickt. „Ja, einen ziemlich Starken sogar.“

„Wie habt ihr den Sender denn in meine Uhr bekommen?“, wundere ich mich.

Tom lacht: „Das war gar nicht so leicht. Bei anderen Leuten hätte man einen geschickten Dieb einsetzen können, um an deren Uhr zu kommen, bei dir brauchten wir einen geschickten Angler. Weil niemand nachts einfach bei dir einbrechen konnte, ohne dass du ihn bemerkst, hat wirklich jemand durch dein offenes Fenster die Uhr von deinem Tisch geangelt. Zum Glück hast du keine Rollläden und der Tisch, wo du deine

Uhr immer ablegst, steht mehr als zwei Meter von deinem Bett entfernt. Die Uhr wurde durch ein identisches Modell mit einem komplett anderen Innenleben ersetzt. Die Basis in Düsseldorf konnte mithilfe des Sendersignals aus deiner Uhr jedenfalls genau verfolgen, wie du nach dem Überfall in Maschas Laden auf der Autobahn Richtung Duisburg gebracht wurdest. Aber wir waren nicht schnell genug, dich auf dem Weg dorthin abzufangen. Eine andere Zielperson wird im Moment im Umkreis von ein paar hundert Kilometern nicht von uns betreut, also konnten wir keine Kollegen um Amtshilfe bitten. Und dann“, Tom seufzt abgrundtief, "bist du in den Rhein gefallen.“ Sein Ton klingt gequält, sehr gequält.

„Was soll das denn heißen?“, frage ich verständnislos.

Frank erklärt: „Wir waren eine Zeit lang ziemlich sicher, dass du tot bist, Sara. Als man dich auf dem Schiff eingesperrt hat, verschwand natürlich unser Signal. Genau zu der Zeit traf Tom bei uns ein. Und dein Signal ging exakt da verloren, wo unsere Karten den Rheinhafen anzeigen. Wir haben zunächst gedacht, man hätte dich irgendwo zwischen Schiffen im Rhein versenkt.“

Ich schaue zu Tom hinüber. Er sieht jetzt noch verzweifelt aus, wenn er daran denkt.

Nur zögernd spricht er weiter: „Sara, wir glaubten wirklich für einige Zeit, dass man dich ermordet hat. Bis wir den Ort im Duisburger Hafen exakt ausmachen konnten, an dem das Signal verschwunden war, bis wir untersucht hatten, dass genau dort zu eben dem Zeitpunkt ein Schiff lag, bis wir in der Lage waren, den Tanker endlich auf dem Rhein wiederzuentdecken, das dauerte alles. Wir begannen dann sofort, das Schiff zu beobachten, so gut es ging. Wir haben sogar Satellitenbilder angefordert und bekommen. Allerdings war es ziemlich wolkig in den letzten Tagen. Die Luftaufklärung wies also große Lücken auf. Doch es bestand immerhin eine kleine Chance, dass du dich lebend an Bord befinden könntest. Aber ohne weitere Hinweise konnten wir den Kahn nicht einfach entern. Dazu haben wir erst grünes Licht bekommen, nachdem wir deine Entführer in Rotterdam kurz zu Gesicht bekommen hatten und die Typen genau zu Maschas Personenbeschreibung passten. Und die ganze Zeit über wussten wir nicht, ob du noch am Leben bist!“



Kapitel 56: Samstag, 24.6. - 12 Uhr 18

Toms Stimme hört sich brüchig an. Sich an eine Phase zu erinnern, in der er davon ausgehen musste, ich sei tot, nimmt ihn offenbar furchtbar mit. Ich schmiege mich noch enger an ihn, damit das Gespenst sich verflüchtigt, das ihn in seinen Gedanken verfolgt.

Frank erzählt weiter: „Immerhin konnten wir später das Signal von deinem Peilsender für ganz kurze Zeit wieder orten und es hat sich eindeutig etwa einhundert Meter bewegt – gegen die Strömungsrichtung im Rhein! Das muss gewesen sein, als du ausgebrochen bist, also am Donnerstag so gegen halb zwölf in der Nacht. Die Auswertung der Ortung gab uns wieder Hoffnung. Wasserleichen schwimmen erfahrungsgemäß nicht gegen den Strom. Und die Peilung war identisch mit der für den Liegeplatz des beobachteten Tankers. Tom hat daraufhin unsere Truppe für Rotterdam zusammengestellt. Und wir haben uns einen Schlachtplan zurechtgelegt, das Schlauchboot besorgt und diese Industriebrache angesteuert, nachdem wir sie über Satellitenbilder entdeckt hatten. Das Gelände eignete sich perfekt für unsere Mission. Als wir dann das Schiff, auf dem man dich gefangen hielt, observierten, waren wir heilfroh, dass du irgendwann aufgetaucht bist und über Deck geführt wurdest. Aber befreien konnten wir dich dabei noch nicht. Für einen sicheren Schuss befandest du dich einfach zu dicht bei den beiden Gangstern. Das war eine verdammt lange Nacht, als wir nur warten und beobachten konnten.“

„Wieso habt ihr das Schiff nicht durchsucht? Ich hätte euch schon ein paar Stunden früher wirklich gut brauchen können. In dem kleinen Loch, in das man mich eingesperrt hatte, ist mir nämlich langsam, aber sicher, die Luft ausgegangen.“

Tom schaltet sich wieder ein: „Das tut mir so leid! Wir wussten natürlich nicht, dass dir eine Frischluftzufuhr fehlte. Über den besten Weg für einen Zugriff haben wir die ganze Nacht diskutiert. Einfach losmarschieren, ohne genau zu wissen, wo die Zielperson sich befindet, wäre aber sehr gefährlich geworden für dich. Wir wollten so wenige Risiken eingehen wie möglich. Von Mascha wussten wir, dass deine Entführer ziemlich wenig Hemmungen haben.“

Mascha! Du lieber Himmel, die hatte ich völlig vergessen. „Was ist denn mit der?“, will ich wissen.

„Die hat Jeff eingesammelt“, erklärt Tom. „Jeff hätte dich wirklich gerne befreit, aber er musste sich gleichzeitig mit einer öffentlichen Schießerei, einem verletzten Kollegen und Mascha auseinandersetzen. Die Gangster haben vorn im Laden alles blockiert und sind hinten heraus getürmt. Das war erstklassig vorbereitet. Jeff konnte nicht mal das Fluchtfahrzeug sehen, weil es über eine kleine Gasse auf und davon ist, von deren Existenz wir keine Ahnung hatten. Frank gelang es, so gerade eben vor der Polizei an Ort und Stelle einzutreffen, er hat alle offensichtlichen Spuren eingesammelt und sich dann wieder in unser Hauptquartier zurückgezogen. Mascha ist übrigens von den Typen einfach bestochen worden. Die haben ihr eine wilde Geschichte aufgetischt und Maschas restliche Bedenken mit einem dicken Bündel Geldscheine gekauft. Und diese junge Unternehmerin sitzt auf einer Menge Schulden, die kann sich Bedenken gar nicht leisten. Also hat sie den Termin mit dir verraten. Mittlerweile ist ihr klar, dass das keine gute Idee war. Sie lag mit einem Schock wie gelähmt hinter ihrer Ladentheke, als Jeff sie fand - deshalb hat sie wohl bei der Schießerei noch nicht einmal einen Kratzer abbekommen. Nachdem Jeff seinen verletzten Partner aus der Schusslinie gebracht hatte, waren die drei Gangster mit dir schon weg. Da hat er Mascha, von der er ja zunächst nicht wusste, in welcher Verbindung sie zu dem Ganzen stand, einfach in seinen Wagen gepackt und ist zurück zur Basis gefahren. Nachdem sich deine Schneiderin einigermaßen erholt hatte, quetschten wir sie aus wie eine Zitrone. Und sie hat geredet. Dann ließen wir sie einfach laufen. Der Polizei sollte sie erzählen, irgendwelche Gangster hätten sie nach dem Überfall auf ihren Laden als Geisel mitgenommen und von dir sollte sie kein Wort erwähnen. Bisher scheint sie sich daran gehalten zu haben, denn wir konnten ihr sehr überzeugende Gründe dafür nennen, uns nicht zu verärgern.“

„Dann waren also nicht nur deine Leute hinter mir her, sondern sogar noch eine zweite Truppe, die mich beobachtet hat. Und ich konnte nie jemanden entdecken! Dabei habe ich mich so angestrengt! Nur damals, als ihr begonnen habt, mich nach dieser Vorlesung zu verfolgen, ist mir einiges aufgefallen, weil ich an den verschiedensten Orten kurz

nacheinander dasselbe Gesicht wiedergesehen habe.“ Ich fühle mich so dämlich!

Tom streicht mir sachte tröstend über den Arm. „Sara, es ist unser Job, äußerst diskret zu arbeiten. Zuletzt sind diese drei Galgenvögel aus Rotterdam, die dich beschattet haben, noch nicht einmal unserem Team von Bodyguards aufgefallen. Wie hättest du als Laie sie da bemerken sollen? Unverzeihlich, dass diese drei Strolche unserer Aufmerksamkeit komplett entgangen sind. Schließlich sind wir Profis. Wie das passieren konnte, müssen wir unbedingt herausfinden. Aber die drei sind offenbar ganz kurzfristig auf dich angesetzt worden, haben dich einmal extrem kurz bei Rückenwind angepeilt und sich dann für den Zugriff bei Mascha entschieden. Warum die dich nicht einfach aus dem Bett gezogen haben, ist mir allerdings nicht klar. Aber vielleicht war die Gelegenheit bei Mascha, die sich bequem ausspähen ließ, weil sie käuflich war, einfach zu verlockend. Deine Wohnung hätte ja Risiken bergen können wie Kameras oder Mikrofone, das neutrale Terrain bei Mascha tat das nicht. Wann und wie der Dicke allerdings auf deine Spur gekommen ist und wieso er die Schneiderei als Ausgangspunkt für seine Aktion ausgewählt hat, wissen wir nicht. Aber wir werden natürlich versuchen, diese Fragen zu klären. Man kann sagen, was man will - der Mistkerl hat extrem gute Arbeit geleistet. Wir haben ihn nicht bemerkt.“

„Ihr habt auch gute Arbeit geleistet! Der Dicke war nämlich angesichts der Tatsache, dass mir Bodyguards folgen, vollkommen verblüfft. Der hat euch auch nicht wahrgenommen“, versuche ich, Tom zu trösten, dessen giftiger Ton bei seiner letzten Bemerkung Bände sprach.

Joe kommt in Sicht. Er schwenkt von Weitem einige Tüten. Als er sich wieder ins Auto setzt, beschwert er sich lauthals, aber mit einem unverkennbaren Lachen im Unterton: „Nie wieder so ein Himmelfahrtskommando! Jeans und T-Shirt gingen ja noch, vor allem, weil in dem Laden, wo ich die bekommen habe, sowieso keiner Lust aufs Bedienen zeigte. Aber die Unterwäsche? Da kommt ein Mann doch echt ins Schwitzen - hätte ich Spitze mitgebracht, würde Tom mich

erschließen. Hätte ich Baumwolle Doppelripp gekauft, würde er mich ebenfalls erschließen.“

Tom gibt Joe einen ziemlich festen Klaps auf den Hinterkopf. „Quatsch nicht. Raus jetzt aus dem Wagen und diskret die Umgebung sichern, damit Sara endlich aus den anderen Klamotten herauskommt“, ordnet er kurz angebunden an.

Die Männer steigen aus und stellen sich rund um den Geländewagen auf. Ich kann mir das Lachen kaum verbeißen, denn wie unauffällig mag es sein, wenn drei Typen mit auffallend breitem Kreuz und von Kopf bis Fuß pechschwarzer, identischer Kleidung in einem halben Meter Abstand mit dem Rücken zu einem Fahrzeug stehen, während ihre Augen die Umgebung absuchen?

Joe hat seinen Job hervorragend erledigt. Die Unterwäsche ist schmucklos aus irgendeinem hochelastischen Zeug, dem allerdings ein schimmerndes Schwarz den Hauch einer pikanten Note verleiht. Dazu eine bequeme Jeans samt Gürtel, ein langärmeliges T-Shirt und eine lässige Sweatshirtjacke, die farblich erstaunlich gut dazu passt. Flauschige Socken sind ein wunderbares Zugeständnis an meine eiskalten Füße und Segeltuchschuhe hat er vorsichtshalber in Größe 39 mitgebracht - mit Einlegesohle, falls sie viel zu groß sein sollten. Was mich aber wirklich begeistert, ist die kleine Schere, die er ebenfalls gekauft und in eine der Tüten gepackt hat: Damit trenne ich die Preisschilder ab.

Mit einem herzlichen: „Danke!“, springe ich schließlich aus dem Wagen und will mit meinen abgelegten Sachen zu einem Papierkorb laufen.

Aber Tom hält mich auf: „Nicht wegwerfen. Gib das alles bitte mir - wegen der Spurensicherung.“

Joe zählt anschließend fünf Restaurants auf, die er im Einkaufszentrum gesehen hat.

„Chinesisch. Ich esse furchtbar gern Chinesisch. Und wenn es da ein Buffet gibt, fällt auch nicht auf, wie viel ich fresse“, behaupte ich.

Damit liege ich allerdings falsch. Es fällt sehr wohl auf, als ich zum sechsten und siebten Mal meinen Teller fülle. Aber mit den drei schwarzen Herren an meinem Tisch ist es sowieso unmöglich, unbemerkt zu bleiben. Richtig heikel wird es allerdings, als ich zur Toilette muss. Tom wird hektisch. Er will mich keinesfalls aus den Augen lassen. Kurzerhand begleitete er mich auf die Damentoilette, schockiert durch sein Auftauchen dort eine andere Frau total, lässt sich aber auch dadurch nicht davon abbringen, über mich zu wachen.

Als wir das Restaurant verlassen, fühle ich mich so satt, dass ich nur noch flach atmen kann. Endlich ist mir wieder warm. Und als Joe den Wagen aus der Parklücke bugsiert, lehne ich mich an Tom und schlafe sofort ein. Die Mischung aus Erschöpfung, Erleichterung, Wärme und Sattsein lässt es einfach nicht zu, dass ich wachbleibe, obwohl ich eigentlich nicht schon wieder schlafen will.

Toms Stimme weckt mich. „Ja. --- Sicher. --- Ihrer Tochter geht es gut. --- Ich verstehe Ihre Beunruhigung. Aber am Telefon kann ich Ihnen leider keine genaueren Erklärungen geben. Sie treffen sich wie verabredet mit Ihrer Tochter um halb acht vor dem Saal, in dem der Ball stattfinden wird. Sara wird dann dort sein. --- Nein. --- Ich versichere Ihnen, es geht Sara gut.“

Ich werde nur langsam wieder richtig wach. Auf eine Art sträube ich mich dagegen, denn ich wünschte, diese Autofahrt ginge nie zu Ende. Hier in diesem Wagen befindet sich alles, was ich gerade will: Tom, Geborgenheit, keine Probleme, keine Anforderungen.

Seufzend gebe ich schließlich den Widerstand gegen das Wachwerden auf: Ich liege quer auf der Rückbank, den Kopf erneut auf Toms Schoß gebettet als läge ich auf einem Kissen. Als ich mich aufrichte, nehme ich wahr, dass draußen vor dem Fenster wieder blau-weiße Autobahnschilder vorbeifliegen und die Landschaft verdächtig nach Niederrhein aussieht. Die Fahrt dauert sicher nicht mehr lange.

„Mit wem hast du telefoniert?“, frage ich Tom.

Er hält ein Mobiltelefon hoch und bewegt es leicht hin und her. „Mit deinen Eltern.“

„Das ist ja mein Handy - aber was hast du mit meinen Eltern zu besprechen?“

„Sara, wir haben nach dem Überfall bei Mascha blitzschnell alles dort eingesammelt, was auf dich hätte hinweisen können, um dich aus der Schusslinie der deutschen Ermittlungen zu halten. Deine Kleider, dein Handy, deinen Namen aus Maschas Kundenkartei, eben alles, was wir auf die Schnelle finden konnten. Frank hat das brillant gelöst.“

„Die Idee mit dem Handy war gar nicht so schlecht, oder?“

„Wirklich clever!“, kommt es von Frank. „Zum Glück hat ein begabter Techniker dafür gesorgt, dass Anrufe, die über dein Handy laufen, auch ohne zeitliche Verzögerung über unsere Mobiltelefone mitgehört werden können. Deshalb konnten Jeff und sein Partner so schnell reagieren. Wie hast du es bloß geschafft, einen Anruf zu tätigen, ohne dass die dich gleich umgenietet haben?“

„Das willst du gar nicht wissen.“

„Will ich doch.“

„Ich habe sie abgelenkt.“

„Womit?“

„Mit mir ...“

Frank pfeift tonlos. „Ich habe schon einmal gesagt, dass du ganz schön abgebrüht sein kannst und ich sage es hiermit wieder.“

„Bevor ihr mich entführt habt, war ich ganz anders, Frank. Nicht halb so selbstbewusst und schon gar nicht abgebrüht.“ Dann wende ich mich wieder an Tom: „Wen habe ich aus Maschas Laden heraus eigentlich angerufen? Ich habe keine Ahnung, wer das gewesen sein könnte, wollte nur irgendeinen Anruf absetzen, weil ich hoffte, dass ihr mithört.“

Tom lacht. „Den ADAC hast du angewählt. Der stand ganz oben in deinem Telefonbuch. Und das zuständige Callcenter hat das Ganze zum Glück anscheinend für einen dummen Scherz gehalten. Die waren da stinksauer und haben ziemlich schnell aufgelegt. Zum Glück nicht, bevor uns klar war, was in Maschas Laden gerade passierte.“

Ich muss noch mehr Fragen stellen: „Was hast du mit meinen Eltern zu schaffen, Tom?“

„Die haben sich natürlich wahnsinnige Sorgen um dich gemacht, Sara. Am Mittwochabend kam der erste Anruf. Da ist der Angriff auf Maschas Laden und der rätselhafte Schusswechsel in den Nachrichten erwähnt worden und die Meldung haben sie wohl in Boerde mitbekommen. Deine Mutter versuchte daraufhin mindestens zehnmal, dich auf dem Festnetz und über das Handy zu erreichen. Die wusste offenbar, wo du dein Ballkleid gekauft hattest und abholen wolltest. Da hat sie sich natürlich Gedanken gemacht. Sie hinterließ dann mehrere Nachrichten per SMS und auf deiner Mailbox. Am Donnerstag ging es morgens um sieben weiter mit den Anrufen. Deine Mutter ist ziemlich hartnäckig, kann das sein? Damit deine Eltern nicht zu den Behörden laufen und dich als vermisst melden, habe ich schließlich mit ihnen gesprochen. Vor allem aber musste ich Kontakt mit ihnen aufnehmen, damit nicht deine Drohung wahr gemacht wird und eine Informationslawine losgeht, die unsere Leute enttarnt, sobald du verschwindest. Schließlich konnten wir nichts dafür, dass man dich entführt hatte; wir haben sogar versucht, genau das zu verhindern.“

„Was in drei Teufels Namen hast du meinen Eltern erzählt, Tom?“

„Zuerst habe ich sie nur hingehalten. Ich dachte ja zunächst, dass du tot bist, aber wir waren uns nicht sicher. Deshalb habe ich gar nichts preisgegeben. Nachdem wir dich Donnerstagnacht dann erneut auf dem Sender hatten, rief ich deine Eltern einfach an und teilte ihnen mit, dass wir mit Hochdruck daran arbeiten, dich nach Hause zu bringen. Mehr nicht.“

„Damit war meine Mutter zufrieden? Dass ein wildfremder Mensch ihr nachts am Telefon erklärt, er bringt ihre verschwundene Tochter heim,

die sich wahrscheinlich zuletzt vorher in einem Laden befand, den man zusammengeschossen hat? Das kann ich nicht glauben.“

„Ich war wohl ziemlich überzeugend.“

„Tom, was in Gottes Namen hast du ihr erzählt?“

„Was ich in deinen Aufzeichnungen von unserer ersten Begegnung über ihre Krebskrankheit gelesen habe. Danach glaubte sie mir jedes Wort.“

Auweia!

Joe mischt sich ein: „Boss, in ungefähr zehn Minuten erreichen wir unser Ziel. Was dann?“

„Du und Frank, ihr checkt das Umfeld, bevor Sara hineingeht. Dann habt ihr Pause. Fahrt zur Basis, leitet unser Material an die Spurensicherung weiter, esst etwas, macht euch frisch. Joe, du stehst heute Abend in Anzug und Krawatte um exakt Viertel nach sieben vor Saras Appartement. Sieh zu, dass du einen robusten Benz bekommst. Ich will kein Risiko eingehen, bis wir wissen, wer hinter der Sache in Rotterdam steckt. Ich bleibe bei Sara, bis Joe wieder übernimmt. Nächster Kontakt 19 Uhr 15.“

Ich will gar nicht nach Hause. Ich will nicht einmal an meine Eltern denken, nicht daran, was ich morgen tun will oder muss. Das wird alles so unendlich kompliziert! Ich fand es nach meiner angeblichen Rückkehr aus dem Tropenkrankenhaus auch sehr schwierig, die alten Fäden wieder aufzunehmen und so zu tun, als wäre nichts gewesen.

Und dann dieses Handicap, nicht lügen zu können! Der durchschnittliche Mensch lügt angeblich bis zu zweihundert Mal am Tag, indem er krass die Unwahrheit sagt oder seinem Chef, den er in Wirklichkeit hasst, einen guten Morgen wünscht; ich kann das nicht ein einziges Mal - und das, obwohl ich eine Menge zu verbergen habe. Das verlangt so viel Kraft und Wachsamkeit. Ich fühle mich dem eigentlich in meiner derzeitigen Verfassung gar nicht gewachsen.



Kapitel 57: Samstag, 24.6. - 16 Uhr 26

Der Geländewagen nähert sich meinem Appartement in einem weiten Bogen, kreist es sozusagen ein. Tom hat nur noch Augen für die Umgebung, auch Joe und Frank beobachten alles rundum scharf. Frank steigt ein ganzes Stück, bevor wir das Appartement erreichen, aus und geht zu Fuß los.

„Ich nehme einfach mal an, ihr habt einen Schlüssel?“, erkundige ich mich ziemlich lahm.

Ohne mir auch nur den Blick zuzuwenden, nickt Tom. Angesichts der Tatsache, dass ich den Leuten, die mich überwachen, meine Freiheit verdanke, versuche ich, nicht allzu gereizt zu empfinden bei dem Gedanken, dass dieses Leben für sie ein offenes Buch darstellt.

„Tom, wenn ich je erfahre, dass sich in meiner Wohnung Kameras oder Mikrofone befinden, werde ich richtig sauer.“

Jetzt schaut mich Tom an. Und dann grinst er über das ganze Gesicht. Das ist das Lachen, das ihn für mich unwiderstehlich macht! Oft habe ich es bisher noch nicht zu sehen bekommen. Und er meint: „Das habe ich den Leuten, die deine Überwachung konfektioniert haben, auch gesagt. Wir wollten es durch eine totale technische Überwachung auf keinen Fall ein für alle Mal mit dir verderben. Deshalb sind wir in deinem Fall bewusst behutsam vorgegangen. Du hast in deiner Wohnung keine Kameras und keine Mikrofone.“

Dann summt sein Handy: Ich kann hören, dass Frank grünes Licht für die Anreise gibt.

Plötzlich stehe ich in meinem kleinen Flur und winke dem Auto mit Joe und Frank hinterher. Beide habe ich zum Abschied umarmt und von Herzen für ihren Einsatz gedankt. Und jetzt stehe ich hier, zusammen mit Tom und weiß nichts mit mir und ihm anzufangen. Unsicher schaue ich Tom von der Seite an.

„Was jetzt?“, will ich wissen. Vielleicht kann er einfach die Regie übernehmen.

Tom fährt sich mit einer Hand über die Augen. Die Geste wirkt unglaublich müde und erschöpft. Ich schalle ihn spontan ganz unbewusst, will wissen, wie es ihm geht.

„Und? Wie lange gibst du mir noch?“, fragt er leicht amüsiert, als er mein Signal hört.

„Entschuldigung. Das wollte ich eigentlich gar nicht ohne deine Zustimmung machen. Ich hatte nur das Gefühl, dass du sehr müde bist. Und deine Echos sagen, dein Körper braucht dringend, sehr dringend Schlaf. Wie lange hast du nicht geschlafen?“

Tom schaut auf seine Uhr. Aber dann winkt er ab, als wäre eine genaue Berechnung überflüssig: „Seit Mittwoch hatte ich sehr, sehr wenig Gelegenheit zum Schlafen. Zu wenig. Und heute liegt auch noch einiges an.“

„Was?“

„Ich muss mit meinen Vorgesetzten über das reden, was in den Niederlanden vorgefallen ist. Da müssen Entscheidungen gefällt werden, zum Beispiel, was mit den drei Männern geschieht, die wir in Teppiche gewickelt haben.“

„Musst du abreisen?“

„Nein, ich denke, das geht per Videokonferenz. Und dann musst du zu deinem Ball.“

„Was für ein Ball?“

„Du musst zu deinem Abiturball, Sara. Der findet heute Abend statt.“

„Ich kann doch nach der Geschichte nicht einfach auf einen Ball gehen! Spinnst du? Was soll ich da? Ich will jetzt nicht dahin! Du kannst mich nicht einfach herumkommandieren wie deine Truppe!“

„Sara, ich kommandiere doch nicht. Ich bitte dich von ganzem Herzen. Geh hin!“

Verdammt. Diesem Ton habe ich nichts entgegenzusetzen. Der klingt so flehentlich, dass es mir durch und durch geht. „Lass uns mal aus dem blöden Flur hier verschwinden und in mein Wohn-Schlaf-Ess-Arbeitszimmer gehen“, schlage ich schließlich vor, um irgendetwas zu sagen. „Und dann nennst du mir wenigstens einen vernünftigen Grund, warum ich heute Abend an diesem Ball teilnehmen soll.“

Tom lächelt müde und lässt sich ein paar Schritte weiter in meinen einzigen Sessel plumpsen. „Ich kann sogar mehrere Gründe nennen. Es ist der einzige Abiturball deines Lebens. Du solltest deinen tollen Schulabschluss feiern. Ein Notendurchschnitt von 1,4 ist doch wirklich ein Grund.“

Er weiß tatsächlich, wie ich im Abitur abgeschnitten habe. Und er klingt, als wäre auch er stolz darauf. Darüber freue ich mich sehr!

„Außerdem: Deine Eltern erwarten dich dort. Ich habe ihnen versprochen, dass du kommst. Ich finde, sie waren jetzt lang genug in Sorge um dich. Und du willst bestimmt nicht, dass ich deinetwegen zum Lügner werde. Der nächste Grund ist ein Tipp aus unserer Arbeitserfahrung heraus: Du solltest unbedingt unauffällig weitermachen wie bisher, bis wir wissen, wer dir ans Fell wollte. Tu, was du ohnehin vorgehabt hättest. So können wir dich am besten schützen. Aber vor allem: Ich will dich in diesem Kleid da drüben sehen. Es sieht wirklich schon extrem vielversprechend aus, wenn du es nicht trägst. Aber mit dir? Du wirst die Ballkönigin sein.“ Tom zeigt auf mein Ballkleid, das ordentlich auf einem Bügel am Schrank hängt. Er oder seine Kollegen haben es offensichtlich hergebracht.

Gegen alle seine Gründe hätte ich Argumente parat gehabt – aber seinen letzten Worten kann ich nichts entgegenzusetzen. Also muss ich wohl zu diesem Ball. „Begleitest du mich, Tom?“

Er schüttelt müde den Kopf. „Das täte ich gern, irrsinnig gern. Aber das macht Joe. Du hast es gehört, ich bin der Boss in unserem Team. Deshalb muss ich mit meinem Hauptquartier konferieren, und zwar bald. Inmitten der Menschen auf dem Ball bist du sicher, Joe sorgt für den Rest. Und in seinem Alter wird er dort am wenigsten von uns allen

auffallen. Der Junge ist erst vierundzwanzig, aber gut in seinem Job. Schaffst du diesen Ball oder wird er dich schaffen?"

„Ich komme klar. Mir geht es blendend. Chinesisches Essen ist wirklich gut nach Stress und so einer erzwungenen Fastenzeit. Zu schlafen hat auch geholfen. Und ganz im Ernst, diese Infusion, die Kate da für mich gemixt hat, enthält scheinbar tolles Zeug.“

Tom nickt einigermaßen beruhigt: „Wir machen es ähnlich wie bei Aschenputtel - du verlässt den Ball um Mitternacht, aber bitte lass deine Schuhe an. Ich warte vor dem Saal auf dich.“

„Ich will nicht zum Ball, ich will bei dir sein.“

„Das ist nicht möglich, Sara. Es geht weiterhin um deine Sicherheit. Die ist zunächst wichtiger als alles andere“, erwidert er und klingt ebenso bestimmt wie bedauernd.

„Dann habe ich aber eine Bedingung, wenn ich mich deinen Vorschlägen anschließen soll. Du schläfst jetzt. Du sorgst dich um meine Sicherheit, ich achte darauf, dass du gesund bleibst. Das klingt doch fair, oder? Ich bleibe in der Wohnung und ziehe mich für den Ball um, während du dich ausruhst. Versprochen. Du weißt, dass ich nicht lügen kann. Sobald ich nur den leisesten Verdacht habe, dass etwas nicht stimmt, wecke ich dich.“

„Kommt nicht infrage“, wehrt sich Tom und gähnt zum Steinerweichen.

„Bist du schon auf die Idee gekommen, dass ich dich zum Schlafen zwingen kann, wenn ich das für deine Sicherheit für nötig halte?“

Tom grinst, legt den Kopf schief und sieht mich sehr direkt an. „Du wärst höchstwahrscheinlich dazu imstande ...“

Ich halte zwei Finger millimeterweit voneinander entfernt in die Luft: „Ich bin so kurz davor. Leg dich bitte aufs Bett.“

Zwei Minuten später schläft Tom tief und fest.



Kapitel 58: Samstag, 24.6. - 16 Uhr 39

Da liegt er. Der Mann, den ich liebe. Zum Greifen nah.

Der Mann, der mich jetzt schon zweimal gerettet hat, dreimal, wenn ich bedenke, dass ich ohne den Personenschutz, den ich ihm verdanke, beinahe einem roten Kombi zum Opfer gefallen wäre.

Ich möchte ihn berühren, anfassen, spüren. Aber ich will ihn nicht stören, denn er befindet sich sehr dicht an der Obergrenze seiner Belastbarkeit. Meinetwegen.

Und er weiß, dass ich ihn liebe. Er weiß, wie sehr ich ihn liebe, was ich alles für ihn empfinde, denn er hat es in einhundertundzwölf Variationen gelesen.

Unentschlossen stehe ich neben meinem Bett. Tom hat nur seine Schuhe ausgezogen, bevor er sich hinlegte. Er trägt noch die schwarze Hose und den schwarzen Sweater, die er bei der Aktion auf dem Schiff anhatte. Die Sachen stehen ihm, denn sie betonen seine langen muskulösen Beine und seine breiten Schultern. Sein blonder Schopf ist immer noch ungekämmt, aber selbst das steht ihm gut. Im Schlaf fällt ein wenig von der Anspannung, die sein Gesicht zuletzt gezeichnet hat, von ihm ab und er sieht wieder so alt aus, wie er wirklich ist: siebenundzwanzig.

Wir werden Zeit für einander haben. Wir werden Zeit miteinander haben. Ich freue mich so darauf, dass sich ein Lächeln auf meinem Gesicht ausbreitet, obwohl niemand da ist, um es zu sehen. Mir tut es allerdings gut, es zu fühlen.

Dann drehe ich mich energisch um und gehe in mein kleines Badezimmer. Wenn ich Tom wecke, will ich so aussehen, dass ihm die Augen aus dem Kopf fallen! Es schien ihn zwar nicht zu stören, aber so abgewrackt und zerlumpt wie heute Morgen möchte ich ihm nie wieder unter die Augen treten, wenn es sich vermeiden lässt! Unter der Dusche schmiere ich mir alles an Haaröl, Haarkuren und -spülungen auf den Kopf, was sich in meinem Badezimmerregal finden lässt. Wehe, das Zeug hält

nicht, was es verspricht! Wenn ich mit meinen Haaren fertig bin, müssten sie glänzen und leuchten und nach doppelt so viel aussehen und außerdem jede Frisur spielend leicht halten. Als ich mir sehr sorgfältig jedes überflüssige Haar von den Beinen rasiere, bin ich froh, dass Tom schläft. Mein Föhn röhrt grausam laut los, aber das kann den Mann nebenan offenbar nicht stören. Nachdem ich mich frisiert habe, fallen meine Haare in weichen Wellen bis auf meine Schultern. Ein kritischer Blick in den Spiegel zeigt mir, dass die Zeit seit Mittwoch Spuren hinterlassen hat, auch wenn in meinen Gesichtszügen jetzt nicht mehr Angst eingegraben ist. Meine Wangenknochen stehen ein bisschen höher als sonst - ich konnte mit einer fetten Mahlzeit beim Chinesen eben nicht alles wieder aufholen, was ich drei Tage lang vorher verpasst hatte. Daran lässt sich nichts ändern. Aber die leichten Schatten unter den Augen kann ich mit Make-up überdecken.

Ich schminke mich selten, doch heute muss es sein! Puder, ein Hauch Rouge, ein zartrosa Lipgloss, ein wenig Lidschatten. Zwei, drei störende Haare aus den Augenbrauen fallen meiner Pinzette zum Opfer. Es soll am Ende nicht offensichtlich so aussehen, als wäre ich geschminkt, nur besser als ohne Make-up. Da ich nicht wirklich über viel Übung in diesen Dingen verfüge, benötige ich ziemlich viel Zeit, um mich herzurichten.

Im Bademantel husche ich schließlich zurück in mein Zimmer, öffne eine Flasche Apfelsaft und trinke reichlich. Apfelsaft enthält so viel Zucker; der stellt für mich eine wunderbare Energiequelle dar. Tom hat sich im Bett inzwischen auf die Seite gedreht und atmet leicht und regelmäßig. Ich breite sorgsam die Wolldecke über ihn, die sonst Jule bei ihren Übernachtungen benutzt.

Jetzt kann ich ihn einmal warmhalten, bewachen, ganz in Ruhe betrachten. Allerdings muss ich einen langen Hals machen, weil er das Gesicht zur Wand gedreht hat. Toms Augen lenken mich nun nicht mit ihrer vielfarbigen, irritierenden Iris ab, von der ich beim besten Willen nicht sagen kann, wie viele Farbnuancen sie besitzt. Diese Augen sind sonst sehr beherrschend in seinem Gesicht - ich kann nur schlecht an ihnen vorbeisehen. Er hat eine hohe Stirn und einen ausgeprägten Hinterkopf. So wie er im Profil hier liegt, sieht man,

dass die Nase etwas zu groß geraten ist. Auf mich wirkt sie zusammen mit dem starken Kinn energisch. Selbst im Schlaf macht Tom den Eindruck, dass es sich lohnt, ihn kennenzulernen, weil er in meinen Augen so aussieht, als würde er über Vieles nachdenken.

Ein bisschen mühsam löse ich den Blick von dem Schlafenden. Jetzt muss ich allmählich in das Kleid schlüpfen. Noch ein schneller Blick auf Tom, der weiterhin ganz gleichmäßig atmet, dann lasse ich den Bademantel fallen und ziehe den kühlen Satin über. Es dauert ein klein wenig, bis er sich auf meiner Haut erwärmt - und er macht mir auf eine schwer zu beschreibende Art meinen ganzen Körper äußerst bewusst.

Ich habe abgenommen. Das könnte spannend werden, ob das trägerlose Kleid den Abend über dort bleibt, wo es hingehört. Mascha hätte die Weite wohl besser nicht geändert. Das Dekolleté wird wahrscheinlich zum Skandal des Balles! Dann schlüpfte ich in meine hohen Pumps und betrachte mich in dem Spiegel, der auf der Tür zu meinem kleinen Flur aufgeklebt ist.

Die Verblüffung fühlt sich ganz ähnlich an wie beim ersten Mal, als ich mich in so einem Ballkleid gesehen habe.

Wer ist diese junge Frau?

Ich drehe mich einmal nach rechts, einmal nach links. Dann lache ich einem plötzlichen Impuls nachgebend mein Spiegelbild frech an. Plötzlich bin ich mir ganz sicher: 'Ja, wenn ich Tom wecke, wird ihm die Luft wegbleiben!' Und darauf freue ich mich. Der Satin fühlt sich inzwischen an wie eine zärtliche Berührung - ich hatte keine Ahnung, dass einen ein Stoff so anmachen kann!

Ich werde auf diesen Ball gehen. Und ich werde es genießen, dort für mächtig viel Aufsehen zu sorgen. Alle Aufmerksamkeit, die ich bekomme, will ich wie ein Schwamm aufsaugen, denn nach dem Ball werde ich zu Tom zurückkehren. Ihm werde ich all das, was auf dem Fest bewundert wurde, mitbringen und zu Füßen legen. Dieser Anblick wird dafür sorgen, dass er ungeduldig auf mich wartet. Da bin ich mir sicher.

Ja. Doch. Auf den zweiten Blick kenne ich die junge Frau dort im Spiegel und ich bin sehr entschlossen, sie heute noch besser kennenzulernen, wenn ich sie von der Kette lasse!

Es ist jetzt 19 Uhr und 7 Minuten. Zeit Tom zu wecken. Weil er mit dem Gesicht zur Wand liegt, küsse ich ihn behutsam auf den Hals. Mit einem tiefen Seufzer leitet er den Prozess des Erwachens ein, dreht sich zu mir um, richtet sich auf, schwingt die Beine über die Bettkante und sitzt, bevor er seine Augen überhaupt richtig öffnet. Ich stehe direkt vor ihm, ein Bein habe ich mit voller Absicht so vorgeschoben, dass der lange seitliche Schlitz in meinem Kleid ungefähr zwei Finger breit aufspringt. Aber noch sieht Tom mich nicht. Er reibt sich die Augen, gähnt herzhaft, blickt, falls er überhaupt schon etwas sehen kann, noch zu Boden.

Plötzlich verändert sich seine Haltung, wird vollkommen starr. Er visiert jetzt meinen rechten Fuß an, den ich in seinem hohen Lackschuh ein wenig nach vorn geschoben habe. Langsam, unendlich langsam, als wären seine Augen Ameisen, die an mir hochkrabbeln müssen, hebt Tom den Kopf, tastet mich zentimeterweise förmlich mit seinen Blicken ab und schaut mir schließlich ins Gesicht. Es ist nicht ganz leicht, diese extrem gründliche Musterung auszuhalten, aber ich stehe eisern still. Tom erhebt sich, ebenfalls im Zeitlupentempo.

„Na?“, breche ich das Schweigen, als ich es schließlich nicht mehr aushalte, stillzustehen und still zu bleiben, „wie gefällt dir mein Kleid? Du wolltest es sehen.“

Tom spitzt nur die Lippen und stößt einen tonlosen Pfiff aus. Er öffnet den Mund und klappt ihn wieder zu.

„Sag schon! Magst du es?“

„Sara, das Kleid und du, ihr seid mehr, als ein Mann ertragen kann! Ich bereue es jetzt schon, wenn ich dich damit auf den Ball schicken muss. Du ... du brauchst eindeutig mehr Personenschutz als nur Joe, wenn du damit ausgehst!“

Ich strahle. So und nicht anders hatte ich mir das vorgestellt: Ich will Tom gefallen! Und ich gefalle ihm. Die armseligen Klamotten und mein gerupftes Aussehen von heute Morgen sind hoffentlich vergessen. Ich trete mutig die zwei Schritte, die uns trennen, auf Tom zu und lege ihm die Arme um den Hals, aber er zieht mich nicht nah zu sich heran, obwohl ich das erwartet oder besser gesagt gehofft habe.

„Dieser Satin ist wunderbar auf der Haut. Fühl mal“, biete ich ihm an.

Tom fährt mit nur zwei Fingern eine glühend heiße Bahn entlang, die unterhalb meines linken Schulterblattes beginnt und außen auf meiner Hüfte endet. Dann steht er wieder bewegungslos, so nah, dass ich spüre, wie warm sein Körper bis zu meinem strahlt.

Plötzlich klingelt es schrill an meiner Haustür und der Ton reißt uns beide aus unserer Erstarrung.

„Das ist Joe“, vermutet Tom und seine Stimme klingt belegt. Er geht zur Tür, stellt sich seitlich dazu und klopft, ohne zu öffnen, einen kleinen Rhythmus auf das Holz. Von außen kommt ebenfalls ein kurzes Morsezeichen, dann erst öffnet Tom die Tür. Draußen steht tatsächlich Joe. Er starrt mich an. Meine Aufmachung wirkt offenbar nicht nur auf Tom.

„Seid ihr soweit?“, fragt Joe endlich.

Ich suche meine Handtasche und die Stola, die zu dem Ballkleid gehört. Die einfache Stoffbahn, die aus demselben Material gefertigt ist wie das Kleid, lege ich mir nur locker um die Schultern und bin froh, dass ich inzwischen draußen die Temperaturen ganz angenehm finde, denn einen passenden Mantel besitze ich zu meinem Aufzug nicht.

Derweil kämmt sich Tom kurz und versucht, mit Wasser die Spuren der Müdigkeit aus seinem Gesicht zu waschen. Er hindert mich daran, einfach aus der Haustür zu treten, sondern verlässt mit Joe gemeinsam den Flur. Vor der Tür bleiben die zwei kurz rechts und links des Einganges stehen. Dann, nachdem er das Terrain sondiert hat, nickt Tom kurz, dreht sich zu mir um und führt mich am Ellenbogen, als wäre ich eine Königin, zu einem fetten Mercedes mit dunklen Scheiben, der

vor meiner Tür parkt. Joe geht auf meiner anderen Seite neben mir. Er ist von meinem Anblick mindestens so verblüfft wie ich von seinem: Im Anzug mit weißem Hemd und Krawatte macht er wirklich eine gute Figur. Joe öffnet die hintere Tür und ich nehme Platz.

Joe fährt wieder den Wagen, Tom steigt hinten bei mir ein.

„Soso. Ich soll also ganz unauffällig weitermachen wie bisher? Wie soll das mit der Staatskarosse gehen?“, erkundige ich mich süffisant.

Tom zuckt die Achseln. „Sicher hast du recht, wenn du findest, dass das Auto auffällig wirkt. Aber bei den Fahrzeugen werden wir zunächst keine Kompromisse in Sachen Sicherheit machen. Und da wir gerade bei Sicherheit sind – wie sicher ist es, dass dein Kleid hält?“

Die Antwort auf diese Frage bereitet ihm wirklich Sorgen und ich habe einen diebischen Spaß daran. Soll er mich begehren, ich begehre ihn schließlich auch! Ich zucke die Achseln, aber das ist keine gute Idee, wenn man auf diesem Kleid sitzt.

Tom schnappt wenig amüsiert, als ich den Sitz des Oberteils daraufhin aufwärts deutlich korrigieren muss: „Das solltest du heute Abend nicht mehr machen“, und klingt dabei etwas zu scharf.

Dann erkundigt er sich bei Joe, der den großen Wagen ruhig durch den Verkehr lotst, ob der zweite Geländewagen gut durchgekommen ist und wie die Gefangenen den Transport überstanden haben. Ich bekomme plötzlich so ein völlig irreales Gefühl, als steckte ich ausnahmsweise doch einmal in einem Traum fest: Das kann doch nicht sein, dass ich hier in einem großformatigen Benz auf dem Weg zu meinem Abiturballsitze, mit zwei Bodyguards und nachdem ich mich heute Morgen noch in der Gewalt von Verbrechern befand!

Ist aber so. Ich greife nach Toms Hand, denn ich brauche etwas Handfestes, das mich auf den Boden der Tatsachen zurückholt.

Die meisten Gäste des Balles stellen ihre Autos auf dem großflächigen Parkplatz neben dem Hotel ab, in dessen Räumen die Veranstaltung

stattfinden soll. Ein steter Strom von Menschen geht in festlicher Kleidung von der Parkfläche aus in Richtung auf den Eingang zum Ballsaal.

Nur zwei Personen bewegen sich anders: Es sind meine Eltern. Meine Mutter steht ziemlich verloren da und starrt in unsere Richtung die Zufahrtsstraße hinab. Mein Vater läuft wie ein Tiger im zu kleinen Käfig hin und her. Ich will ihnen winken, aber meine Hand sinkt mitten in der ersten Bewegung herab, weil mir plötzlich klar wird, dass sie meinen Gruß hinter den dunklen Scheiben gar nicht sehen können.

Auf einmal bin ich doch besorgt. „Tom, was wissen meine Eltern? Was darf ich ihnen sagen? Das wird ein Eiertanz, wenn die einmal anfangen zu fragen!“

„Ich regle das, Sara“, beruhigt mich Tom sehr bestimmt.

„Boss, wo soll ich parken?“, fragt Joe.

„Stell den Wagen direkt vor dem Eingang ab. Ich nehme ihn, um zur Basis zurückzufahren, und komme um Mitternacht wieder her. Joe, und bitte ...“

Joe unterbricht: „Ich weiß, Boss. Ich passe auf wie ein Luchs. Ihr wird nichts passieren.“ Er grinst in den Rückspiegel und sucht lächelnd meinen Blick. „Aber bei dem Kleid hätte ich eigentlich Unterstützung gebraucht.“

Als der schwere Wagen mit den dunklen Scheiben vorfährt, sorgt das für reichlich Köpfdrehen und Getuschel unter den Menschen, die sich auf dem Weg zum Ballsaal befinden. Joe und Tom machen es wie beim Einsteigen, sie sondieren erst das Terrain, dann öffnet Joe meine Tür und Tom nimmt federleicht meine Hand, um mir beim Aussteigen zu helfen. Ich danke ihm mit einem Lächeln. Mit einer Bewegung, die nur meine Stola berührt, aber trotzdem beinahe autoritär und sehr besitzergreifend wirkt, richtet er die Stoffbahn über meiner rechten Schulter. Dann lässt er meine Hand sanft los, denn mein Vater taucht,

gefolgt von meiner Mutter, mit mächtig viel Überdruck plötzlich bei uns auf.

Bevor mein Papa zu Wort kommt, macht Tom seinerseits drei, vier große Schritte auf meine Eltern zu, reicht meiner Mutter die Hand und grüßt überaus höflich: „Frau Jansen? Guten Abend! Ich bin Tom. Wir haben wegen Sara telefoniert. Ich freue mich, Sie persönlich kennenzulernen.“ Dann gibt er meinem Vater ebenfalls die Hand und fährt so schnell fort, dass meine Eltern keine Chance bekommen, das Wort zu ergreifen: „Der junge Mann hier ist mein Kollege Joe. Er wird Sara heute Abend auf den Ball begleiten und dort für ihre Sicherheit sorgen. Ich möchte Sie dringend bitten, quälen sie Sara jetzt nicht mit Fragen. Es liegen ein paar schwere Tage hinter ihr, aber sie hat auch alles gut überstanden. Sie können stolz auf Ihre Tochter sein. Ich an Ihrer Stelle wäre es jedenfalls. Ich schlage vor, dass ich Sie morgen anrufe und wir treffen uns, um über das zu sprechen, was war. Aber lassen Sie bitte für heute Abend alles einfach ruhen, wenn Ihnen das möglich ist.“

„Aber wir wüssten natürlich gern endlich ...“, will mein Vater loslegen.

Meine Mutter legt ihm eine Hand auf den Arm und bringt ihn mit dieser kleinen Geste erstaunlicherweise zum Schweigen. Sie greift nach der Hand meines Vaters, hält sie fest und betrachtet derweil Tom aufmerksam; dann lächelt sie ein wenig rätselhaft und wendet sich mir zu: „Sara, was meinst du dazu?“

„Es wäre wunderbar, wenn wir es so machen könnten“, ist alles, was ich erwidern kann. Toms Frontalangriff hat mich ziemlich verblüfft.

Meine Mutter blickt ein paarmal zwischen Tom und mir hin und her. Dann fragt sie mich: „Vertraust du ihm?“

„Vollkommen, Mama.“

„Wir erwarten Ihren Anruf, Tom. Wann können wir damit rechnen?“, fährt meine Mutter fort.

Toms: „Morgen“, geht fast in Jules Ansturm unter.

„Sara! Wo hast du bloß gesteckt? Ich versuche seit ein paar Tagen, dich zu erreichen. Ah, immerhin hast du dein Kleid vor der Schießerei bei Mascha abgeholt. Was sagst du dazu? Da wird der Laden überfallen, in dem du dein Ballkleid kaufst! Ich fürchtete schon, dass es zerschossen wurde und du heute nichts anzuziehen hast.“

Wenn das meine einzige Sorge seit Mittwoch gewesen wäre, hätte ich in einer heilen Welt gelebt. Zwischen Tom und mir springt ein schneller Blick hin und her, der mir sagt, dass er genau weiß, was ich denke.

Durch Jules Ankunft endet das Gespräch zwischen Tom und meiner Mutter. Ich stelle Jule meinen Eltern vor, denn sie kennen sich noch nicht persönlich. Tom nickt Joe noch einmal zu, dann geht er an mir vorbei, um in den Benz zu steigen. Seine Hand streift im Vorbeigehen meinen Oberschenkel und ich weiß, dass das kein Zufall ist.

„Um Mitternacht“, sagt er nickend in meine Richtung, bevor er in den Wagen steigt, startet und davonfährt.

Jules Redefluss stockt, als Joe nach meinem Arm greift, um mich in das Gebäude zu führen, sobald Tom verschwunden ist.

„Sara, wer ist das?“, will sie unendlich neugierig wissen.

„Darf ich bekannt machen? Das ist Joe. Er begleitet mich heute auf den Ball. Joe, darf ich dir Jule vorstellen, meine beste Freundin?“

„Passt er etwa auf dich auf? Na, bei dem Kleid ist das wirklich nötig! War das schon so sexy, als wir es ausgesucht haben? Wie konnte mir das nur passieren? Neben dir wird mich kein Mensch bemerken!“ Jule lacht aufgedreht und in bester Stimmung.

Meine Eltern lassen mich nicht aus den Augen, schweigen aber sehr diszipliniert. Ich weiß nicht, ob ich auch die Kraft aufbrächte, nichts zu fragen, wenn ich ein Kind hätte und Tage wie diese letzten hinter mir lägen.

Musik, Essen, (Endlich wieder etwas zu essen!), Reden von der Schulleitung, den Elternvertretern, vom Stufenleiter, dem

Stufensprecher, große Worte über das, was hinter uns und noch größere über das, was wohl vor uns liegt, sollen gehört werden. Es gibt Menschen, die darf man einfach auf keine Bühne lassen, denn einmal im Mittelpunkt wird das Mikrofon zur Sonne, um die sich ihr Universum dreht und die Zuhörer werden degradiert zu Planeten niederer Ordnung, die sich darauf zu konzentrieren haben. Ich verweigere mich der Forderung zuzuhören und stelle mir vor, wie Tom mich abholt. Und was danach kommen könnte ...

Dann werden die Abiturzeugnisse ausgegeben, gnädigerweise in alphabetischer Reihenfolge und nicht gestaffelt nach den Noten.

„Ganz bezaubernd“, raunt mein Schuldirektor, als er mir mein Zeugnis überreicht, und sein Ton klingt derart, dass ich froh bin, dass er nun mein ehemaliger Schulleiter ist.

Meine Eltern halten sich den ganzen Abend über mit Fragen zurück. Dass Tom ein guter Psychologe ist, weiß ich, seitdem ich ihn kenne. Aber dass er sogar meine Mutter und ihre Neugier in den Griff bekommt, bedeutet selbst für mich eine Überraschung.

Als ich irgendwann zur Toilette gehen will, erscheint Joe sofort an meiner Seite. Er bittet mich, kurz zu warten, dann tuschelt er mit meiner Mutter. Die nickt, steht auf und begleitet mich aus dem Saal. „Deine Freunde sind sehr besorgt um dich“, stellt sie dabei fest.

„Ja, das sind sie, Mama.“

Ich erwarte, dass sie jetzt beginnt nachzuboahren. Aber ich habe mich getäuscht.

Sie ergänzt nur trocken: „Joe spricht ausgezeichnet Deutsch, aber er hat einen eindeutig amerikanischen Akzent. Und du bist bis über beide Ohren in diesen Tom verliebt. Ich bin gespannt, was wir morgen zu hören bekommen.“

Als wir uns wieder an unseren Tisch setzen, spricht sie leise mit meinem Vater. Weil jetzt getanzt wird und laute Musik spielt, kann ich kein Wort zu verstehen.

Moritz kommt an unseren Tisch und grinst verlegen: „Sara, ich kann zwar nicht immer wach bleiben, aber ich kann tanzen. Wollen wir?“

Ich blinzele Joe kurz zu, um ihm zu signalisieren, dass Moritz harmlos ist, dann stehe ich auf der Tanzfläche. „Nicht zu wild Moritz, sonst wird mein Kleid für den Skandal des Abends sorgen, wenn es rutscht!“, bitte ich ihn, bevor wir loslegen.

Wenig später wirbelt eine glücklich lachende Jule in Joes Arm an mir vorbei – aha, der kann also seinen Anzug auch zur Musik bewegen.

„Dein Freund?“, erkundigt sich Moritz mit reichlich viel Frust in der Stimme, als er den beiden hinterherschaut.

Ich antworte mit Svens Worten: „Nicht der Freund, nur ein Freund, aber ein guter.“ Ich kenne Joe zwar erst seit wirklich kurzer Zeit, aber es fühlt sich absolut richtig an, ihn als einen guten Freund zu bezeichnen.

Ab 23 Uhr tanze ich pausenlos. Ich bin so aufgereggt, dass ich unbedingt ein Ventil brauche. Ich tanze mit Moritz, mit meinem Stufenleiter, mit fünf, sechs verschiedenen Jungen aus meiner ehemaligen Jahrgangsstufe. Und es fühlt sich an wie Trophäen zu sammeln, indem ich spüre, wie sehr ich ihnen gefalle. In meinem Inneren summt es, als hätte jemand eine Saite zu straff gespannt, die jetzt in all dem Tanz und der Bewunderung und in Erwartung der Hälfte der Nacht, die noch vor mir liegt, leise schwingt. Dann ist mein Vater mit einem Tanz an der Reihe.

„Wenn ich nicht wüsste, was deine Mutter für einen ausgezeichneten Instinkt besitzt, hätte ich diesen Tom nicht mit seinem komischen Vorschlag durchkommen lassen. Aber ich vertraue ihr. Normalerweise behält sie recht. Geht es dir wirklich gut, Kind? Du siehst aus, als hättest du ein bisschen abgenommen.“

„Papa, es geht mir wunderbar. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen“, versuche ich, ihn zwischen zwei Drehungen zu beruhigen.

Er knurrt nur: „Väter von Töchtern, die solche Kleider tragen, werden wahrscheinlich nicht alt, weil sie sich Sorgen machen müssen. Wenn du das nächste Ballkleid kaufst, sollte ich wohl besser dabei sein.“

Es geht auf Mitternacht. Den vermutlich letzten Tanz schenke ich Joe. Es handelt sich um einen langsamen Walzer, einen guten Ausklang für den Abend.

„Hast du dich wenigstens ein bisschen amüsiert, Joe?“, frage ich ihn.

„Ja“, erwidert er knapp. „Deine Eltern sind nett und deine Freundin Jule auch. Aber so langsam bekomme ich es mit der Angst zu tun.“

„Warum?“

„Weil gleich Mitternacht ist und Tom es bestimmt nicht zu schätzen weiß, wenn er zusehen muss, wie wir miteinander tanzen. Der reißt mir glatt den Kopf ab.“

Joes Ton will ganz leicht und heiter klingen, aber unter der Oberfläche seiner leichten Konversation bleibt er völlig ernst. Ich habe ihn vor etwa einer Stunde telefonieren sehen und bin ziemlich sicher, dass er dabei etwas erfahren hat, was ihm überhaupt nicht gefällt. Aber ich will weder aufdringlich erscheinen und fragen, noch mich erkundigen und mir am Ende schon wieder Sorgen machen müssen, weil das, was ich zu hören bekomme, nicht positiv ist. Ich mag mich jetzt schlichtweg nicht mit irgendetwas auseinandersetzen, das mich belasten könnte. Deshalb entgegne ich nur: „Dann lass uns aufbrechen.“

Mein Vater zahlt die Getränkerechnung und wir gehen gemeinsam ins Foyer. Joe bittet meine Eltern, einen Augenblick bei mir in der Nähe der Garderobe zu warten. Er verlässt das Gebäude und geht vor der Tür wie zufällig ein paar Schritte nach rechts und links. Die Rauchergruppe draußen mustert ihn erstaunt.

„Macht der das, was ich vermute?“, fragt mein Vater einigermaßen fassungslos und stellt verbotenerweise die zweite Frage an diesem Abend. Aber er erwartet gar keine Antwort.

Zwei Scheinwerfer tauchen absolut pünktlich vor dem Hoteleingang auf, Tom verlässt den Benz, blickt sich aufmerksam um und winkt uns.

Einer der Raucher ruft zu uns herüber: „Ej, Sara, hast du jetzt einen Bodyguard?“

„Sicher doch! Sogar mehrere“, erwidere ich übermütig. Mit der Wahrheit ist es bei mir manchmal wie bei der Geheimdienstarbeit ohne Tarnung: wenn es keine Deckung gibt, einfach ganz offen sein.

Meine Eltern verlassen mit mir das Foyer.

Beim Abschied, der ihm offenbar alles andere als leicht fällt, küsst mein Vater mich auf die Stirn und meint sehr ernst zu Tom: „Junger Mann, Sie haben mir morgen eine Menge zu erklären! Und passen Sie gut auf meine Tochter auf.“

Dann fährt Joe den Wagen mit Tom und mir auf der Rückbank davon.



Kapitel 59: Sonntag, 25.6. - 0 Uhr 07

Ich bin so aufgeregt! Der Abend fühlte sich für mich an wie ein Aufwärtsbogen, der jetzt seinem Gipfelpunkt zustrebt. Alle scheinen uns als Paar zu sehen - Tom und mich: seine Kollegen, meine Eltern. Die Art wie er meine Stola gerichtet hat vor dem Ball, bedeutete eine besitzergreifendere Geste als eine innige Umarmung. Und ich will diesem Mann endlich gehören, zu ihm gehören. Es ist höchste Zeit, dass wir Zeit füreinander haben!

Ich bin so angespannt, dass ich während der Fahrt zurück in die Dahlienstraße schweige. Tom sagt ebenfalls kein Wort. Wahrscheinlich geht es ihm ähnlich. Zu gern würde ich ihn schallen, um herauszufinden, wo er innerlich steht, aber das wüsste er sicher nicht zu schätzen. Der Benz umkreist mein Haus wie der Geländewagen ein paar Stunden zuvor.

Joe fragt schließlich: „Und jetzt, Boss?“ Sein Ton klingt sehr vorsichtig, als wäre er vor etwas auf der Hut.

„Wir machen Feierabend. Sara, wir haben die ganze Umgebung abgecheckt. Sie ist sauber. Jeff und Rob haben die Maden aus den Teppichen schon einmal intensiv befragt. Wir sind inzwischen ziemlich sicher, dass die drei eine Söldnertruppe darstellen und hier vor Ort allein operiert haben, während die Auftraggeber ganz woanders sitzen. Wir bringen dich jetzt noch bis an die Haustür, sehen nach, ob die Luft rein ist, dann ziehen wir uns zurück und du hast deine Ruhe.“

Die Worte „wir“ und „uns“ treffen mich so heftig, wie die schallende Ohrfeige, die ich vor Kurzem einstecken musste. Ich will keine Ruhe, ich will sogar extreme Unruhe!

Wo möchte Tom hin? Wie kann er überhaupt nur andeutungsweise erwägen, sich heute Nacht an einem anderen Ort aufzuhalten als ich? So schrill wie in diesem Augenblick klinge ich selten, als ich frage: „Wieso bleibst du nicht bei mir?“

„Du brauchst jetzt keinen Leibwächter mehr in einem Meter Entfernung, Sara.“ Tom wirkt bei seinen Worten unendlich müde und erschöpft.

Vielleicht ist es das? Vielleicht fühlt er sich dem, was mir für heute Nacht vorschwebt, einfach nicht gewachsen? Ich verlege mich aufs Betteln und mir ist völlig egal, dass Joe alles mitbekommt, was ich sage: „Tom, bitte bleib bei mir! Ich will nicht allein sein. Nach alledem kann ich nicht allein sein. Du brauchst auch nicht wach zu bleiben. Wenn du nur da bist ...“

Tom seufzt. „O. k. Ich telefoniere mit Rob. Vielleicht kann der kommen.“

Jetzt klingeln die Alarmglocken so schrill in mir, wie meine Stimme sich anhört: „Ich will, dass du bei mir bist, nicht Rob!“

„Sara, bitte versteh ...“, beginnt Tom hilflos, bevor seine Stimme in einem tonlosen Seufzer verebbt.

Ich verstehe leider gar nichts! Überhaupt nichts. Mit allem habe ich gerechnet, aber nicht damit, jetzt zurückgewiesen zu werden. Wieso? Was habe ich getan? Warum greift Tom nicht zu, wenn ich mich ihm auf dem Silbertablett serviere? Um dieses Angebot würden ihn nach dem Ball viele Leute beneiden. Wie kann er den ganzen Tag in der Art um mich sein, für mich da sein, wie er es getan hat und jetzt den Rückzug antreten?

„Boss“, mischt sich Joe ein und klingt erstaunlich bestimmt angesichts der Tatsache, dass Tom sein Vorgesetzter ist, „ich schlage vor, du bleibst heute bei Sara. Morgen sehen wir weiter.“

Verzweifelt erwidert Tom viel lauter als nötig: „Verdammt noch mal, Joe, du kennst die Regeln. Ihr kennt sie alle. Wir haben jetzt allesamt fast einen ganzen Tag lang so getan, als gäbe es sie nicht. Aber der Tag ist um!“

„Ich hatte für euch beide wirklich gehofft, dass unser Kommandeur mit sich verhandeln lässt. Ich kenne die Regeln, Boss, aber Sara kennt sie nicht. Jemand muss sie ihr erklären - und das kann nicht ich sein“, entgegnet Joe leise.

„Verdammt! Ich hab´ es wirklich versucht!“, brüllt Tom verzweifelt und schlägt mit der geballten Faust in die Polsterung des freien Sitzes vor ihm. Er scheint am ganzen Körper zu zittern.

„Wann soll ich morgen kommen und dich abholen?“, erkundigt Joe sich, als hätte Tom seinem Vorschlag zugestimmt.

Der antwortet heiser: „Ich ruf´ dich an.“ Dann steigt Tom aus und marschiert ohne jede Sicherheitsmaßnahme auf meine Haustür zu, öffnet sie und betritt mein Appartement.

Ich folge ihm wortlos und vergesse sogar, mich bei Joe zu verabschieden, denn ich bin angesichts vom Toms Ausbruch so erschrocken, dass ich den Mund nicht aufbekomme.

Tom sitzt in meinem Sessel, als ich mein Appartement betrete, das Gesicht in den Händen vergraben.

„Was ist los? Was sind das für Regeln, von denen ihr gesprochen habt?“, will ich viel zu laut wissen.

Dabei ist es mir eigentlich schon klar. Ich habe nur vergessen wollen, was Nick damals auf Langeoog gesagt hatte: keine Beziehungen zwischen Mitgliedern des Dienstes und Zielpersonen. Tom ist Mitarbeiter eines Geheimdienstes, ich bin Zielperson. Wie hätte ich mich aber auch daran erinnern sollen, bei dem, was in den letzten Tagen und Stunden geschehen ist?

Tom blickt auf. Sein Gesicht sieht zutiefst unglücklich aus. Dann beginnt er stockend zu erklären: „Das Funktionieren unseres Vereins basiert auf Disziplin und Distanz. Wir halten uns an Regeln, die sich bewährt haben. Und wir wahren eine große Distanz zu den Menschen, die wir als Zielpersonen betreuen. Sonst läuft der Laden nicht.“

„Ach, und uns ist die Distanz abhandengekommen?“

„Ja. Nicht nur uns – dem ganzen Team. Da hat keiner mehr die nötige Distanz zu dir. Muss an deiner Persönlichkeit liegen, Sara. Nicht

einmal Joe kann den nötigen Abstand halten, wie es scheint, und der hat dich gerade erst kennengelernt.“

„Aber Tom!“, verlege ich mich aufs Flehen. „Du musst doch nicht im Geheimdienst arbeiten. Kann man dich etwa zwingen, für diese Leute tätig zu sein? Die Regeln müssen ja nicht für uns gelten, nicht, wenn du aus dem Dienst ausscheidest. Spürst du denn nicht, dass wir zusammengehören?“

Tom springt auf: „Sara, meinst du nicht, das hätte ich mir nicht alles gründlich überlegt? Darüber habe ich in den letzten Stunden ständig nachgedacht. Du kannst dir nicht vorstellen, was für eine Zeit hinter mir liegt. Als wir dich letztes Jahr in Gewahrsam nahmen, habe ich mich in dich verliebt. Du hast das lange vor mir herausgehört. Als ich dich wiederbelebt habe, hielt ich sozusagen dein Herz in meiner Hand! Ich kann dir sagen, das mobilisiert eine Menge Gefühle. Hätte ich auch nicht vermutet. Schließlich bin ich Arzt. Aber es ist so. Als du diese Panikattacken hattest, während Ur nicht funktionierte, da habe ich dich festgehalten und es war der Himmel und die Hölle zugleich. Wir haben miteinander gesprochen, wie ich noch nie mit einem Menschen zuvor geredet habe und wohl auch nie wieder reden werde. Und ja, ich fühle, dass wir füreinander geschaffen sind. Trotzdem musste ich dich schon damals gehen lassen, denn du hast ja gesagt, dass du Ben liebst. Ich bin fast verrückt geworden, so weh hat es mir getan, den Menschen zu verlieren, der mich so tief bewegen und berühren konnte. Dann habe ich dir bei deiner Flucht geholfen. Weißt du eigentlich, wie das ist, wenn du einem Menschen den Knock-out per Ur versetzt?“

Tom scheint mich gar nicht zu sehen, als er das fragt. Er scheint förmlich durch mich hindurch zu blicken, irgendwohin in die Vergangenheit.

Ich antworte trotzdem: „Frank hat mir beschrieben, wie es für ihn war. Ich hatte keine Ahnung, dass so ein Eingriff Nachwirkungen bei den Betroffenen hervorruft. Es tut mir so leid!“

Tom wischt meinen Einwand mit einer raschen Handbewegung quasi zur Seite. Er steht auf, sieht auf die Fenstertür, als gäbe es da etwas

in der Dunkelheit zu sehen, schließt dann ruckartig die Vorhänge und bleibt mit dem Rücken zu mir stehen, als er leise bekennt: „Ich war so dankbar für die Nachwirkungen! Ohne meine Träume hätte ich mir glatt etwas angetan.“

Eine quälend lange Pause im Gespräch entsteht. Ich kann sie nicht mit Worten füllen, denn ich weiß einfach nicht, was ich sagen soll.

Plötzlich lacht Tom freudlos. „Du hast ja wohl auch damit zu tun, dass ich nicht einmal mehr rauchen konnte nach deiner Flucht – sobald ich mir eine Zigarette anstecken wollte, wurde mir sterbensschlecht. Einerseits bin ich ja froh, dass ich auf diese Art von der blöden Qualmerei losgekommen bin, aber ich stand dermaßen unter Stress, dass es wirklich eine winzige Erleichterung bedeutet hätte, wenn ich hätte rauchen können. Manchmal habe ich tatsächlich gedacht, dass ich bald überschnappe. Ich habe sieben, acht Kilo in den ersten Wochen nach deiner Flucht abgenommen, weil ich glatt vergaß zu essen. Das ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht passiert! Ich habe gearbeitet wie blöd und bin jetzt wahrscheinlich der jüngste Neurologe aller Zeiten, denn ich habe meinen Facharzt in Rekordzeit zu Ende gemacht, weil ich hoffte, wenn ich schufte bis zum Umfallen, würde ich nicht an dich denken. Hat aber auch nicht funktioniert. Das war eine absolut höllische Zeit! Doch nachdem wir uns trennen mussten, konnte ich mich wenigstens Nacht für Nacht darauf freuen, dass du mich in meinem Kopf, in meinen Träumen besuchen kommst. Die anderen haben teilweise die übelsten Albträume nach der Betäubung durch dich erlebt, ich dagegen – ich durfte im Traum ins Paradies. Es war gar nicht so einfach, dem Psychologen zu erklären, weshalb bei mir alles völlig anders verlief im Vergleich mit meinen Kollegen. Mann, habe ich den belogen! Ich sorgte in dieser Zeit dafür, dass du deinen Personenschutz bekommst. Weißt du, das war ständig ein Tanz auf Messers Schneide. Es sollte und durfte schließlich niemand merken, dass ich vor allem versucht habe, die Frau mit allen Mitteln zu schützen, die ich liebe. Aber Ur verfügt ja nun wirklich über Potenzial. Also besaß ich wenigstens gute Argumente, um eine Überwachung zu empfehlen. Du hast auch in deinem Abschiedsbrief gefordert, dass man dich schützen sollte. So hatte ich immerhin das Gefühl, etwas für dich tun zu können.“

Deine Biografie, die du damals während deiner Gefangenschaft bei uns geschrieben hast, konnten die Jungs von der Spurensicherung wieder ganz gut herstellen, obwohl du versucht hast, das Papier zu verbrennen. Aus deinen Aufzeichnungen habe ich viel Material gewonnen, das mir geholfen hat, deine und ganz nebenbei meine Interessen durchzusetzen. Aber immer, wenn ich gelesen habe, was da über dein Verhältnis zu Ben stand, bin ich fast verrückt geworden vor Eifersucht. Außerdem kann ich bis heute nicht verstehen, wie er in einer Beziehung mit dir gelebt hat, ohne von Ur fasziniert zu sein.“

„Da gibt es im Grunde nichts zu verstehen“, unterbreche ich. „Eben weil Ben Ur nicht mochte, ist unsere Beziehung in die Brüche gegangen.“

„Wie konnte der Idiot dich nicht lieben? Bei einem Einsatz Ende letzten Jahres begegnete ich Frank. Der hat mir dabei wie nebenbei erzählt, dass er zwischendurch einmal wieder auf dich angesetzt war. Und dann meinte er nur: ‚Weißt du eigentlich, Tom, dass Sara wieder solo ist?‘ Frank sieht zwar nicht so aus, aber der bekommt erstaunlich viele Zwischentöne mit. Ich glaube, der hat mir diese Information ganz bewusst gesteckt. Und schon fühlte sich alles wieder so schlimm an, wie am ersten Tag, nachdem du getürmt warst. Am liebsten wäre ich gleich nach Düsseldorf gereist – aber wozu? Ich hatte ja keine Ahnung, wie und was du für mich empfindest. Du hast mir zwar den einen oder anderen Hinweis darauf gegeben, dass ich dir nicht gleichgültig bin, aber letztlich hast du mir gegenüber immer wieder deutlich zum Ausdruck gebracht, dass du zu Ben gehörst.“

„Es dauerte auch schrecklich lang, bis ich überhaupt in der Lage war, den Gedanken zuzulassen, dass ich mich in den Mann verliebt haben könnte, der die Truppe kommandierte, die mich entführt und dann erst einmal eingesperrt hat“, gebe ich leise und voll Bedauern zu. „Im Nachhinein weiß ich, dass ich Ben schon nicht mehr liebte, als ich mit deiner Hilfe ausgebrochen bin. Ich habe dich sogar geküsst, nachdem ich dich narkotisiert hatte, aber begriffen habe ich zu der Zeit rein gar nichts. Es tut mir so leid!“

Tom schlägt unvermittelt und heftig mit der flachen Hand so laut auf meinen Esstisch, dass ich zusammenzucke: „Also habe ich diesen Kuss gar nicht geträumt!“ Etwas ruhiger fährt er eine Weile später fort:

„Jedenfalls bin ich nur allzu gern umgehend gekommen, als Frank mich vor ein paar Tagen angefordert hat. Und dann mussten wir viele Stunden lang annehmen, dass du tot bist, Sara, ermordet. Ich war fix und fertig!“

Tom setzt sich wieder, seine Hände krampfen sich unruhig umeinander. Ich will nach ihnen greifen, sie beruhigen, aber als er bemerkt, was ich vorhabe, zuckt er zurück wie vor einer Giftschlange. „Schließlich durchsuchten wir dein Appartement und ich habe deine Briefe gelesen. Ich war sicher, nichts kann schlimmer sein, als das Bewusstsein, dass du nicht mehr lebst, dass wir einander nie mehr sehen oder sprechen. Aber überzeugt zu sein, dass du tot bist und dann erfahren zu müssen, was du für mich empfindest, fühlte sich noch unerträglicher an. Ich dachte, ich drehe durch! Dabei musste ich gleichzeitig auf Hochtouren arbeiten, um jede Möglichkeit zu prüfen, die dir eine Chance hätte geben können. Und schließlich finden wir dich, du fällst mir in die Arme und sagst: 'Ich liebe dich.' Wie hätte ich da widerstehen können?“

„Ich verstehe immer noch nicht, Tom. Warum hättest du denn widerstehen müssen?“

Tom sieht mich jetzt wieder an: „Wegen der Regeln, Sara. Ich darf dich nicht lieben, wenn wir dich schützen. Und ich kann leider nicht einfach kündigen. Denn meine Bosse haben mir in dem Fall damit gedroht, dass sie dir sofort den Personenschutz entziehen, wenn ich mich nicht von dir fernhalte. Weißt du, die befürchten einen Dammbbruch, was unsere Regeln angeht, wenn sie eine Ausnahme zulassen. Das würde ihrer Meinung nach die Arbeit vieler Menschen und Jahre gefährden. Während der Videokonferenz, die abgehalten wurde, solange du auf dem Ball warst, habe ich mich zweieinhalb Stunden mit meinem Oberkommando herumgestritten, um für uns beide einen Weg zu finden. Aber die geben nicht nach. Ich habe es nicht geschafft. Mein Dienst macht einfach nicht mit ...“ Tom stöhnt mehr, als dass er seufzt. Dann setzt er erneut zum Erklären an: „Das sind intelligente Leute und wenn es mal nicht nach deren Nase läuft, dann zwingen sie andere einfach zu parieren. Bei uns haben die das perfekte Druckmittel, um mich davon abzuhalten, mit dir zusammenzukommen. Meine Chefs stellen sich einfach auf den Standpunkt, dass sie lieber auf Ur verzichten und dich womöglich

anderen Interessenten preisgeben, als ihre gesamte sonstige Arbeit grundsätzlich zu gefährden. Die entziehen dir wirklich sofort ihren Schutz, wenn ich mich nicht an die Spielregeln halte. Und die sagen: Distanz wahren.“ Beschwörend sieht Tom mich an: „Sara, ich will vor allem, dass du in Sicherheit bist. Das wissen meine Leute. Die kennen mich leider ziemlich gut, denn ich arbeite für die, seit ich achtzehn bin. Ich bin also schon so lange in dem Job, dass ich aus Erfahrung genau weiß, ich kann dich nicht allein schützen. Das schafft kein einzelner Mensch. Und es gehören auch beträchtliche Mittel dazu, jemanden zu bewachen oder herauszufinden, woher Gefahr droht. Wenn wir Neandertaler wären, könnte ich mich mit einer Keule vor unsere Höhle stellen. Aber die guten alten Zeiten sind vorbei, die Welt ist ein bisschen komplizierter geworden. Und bei allem Respekt, Sara. Du brauchst uns. Da draußen weiß jemand von Ur und macht Jagd auf dich. Dieses Mal ist es noch gut gegangen. Mit all deiner Kraft und all unserem Know-how haben wir dich lebend und heil da herausgeholt, aber das muss beim nächsten Mal nicht klappen. Du brauchst Schutz. Und eben weil ich dich so sehr liebe, muss ich dafür sorgen, dass du den und die Hilfe meiner Leute bekommst. Aber das bedeutet, dass ich wieder aus deinem Leben verschwinden muss.“

„Tom, und wenn es nur zwei Wochen wären, die wir gemeinsam haben und dann erwischt mich jemand – es hätte sich doch gelohnt!“

„Sara, das geht nicht. Ich kann das nicht. Ich kann doch solch ein Risiko nicht für dich eingehen. Du bist so jung ...“

„Ah! Hab´ ich mir doch gedacht, dass du irgendwann mit dem Altersunterschied kommst. Wie viele Jahre sind es? Sieben? Acht? Das ist mir scheißegal! Was soll ich mit einem Leben ohne dich?“

„Sara, du könntest dich doch neu verlieben. Ich bin nicht der einzige Mann auf der Welt. Du hast ja auch Ben geliebt, oder?“

„Ben? Ja, wir haben uns geliebt. Aber das war Kinderkram im Vergleich mit dem, was wir beide jetzt schon zwischen uns fühlen. Dabei kennen wir zwei uns eigentlich gar nicht. Du hattest bei unserem Abschied damals bei meiner Flucht erstaunlich recht mit deiner Bemerkung, als du sagtest, ich bräuchte keinen Jungen, sondern einen Mann an meiner

Seite. Bei meiner Beziehung mit Ben ist jeder von uns kaum über sich selbst hinausgekommen. So sehr wir genießen konnten, was wir geteilt haben, da gab es viel zu viel, was uns im anderen jeweils fremd geblieben ist. Da haben wir beide schon ganz andere Tiefen erreicht. Tom, ich will dich!“

Tom steht wieder auf und dreht mir den Rücken zu. Leise sagt er: „Sara, ich liebe dich. Ich bin fasziniert von dir. Ich meine, ich liebe dein wirkliches Ich, das du mir so mutig gezeigt hast. Wenn du jetzt noch deinen Körper in die Waagschale wirfst, bin ich rettungslos verloren.“

„Greif zu! Tu´s doch! Ich war die Ballkönigin heute Abend. Du kannst sie haben.“

Sein: „Nein. Meine Hände tun mir weh. Ich hab´ sie mir verbrannt, denn ich habe dich in den letzten zwanzig Stunden schon viel zu oft angefasst“, flüstert er nur noch kaum hörbar.

Was ich alles in diesem kurzen Satz höre, zerreißt mir das Herz. Ich trete hinter Tom, umfasse ihn mit beiden Armen und schmiege mich an ihn. Mein Ballkleid knistert. Dieser verflixte Satin - ich spüre Tom, als würde der Stoff meine Haut unerträglich sensibel machen. Er dreht sich zu mir herum, hält mich einige Augenblicke so hart in seinem Griff, dass ich Mühe habe zu atmen. Mein Kopf liegt genau in der Kuhle unter seiner linken Schulter und ich kann sein Herz hören. Es schlägt immer schneller.

„Mach es uns doch nicht so schwer!“, spricht er leise in mein Haar, bevor er einen entschlossenen Schritt nach hinten tritt, um sich von mir zu lösen.



Kapitel 60: Sonntag, 25.6. - 5 Uhr 23

Ich fahre von meinem Bett hoch.

Kaum zu glauben nach dem Gespräch, aber ich bin eingeschlafen. Andererseits: kein Wunder nach den Strapazen, den Höhenflügen und Abstürzen der letzten Zeit. Das schlaucht. Ich fühle mich wie verprügelt.

Tom schläft auch. Er liegt total schief in meinem Sessel. Nachdem es still geworden war zwischen uns, weil wir beide nichts mehr zu sagen wussten und die Verzweiflung uns stumm machte, muss ich eingeschlafen sein. Das Ballkleid hat Besseres verdient, als dass ich darin schlafe. Doch: Ist nicht alles vollkommen egal? Scheiß auf Ballkleider, wenn es Leute gibt, die mich daran hindern wollen, darin diesem Mann zu gefallen!

Und in diesem Augenblick begreife ich glasklar, dass Tom und ich nur eine einzige Chance auf eine gemeinsame Zukunft haben, nämlich dann, wenn die Leute, für die er arbeitet, ihre eisernen Regeln ändern.

Was könnte sie dazu bewegen? Freiwillig geben die ihren Standpunkt offenbar nicht auf. Ich bin sicher, Tom hat schon heftig dafür gekämpft. Also: Was kann ich tun, das er noch nicht versucht hat?

Sieben Minuten später weiß ich in etwa, wie ich vorgehen muss. Ich mache es einfach wie zuletzt auch: Ich biete mich als Köder an. Etwas anderes kann ich sowieso nicht offerieren. Toms Leute haben ein enormes Interesse an Ur, sonst hätten sie nicht diesen ganzen Aufwand mit meiner Überwachung bisher gerieben. Und genau das muss ich nutzen.

Ich schalle Tom. Er schläft tief und fest. Die Traurigkeit liegt wie ein dunkles Tuch über ihm und seiner ganzen Ausstrahlung. Ich sorge mit ein paar sanften Signalen dafür, dass sich das Tuch nach und nach aufhellt. Irgendwann umspielt ein selbstvergessenes Lächeln Toms Lippen. Ich weiß nicht, was er denkt, aber er ist jetzt nicht mehr traurig. Ich stehe auf und lehne mich sehr behutsam an seine langen Beine, denn ich will so nah wie möglich bei ihm sein, ohne ihn zu wecken.

Dann denke ich meinen Plan noch ein paarmal durch. Der Preis, den ich für Tom zahlen werde, kann unter Umständen schrecklich hoch sein, aber ich glaube, mögliche Folgen vor mir verantworten zu können. Um zwanzig vor sieben wecke ich Tom.

Dieses Mal wird er schneller wach. Stumm betrachtet er mich. Es liegt Abschied in seinem Blick. Mit dem Erwachen hat sich das dunkle Tuch wieder über sein Bewusstsein gebreitet.

„Tom, wie schnell kann ein ranghoher Vorgesetzter von dir in Düsseldorf sein?“

„Sara, lass...“

„Wie schnell?“ Ich habe Tom noch nie zuvor angeschrien.

Verwundert angesichts meines Tons zieht er eine Augenbraue hoch. „Im Notfall in zwei, zweieinhalb Stunden. Düsseldorf hat schließlich einen Flughafen. Aber...“

„Sei still. Wann musst du deinen nächsten Kontaktruf machen?“

„Um sieben.“

„Und wenn du es nicht tust?“

„Sara, was immer du da vorhast, hat keinen Sinn. Lass...“

„Ich lasse gar nichts. Dein Kontaktruf wird nicht stattfinden. Und dann kommt, wie Rob es so schön ausgedrückt hat, die Kavallerie, stimmt's?“

Tom nickt und will aus dem niedrigen Sessel aufstehen. Ur hindert ihn daran und er sinkt hilflos zurück.

Als seine Beine wegknicken, wird er wütend: „Sara, was soll das? Du kannst nicht...“

„Es tut mir wahnsinnig leid, Tom! Ich weiß nicht, wie ich das mit deinen Beinen vermeiden soll - ich werde dich jetzt sogar komplett

lahmlegen. Die Blockade hält ein paar Stunden, aber dann geht sie vorbei. Auf keinen Fall darfst du mich von dem abhalten, was ich jetzt tun muss, deshalb bremsen dich aus. Sonst würdest du mich bestimmt stoppen. Ich habe ein Ziel - ich will mit dir leben. Und ich habe einen Plan, um das möglich zu machen. Den ziehe ich jetzt durch. Vertrau mir, wenn du das schon kannst. Mach dir bitte keine Sorgen um mich, ich tue nichts Unüberlegtes! Ich hoffe, ich finde einen Weg aus dieser elenden Sackgasse heraus - für uns beide. Ich liebe dich!"

Tom hat, während ich sprach, die ganze Zeit vergeblich versucht, wieder Gewalt über seine Beine zu bekommen. Ich weiß nicht, wie gut er mir wirklich zugehört hat. Dann lähme ich ihn von Kopf bis Fuß. Er sieht mich entsetzt an, denn er kann nicht einmal mehr sprechen.

Ich setze mich an meinen Schreibtisch und bringe die Nachricht zu Papier, die Toms Kollegen finden sollen, wenn sie hier eintreffen, weil sein Anruf ausbleibt:

Ich werde Kontakt mit den Redaktionen von Bild und Express aufnehmen, und denen alles erzählen, was ich bisher mit euch erlebt habe, wenn mich nicht um Punkt halb elf - nicht vorher, nicht nachher - einer eurer Chefs persönlich aufsucht. Ich will wirklich die Chefetage, also jemanden mit Befehlsgewalt, treffen. Lüge und Wahrheit kann ich mit absoluter Sicherheit am Tonfall unterscheiden und ich werde mir den Rang meines Gesprächspartners sagen lassen. Sollte man mir irgendeinen Strohmännchen schicken, setze ich meine Nachricht an die Zeitungen sofort ab!

Bildet euch nicht ein, ihr könntet mich einfach austricksen. Ich werde von jetzt an buchstäblich den Finger am Drücker halten. Smartphones sind einfach Klasse! Und das Beste ist: Ich werde ein fremdes Handy benutzen, eines, das nicht einfach blockiert werden kann, weil ihr nicht wisst, welches es sein wird. Ich werde meine Nachricht an beide Redaktionen vorbereiten und muss nur noch auf „Senden“ drücken, damit sie ankommt. Ein Knopfdruck von mir und die Arbeit vieler Menschen und Jahre ist zerstört. Es wäre also besser, meine Anweisungen genau zu befolgen.

Der Treffpunkt soll übrigens meine alte Schule sein. Der Schulhof ist offen, man kann also bequem das Gelände betreten. Und, um es noch einmal zu betonen: Vor Punkt halb elf will ich da niemanden sehen, sonst drücke ich ebenfalls auf „Senden“. Im Nebengebäude, also in den Containern, bleibt immer ein Notausgang links an der Schmalseite unverschlossen. Ich warte in dem Fachraum für Erdkunde, das ist der erste Klassenraum rechts auf dem Flur.

Sara

Noch einmal lese ich meine kurze Nachricht. Es steht alles drin, was ich sagen wollte. Dann nehme ich noch frische Kleidung aus meinem Schrank. Ich weiß gar nicht, wie ich mich von Tom verabschieden soll. Mein Vorgehen tut mir unglaublich leid - aber ich fürchte, ich sehe keine Alternative. Zumindest fällt mir keine ein.

Tom folgt mir bei all meinen Bewegungen mit den Augen, mehr kann er zurzeit nicht tun. Ich umarme ihn, küsse ihn auf den Mund. Das habe ich noch nie getan. Obwohl seine Lippen sich durch die Lähmung leblos anfühlen, geht mir die Berührung durch und durch.

„Ich hoffe, du verzeihst mir, wenn ich wiederkomme und einen Weg für uns gefunden habe!“, bitte ich zum Abschied.

Die Uhr mit dem Sender lege ich neben den Brief, damit mir niemand folgt. Dann verschwinde ich in meinem Bad. Im Ballkleid kann ich schlecht morgens durch Düsseldorf laufen, also ziehe ich mich um. Ich beschließe, mich nicht darum zu sorgen, ob ich beobachtet werden könnte. Deshalb verlasse ich zügig mein Appartement, schnappe mir mein Rad und besuche erst einmal die Bäckerei zwei Straßen weiter, die auch sonntags immer schon um halb sieben öffnet. Ich decke mich mit reichlich Gebäck, Brötchen und Saft ein, denn ich habe immer noch viel aufzuholen in Sachen Essen.

Dann radle ich weiter zu Bens WG. Hamid wird mich hassen, wenn ich ihn jetzt wecke, aber es muss sein. Zweieinhalb Minuten Dauerklingeln sind nötig, um Maren verschlafen an die Tür zu locken.

„Sara? Was zum Donner bedeutet denn der Überfall um diese Zeit?“, fragt sie erschrocken.

„Ist Hamid da?“, antworte ich mit einer Gegenfrage, denn ich habe es eilig. Ich will vor sieben, also bevor sich ein Rettungskommando für Tom in Richtung auf mein Appartement in Bewegung setzt und meine Nachricht liest, meine Schule erreichen. Schließlich muss ich dort noch eine längere Mail verfassen.

„Ja, aber der schläft sicher noch. Den kannst du mit so einem bisschen Klingeln nicht wecken. Was ist denn los?“

„Maren, das kann ich dir beim besten Willen nicht erklären. Ich brauche dringend etwas von Hamid! Lässt du mich bitte rein?“

Maren nickt stumm und geht beiseite, damit ich in den Flur treten kann. Ich renne die Treppen hoch und stürme in die WG. Hamids Zimmertür ist tatsächlich zu. Ich klopfe, dann trete ich ohne Umstände ein. Hamid schnarcht furchtbar! Er verschluckt sich, als ich ihn an der Schulter packe und schüttele, und er wird hustend wach.

„Hamid? Ich brauche dein Smartphone! Hamid, hast du mich verstanden? Ich brauche dein Handy. Das ist ein Notfall. Mit Glück bekommst du das gute Stück in ein paar Stunden wieder.“

Hamid glotzt mich an. Er räuspert sich ein paarmal. Dann nickt er nur und deutet auf den Tisch in der Mitte des Raums – sein Handy liegt mitten drauf. Es handelt sich um das gleiche Modell, das ich benutze. Ich kann es mir jetzt nicht erlauben, mich mit einer mir unbekanntem Benutzeroberfläche herumzuschlagen und deshalb Fehler zu riskieren – deshalb musste ich Hamid wecken!

„Hamid, kannst du mir bitte verraten, wie ich dein Handy entsperre?“

Er nickt, bleibt immer noch stumm und tippt ein paarmal auf den Bildschirm. Dann findet er endlich seine Stimme wieder: „Noch mal oder weißt du jetzt, wie es geht?“

„Noch mal bitte!“

Hamid tippt erneut auf den Schaltflächen herum. Anschließend wuchtet er sich schwerfällig aus dem Bett und tappt barfuß zu seinem Schreibtisch hinüber. Aus einer Schublade nimmt er ein Kabel mit Stecker. „Das Ladegerät. Du würdest nicht riskieren, mich zu wecken, wenn es nicht absolut dringend wäre, oder? Da sollte der Akku dich besser nicht im Stich lassen. Was ist eigentlich los?“

„Staatsgeheimnis. Aber du hast mir sehr geholfen. Ich melde mich so bald wie möglich wieder.“

Maren steht fröstelnd auf dem Flur. Ihre Stirn runzelt sich zu einem großen Fragezeichen.

Mit einem: „Entschuldige bitte die frühe Störung!“, laufe ich an ihr vorbei und stürme die Treppen wieder hinunter.

In sechs Minuten ist Toms Kontaktruf fällig. Und in diesem Moment sollte ich mich bereits in der Schule befinden, denn ich habe versucht, meinen Zeitplan so zu entwerfen, dass Toms Leute mich nicht einfach mittendrin abfangen, aber die Forderung nach dem Erscheinen eines ranghohen Vorgesetzten trotzdem innerhalb meines Ultimatums erfüllen können.

Es kostet mich mächtig viel Disziplin, auf dem Weg zum Schulgelände an roten Ampeln stehen zu bleiben. Am liebsten würde ich nur kurz gucken und dann durchziehen bei dem extrem dünnen Verkehr. Trotzdem halte ich brav. Das ist auch besser so, denn an der zweiten roten Ampel erscheint seitlich in meinem Blickfeld die Motorhaube eines Polizeifahrzeugs. Vonnegut und Dörben, die würden mir jetzt gerade noch fehlen! Möglichst unauffällig wende ich mein Gesicht in die andere Richtung, als gäbe es dort etwas Interessantes zu sehen. Die Ampel springt auf Grün, der Einsatzwagen zieht an mir vorbei und ich beobachte mit gesenktem Blick im Anfahren intensiv den Asphalt unter mir, damit ich nicht vielleicht in einem Rückspiegel erkannt werde.

Um 6 Uhr 59 rollt mein Rad auf den Schulhof. Ohne Umstände fahre ich zu dem Nebengebäude, das aus Containerwürfeln besteht. Seit ich an diese Schule gekommen bin, war das Schloss der Seitentür defekt, aber

die Schüler haben nie etwas dazu gesagt. Ich weiß nicht, wie viele Pärchen die Klassenräume heimlich genutzt haben, um außerhalb der Unterrichtszeiten wirklich etwas zu lernen; jedenfalls wurde viel darüber geflüstert.

Sonntags liegt die Schule wie ausgestorben. Ich habe mir diesen Ort für das Treffen ausgesucht, weil die Container sich direkt an dem Ende des Schulhofes befinden, wo der an Nachbarhäuser grenzt. Von den zwei, drei hohen Giebeln dieser Gebäude wird sich kaum jemand abseilen am helllichten Tag. Wer kommt, muss über den Schulhof gehen, und zwar ganz offen. Aus dem Fachraum für Erdkunde kann ich das Gelände perfekt überblicken.

Zunächst wähle ich, nachdem ich den Fachraum betreten habe, eine Steckdose und hänge Hamids Handy an das Ladegerät. Anschließend schalte ich es ein und beginne im Internet die Redaktionsadressen von Bild und Express zu suchen, dann, nachdem ich die gefunden habe, öffne ich ein Mailprogramm. Ich lege eine neue Adresse an und beginne zu schreiben. Das dauert. Ein Smartphone ist eben kein PC. Zwischendurch beiße ich abwechselnd in Brötchen und Teilchen, trinke reichlich, weil ich denke, ich brauche das. Appetit verspüre ich keinen, dazu fühle ich mich viel zu angespannt.

Inzwischen sollte man Tom gefunden haben. Was werden sie mit ihm machen, bewegungslos, wie er jetzt dasitzt? Wird er, wenn er sich wieder rühren und reden kann, wütend genug auf meine Aktion reagieren, damit alle glauben, dass er wirklich nichts darüber wusste? Hoffentlich. Dann feuert man ihn wenigstens nicht, wenn ich mein, wenn ich unser Ziel nicht erreiche.

Nachdem meine Nachricht fertig getippt ist, habe ich noch Zeit, bis es halb elf wird. Ich hätte gestern Abend nicht gedacht, dass ich noch einmal freiwillig in meine Schule zurückkehre, derart kurzfristig schon gar nicht. Wie man sich irren kann.

Ich habe mich schon so oft geirrt. Menschen überraschen mich immer wieder, weil ich selten eine zutreffende Vorstellung davon entwickeln kann, was sie denken, fühlen und dementsprechend als Nächstes tun. Bei meinen kleinen Operationen, den Ausbrüchen aus meiner ersten und

zweiten Gefangenschaft, habe ich immer wesentliche Details übersehen.
Hoffentlich ist mir das diesmal nicht wieder passiert!



Kapitel 61: Sonntag, 25.6. – 10 Uhr 27

Ich bin furchtbar müde und fühle mich geistig total ausgebrannt, mein Magen ist ein nervöser Knoten. Ich singe mir selbst etwas vor, um lockerer zu werden, denn die innere Spannung scheint mir unerträglich. Was jetzt kommt, darf ich einfach nicht vermässeln!

10 Uhr 28. Ich entdecke plötzlich eine Bewegung im Eingangsbereich des Schulhofes. Dort steht jetzt ein Mann. Ist das die Person, auf die ich warte? Ich wäre froh, wenn ich mit einem Mann zu tun hätte. Bei Männern stimmt die Polarität in Bezug auf mich; ich kann meistens besser mit ihnen umgehen als mit Frauen.

Der Mann schaut scheinbar auf seine Uhr. Um 10 Uhr 29 setzt er sich in Richtung auf die Container in Bewegung, in denen ich warte. Meine Hände sind klatschnass vor Aufregung und ich wische sie hastig an meinen Jeans ab. Der Mann trägt unauffällige Zivilkleidung, er mag Anfang fünfzig sein und bewegt sich sehr zielstrebig. Als er den Seiteneingang sucht, verschwindet er aus meinem Blickfeld. Ich nehme schnell Platz, lege das Handy in Position und versuche, mich so hinzusetzen, dass ich wenigstens cool und überlegen wirken könnte.

Dann öffnet sich die Tür des Klassenraums.

„Frau Jansen? Guten Morgen!“, werde ich in einem Tonfall begrüßt, der sehr viel Selbstbewusstsein ausstrahlt.

„Guten Morgen“, erwidere ich und stelle irritiert fest, dass meine Stimme nicht klingt wie sonst. Nicht einmal Räuspern hilft, um ihr den vibrierenden, zitterigen Unterton zu nehmen. Mist! Aber sprechen muss ich trotzdem: „Sie haben die Spielregeln verstanden? Keine weitere Person außer Ihnen, keine Lügen. Sonst geht meine Mail an die genannten Redaktionen.“

„Es ist mein Job, Spielregeln schnell zu verstehen.“

Mein Gott, klingt der selbstgefällig! Ich bleibe so lässig wie möglich am Lehrerpult sitzen und mache für ihn eine einladende Geste, damit auch er sich irgendwo einen Platz im Klassenraum sucht. Er lächelt schmollig, wirft seine Jacke über einen Stuhl und setzt sich zwei

Reihen vom Pult entfernt. Rein optisch ist er vom Typ her Tom und seinen Kollegen durchaus ähnlich, allerdings um einiges älter.

„Wie geht es Tom?“ Ich muss einfach fragen.

„Ich hoffe doch gut. Er sitzt in Ihrer Wohnung und rollt böse mit den Augen, alle seine Körperfunktionen scheinen normal und wir hoffen, dass er sich demnächst wieder, so wie Sie es angekündigt haben, bewegen kann. Wir haben trotzdem einen Arzt geholt, der ihn beobachten soll.“

„Wie umsichtig.“

Erneut klingt er sehr selbstzufrieden, indem er feststellt: „Wir neigen nicht dazu, Fehler zu machen.“

„In Bezug auf mich haben Sie einen Fehler gemacht.“

Der Mann lacht, ohne wirklich amüsiert zu sein. „So?“

„Sie haben nicht bedacht, dass ich eine absolute Ausnahmererscheinung bin.“

Jetzt lacht er wirklich: „Frau Jansen, Sie sind eine Augenweide. Aber überschätzen Sie sich da nicht trotzdem ein bisschen?“

Mit einem schrillen Ton lasse ich seine Jacke in Flammen aufgehen. Zum Glück enthält der Stoff Kunstfasern, sodass mein Manöver wirklich spektakulär ausfällt. Mein Besucher springt angesichts der Stichflamme direkt neben ihm auf, reißt blitzschnell die Jacke zu Boden und trampelt die Flammen aus. Noch während er löscht, zieht er ein Handy aus der Hosentasche und ruft sofort jemanden an.

Er kommandiert nur: „Kein Zugriff! Pfeif jeden zurück, der sich in Marsch setzen will. Hier ist alles in Ordnung. Sie hat bloß meine Jacke abgefackelt. Schätze, ich habe wahrscheinlich das Mikro beim Löschen zertreten. Wenn jemand deswegen jetzt die Ohren wehtun – sorry.“

Dann setzt er sich wieder und schaut mich völlig anders an als zuvor. „Frau Jansen, was wollen Sie?“, fragt er schließlich und die Selbstsicherheit ist deutlich weniger geworden.

„Bekomme ich jetzt Ihre volle Aufmerksamkeit? Haben Sie jetzt den nötigen Respekt vor mir? Es macht eben doch einen Unterschied, ob man einen Bericht liest oder ob man sich in Reichweite eines wandelnden Flammenwerfers befindet. Zuerst meine Fragen – wie heißen Sie und welchen Rang bekleiden Sie innerhalb des Dienstes, für den Tom arbeitet? Und denken Sie daran, die Wahrheit zu sagen, nichts als die Wahrheit!“

Der Mann gönnt sich eine kurze Pause, bevor er beginnt zu sprechen, so als wollte er damit beweisen, dass ich ihn nicht wirklich unter Druck setzen kann. Dann erwidert er betont gelassen: „Mein Name ist Jason Walters. Ich arbeite in unserem Dienst im Range eines Majors für die Sektion Westeuropa.“

„Tut mir leid, ich bin mit militärischen Organisationsstrukturen im Einzelnen nicht wirklich vertraut, Mr. Walters. Können Sie das bitte für mich einsortieren?“

Meine Frage ist zwar präzise, aber es fällt mir immer schwerer, mich so zu konzentrieren, wie es der Umgang mit der Situation erfordert. Meine Hände scheinen förmlich Schweißtropfen zu bilden. Dummerweise kann ich sie nicht einfach unter dem Tisch verschwinden lassen, um sie an meinen Hosenbeinen abzuwischen, ohne gleichzeitig dadurch meine Schwäche offensichtlich werden zu lassen. Wenn der Mann da vor mir aufmerksam beobachtet, fällt ihm bestimmt auf, dass bereits dort auf der Tischplatte vor mir, wo ich meine Finger in der Nähe des Handys behalten muss, dunkle Ränder von der kondensierenden Feuchtigkeit entstanden sind.

„Ich bin das höchste Tier hier rundum im operativen Dienst. Über mir steht der Generalstab in den Staaten. Ist das klar genug für Sie?“

„Können Sie dem Generalstab Vorschriften machen?“

„Vorschriften natürlich nicht, aber Empfehlungen aussprechen. Wir haben eine hierarchisch angelegte Befehlsstruktur. Ich stehe ziemlich weit oben, aber längst nicht ganz oben. Ich bin das höchste Tier, das sich in Reichweite befand, um Ihre Forderung zu erfüllen, wenn man es

ganz platt ausdrücken möchte. Mehr war in der Kürze der Zeit nicht drin. Worauf wollen Sie hinaus, Frau Jansen?"

Ich beginne mit meiner rechten Hand mit dem Smartphone vor mir zu spielen, um damit noch einmal anzudeuten, dass ich sozusagen den Finger am Abzug halte. „Was ich erreichen möchte, Mr. Walters, ist vollkommen klar: Ich will Tom. Ich will, dass keiner sich zwischen uns stellt. Ich will, dass Ihr Dienst eine Ausnahme von seinen Regeln macht - Schutz für mich, aber trotzdem die Duldung einer Beziehung zwischen Zielperson und einem Ihrer Mitarbeiter. Wissen Sie, Tom ist nicht bereit, auf mich zuzugehen, wenn er weiß, dass ich dann den Schutz durch Ihre Organisation verliere. Nicht, nachdem ich gerade entführt wurde. Dazu liebt er mich zu sehr.“

Walters schmunzelt: „Sie sind eine recht ungewöhnliche junge Frau, wissen Sie das, Sara? Ich meine nicht, weil Sie sozusagen Feuer spucken können, sondern weil Sie nicht so schnell aufgeben und couragiert Eigeninitiative entwickeln, um Ihre Ziele zu erreichen. Aber nun erklären Sie mir bitte einmal - warum sollten wir wegen Ihres Liebeslebens unsere bewährten Grundsätze über Bord werfen? Da draußen wird bewacht und beschattet, da bekommen meine Leute zum Teil die intimsten Dinge über ihre Zielpersonen mit. Und wir beschäftigen weder Heilige noch Eunuchen. Wenn es nicht das eiserne Gebot der Disziplin und der Distanz gäbe, dann hätten wir bald wohl nur noch Liebespaare im Dienst! Und Liebe macht bekanntlich blind. Das ist wirklich kein Vorteil für Leute, die extrem darauf angewiesen sind, exakt zu beobachten.“

„Hören Sie aufmerksamer zu, Mr. Walters! Ich habe Ihnen gesagt, warum Sie eine Ausnahme von der Regel zulassen sollten. Weil ich eine Ausnahmeerscheinung bin.“

„Sara, Sie überschätzen sich wirklich!“

Meine Lippen sind staubtrocken. Ich feuchte sie nervös mit der Zungenspitze an, bevor ich meine Karten auf den Tisch lege: „Ich biete Ihnen einen Handel an, Mr. Walters.“

„Was könnte für uns so interessant sein, dass wir dafür unsere Prinzipien über den Haufen werfen sollten?“

„Ich.“

Verdammt! Jetzt lacht mein Gegenüber schallend. „Sara - zum dritten Mal: Sie überschätzen sich und Ihre Wirkung. Ich hatte Sie für intelligenter gehalten nach allem, was ich über Sie gelesen habe.“

„Und ich war sicher, Sie würden mich nicht so plump missverstehen wollen. Also muss ich Ihnen auf die Sprünge helfen. Ihr Dienst hat ursprünglich versucht, mich sozusagen anzuwerben, um hinter das Geheimnis von Ur zu kommen beziehungsweise Ur für sich zu nutzen. Das habe ich strikt abgelehnt. Deshalb hielt ich damals sogar mein Herz an. Daraufhin hat man auf Ihrer Seite wohl begriffen, dass ich Ur nicht einfach preisgegeben werde. Ihr gegenwärtiges Interesse daran, mich zu schützen, entspringt wahrscheinlich der Motivation, andere daran zu hindern, zu versuchen, Ur auszubeuten. Oder Sie und Ihre Organisation wollen nicht durch gezielte Indiskretionen meinerseits auffliegen, falls mir etwas zustößt.“

Wenn ich Ihnen heute mich anbiete, meine ich Folgendes: Benutzen Sie mich. Tun Sie das, was Sie ursprünglich mit meiner besonderen Begabung vorhatten. Nutzen Sie Ur. Ich gebe Ihnen einen, einen einzigen Freifahrtschein dazu, illegale Aktionen ausgenommen. Wenn Ihnen gerade die Fantasie fehlt, sich dafür eine nützliche Situation auszumalen - stellen Sie sich zum Beispiel die Kuba-Krise vor, wenn ich dabei gewesen wäre. Kennedy hätte mit absoluter Sicherheit gewusst, wann Chruschtschow lügt. Man könnte sich auch in entsprechenden Staaten einfach nach dem Stand der jeweiligen Atomprogramme erkundigen. Solange ich zur Delegation gehöre, der man live antwortet, wäre sicher, was von der jeweiligen Auskunft zu halten ist. Ich stelle Ihnen Ur zur Verfügung. Einmal. Uneingeschränkt, aber im Rahmen des Gesetzlichen. Sie bestimmen Zeit und Ort. Und dafür werden Sie bei Tom und mir eine Ausnahme von der Regel zulassen. Denn ich bin eine Ausnahmeerscheinung, die in Ihrem üblichen Rahmen nicht vorgesehen ist - deshalb verdienen Tom und ich besondere Rahmenbedingungen. “

Walters sitzt regungslos vor mir, beobachtet mich, seine Mine verrät nichts. Schließlich fragt er: „Was bedeutet es, wenn Sie Ihr Wort geben?“

„Dann bin ich gebunden. In meiner Akte ist ja allerlei an Informationen über mich zusammengestellt. Für den Fall, dass es nicht schon drinsteht, fügen Sie bitte hinzu, dass ich nicht lügen kann.“

Erstaunt sehe ich, dass sich das bisher so beherrschte Gesicht mir gegenüber bei meinen Worten zu einem breiten, fast spitzbübischen Grinsen verzieht: „Wie überaus unangenehm!“

Der Mann steht auf. Er geht ein paarmal hin und her. „Sie sind sich im Klaren darüber, dass ich nicht einfach eine Regeländerung für Sie und Tom anordnen kann, sondern die Zustimmung meines Generalstabes brauche?“

Ich will das hier endlich zu Ende bringen. Die Anspannung ist grausam hoch und ich bin so langsam fix und fertig! Erst habe ich bei diesem Treffen geschwitzt, aber mittlerweile friere ich. Ich versuche verzweifelt, energisch noch einmal Druck zu machen, indem ich fordere: „Mr. Walters, Sie haben ausgezeichnete Kommunikationsmittel. Holen Sie sich die nötige Zustimmung. Jetzt!“

Zum ersten Mal kommt der Mann ganz nahe an mich heran, wie ein Jagdhund, der Witterung aufnehmen will. Ich muss mich furchtbar zusammenreißen, um nicht einfach nach hinten auszuweichen und damit zuzugeben, wie unsicher ich mich fühle.

Wieder lächelt Walters merkwürdig. „Ihre Idee ist attraktiv. Wie Sie. Aber einmal ist keinmal, Sara. Bieten Sie mir mehr. Die gute Fee verschenkt immer drei Wünsche, das sollten Sie wissen.“

Damit, dass es jetzt auch noch zum Feilschen kommen würde, habe ich wirklich nicht gerechnet. Ich fühle mich vollkommen ausgelaugt. Die Aggressivität, mit der ich hier aufgelaufen bin, die Wut auf die Leute, die sich zwischen Tom und mich stellen wollen und die mich in den ersten Minuten durch das Gespräch getragen hat, ist leider inzwischen meiner Erschöpfung zum Opfer gefallen und total verpufft. Aufgeben darf ich nicht - es geht um Toms Leben und um meines. Aber

ich habe einfach keine Energie mehr. Ich bin, was meine Nervenkraft angeht, im tiefroten Bereich angekommen. Äußerlich kann ich das Zittern noch so gerade eben unterdrücken, aber innerlich nicht mehr. Wenn Ausweichen nicht mehr hilft, dann bleibt mir immer noch die Wahrheit: „Mr. Walters, lassen Sie mich nicht auf Knien hier vor Ihnen herumrutschen. Viel Kraft habe ich jetzt nicht mehr. Genaugenommen gar keine. Es liegen gerade ein paar höllische Tage hinter mir. Aber ich habe noch viel mehr höllische Tage vor mir, wenn Sie nicht auf mein Angebot eingehen.“ Blöderweise bricht an dieser Stelle meine Stimme und ich kann nichts mehr sehen, weil meine Tränen alles verschleiern.

Jetzt bin ich nicht mehr Frau Jansen, auch nicht mehr Sara und Sie, jetzt reicht Walters mir ein Taschentuch und murmelt: „Du bist entweder eine perfekte Schauspielerin oder du liebst ihn wirklich. Ich fürchte, es ist tatsächlich Liebe.“

Bestimmt fünf Minuten lang kann ich nichts anders tun als heulen. Die ganze Erschöpfung macht sich gnadenlos in mir breit und die Anspannung läuft in wahren Strömen aus meinen Augen.

Der Mann sitzt geduldig auf einem der Pulte und ich nehme an, er beobachtet mich weiter. Es ist mir ziemlich egal – jetzt kommt es nur noch auf seine Entscheidung an, nicht darauf, ob ich hier mein Gesicht gerade verliere oder nicht.

Als ich wieder einigermaßen ruhig atme, meint er nur: „Dreimal. Wir machen es wie im Märchen, oder? Nichts Illegales, das garantiere ich.“

Zittrig frage ich: „Wird es dann eine Ausnahme für Tom und mich geben?“

„Ja, die wird es geben, Sara.“

Erstaunt schaue ich ihn direkt an. Der Unterton bei seiner Feststellung klingt unerhört zufrieden, gleichzeitig auch amüsiert, so als wäre ihm gerade ein großartiger Trick gelungen. Ein Verdacht zuckt in mir hoch. Jason Walters streckt mir die Hand entgegen und ich besiegle unsere Absprache, indem ich einschlage. „Mr. Walters, kann es sein, dass Sie mich gerade genau dorthin manövriert haben, wo Sie mich von vornherein haben wollten?“

„Jason, Sara, bitte sag einfach Jason. Wir im Dienst nennen uns alle beim Vornamen. Dreimal wirst du ja demnächst dazugehören. Das hier ist mehr als ein Handel, das ist die Voraussetzung dafür, dass bei Tom und dir eine Ausnahme gemacht werden kann. Beziehungen zu Zielpersonen werden weiterhin nicht geduldet, aber du wirst infolge unseres soeben geschlossenen Abkommens ja zu uns gehören. Dass es dabei keinen Unterschied macht, ob drei oder dreißig Mal oder immer, darüber musste ich mit verschiedenen Generälen debattieren, aber man war am Ende geneigt, sich meiner Sichtweise anzuschließen und dir und Tom grünes Licht zu geben. Ja, ich bin eigentlich sehr zufrieden mit mir. Wie bist du drauf gekommen, dass ich dich ein wenig ... manipuliert habe?“

„Ich nehme Untertöne wahr, also das, was nicht in Worten gesagt wird, aber doch unwillkürlich zum Ausdruck kommt und ich habe gerade gehört, dass du innerlich sehr amüsiert und zufrieden über mich gelacht hast. Das machte mich eben stutzig.“

Jason Walters grinst schon wieder. „Man bekommt meine Stellung nicht, wenn man harmlos denkt und handelt. Ich hatte ja schon in deiner Akte gelesen, dass du clever bist, aber wenn ich das jetzt so bedenke, verfügst du wahrscheinlich sogar wirklich über Talent für unsere Arbeit. Du bist mir ziemlich schnell auf die Schliche gekommen. Kein Grund aufeinander böse zu sein. Ich habe, was ich wollte. Du allerdings auch.“

„War es wirklich nötig, Tom und mich dafür solche Höllenqualen leiden zu lassen? Sie hätten mich auch direkt fragen können!“, beschwerte ich mich und werfe aufgebracht ein tropfnasses Papiertaschentuch in den Abfalleimer.

„Hättest du denn zugestimmt?“

Ich denke einen Augenblick über die Frage nach und versuche dabei, ehrlich zu mir selbst zu sein. Er hat recht, ich hätte eine solche Anfrage glatt abgelehnt. Für das Zugeständnis, das ich gerade hier gemacht habe, musste schon wirklich viel auf dem Spiel stehen. Und so eine Situation, in der Tom und ich mächtig unter Druck gerieten, hatte Jason Walters geschickt herbeigeführt.

„Glaub nicht“, fährt er fort, „die Regeln wären leicht außer Kraft zu setzen gewesen. Mein Generalstab hat mir die Hölle heißgemacht, als ich mit meinem Vorschlag kam, für dich und Tom eine Ausnahmebehandlung zuzulassen beziehungsweise unsere Regeln ein wenig großzügiger als üblich auszulegen. Letztlich hat man aber zugestimmt. Wir tun so, als gehörtest du zu unserer regulären Truppe, aber der Personenschutz wird trotzdem fortgesetzt. Was ich allerdings aus Washington zu dem Thema gesagt bekommen habe, ist alles nichts gegen das, was Tom mir letzte Nacht an den Kopf geworfen hat! Zweieinhalb Stunden hat er pausenlos auf mich eingeredet, um mich weichzuklopfen. Er ist einer meiner besten und begabtesten Männer. Ich würde ihn ungern verlieren. Und ich bin wirklich froh, wenn ich ihm nicht das Herz brechen muss. Deshalb wollte ich dich auch kennenlernen. Ich wollte versuchen herauszufinden, ob das hier am Ende nur eine Schulmädchenschwärmerei von einer sehr attraktiven jungen Frau ist. Scheint mir aber mehr zu sein. Du wirst von mir hören. Ich verlasse mich darauf, dass du dein Wort hältst.“

„Ich halte mein Wort immer. Ich kann nicht anders. Tom hat übrigens nichts von meinem Plan hierherzukommen gewusst. Das müssen Sie ..., eh, das musst du mir glauben!“

„Ich muss gar nichts glauben. Ich weiß, dass Tom mit der Sache nichts zu tun hatte. Deine Idee mit dem fremden Smartphone war zwar wirklich kreativ, aber zwecklos. Stell dir vor, die Leute in der Nachbarschaft werden, seitdem ich mich hier bei dir aufhalte, alle keinen Anruf auf ihren Handys bekommen oder gemacht haben. Wir stören im Moment den Empfang im Umkreis von etwa zweihundert Metern. Deine Nachricht hätte also nie ihr Ziel erreicht. Tom weiß, dass wir einen Störsender verwenden können, und hätte dir geraten, uns auf andere Weise unter Druck zu setzen.“

„Verdammt! Immer wenn ich etwas plane, geht auch etwas schief! Aber ich bin froh, dass du sicher sein kannst, dass Tom an meiner Aktion nicht beteiligt war. Weshalb bist du überhaupt gekommen, wenn du gewusst hast, dass ich euch nicht wirklich in die Enge treiben kann? Da hätte doch irgendwer mich hier einfach erwarten können, denn ich wäre ja gar nicht in der Lage gewesen, Schaden anzurichten.“

Jason erklärt offen: „Ich kümmere mich um meine Leute, Sara. Und du hast Tom und die gesamte Truppe, die dich befreit hat, ziemlich aufgemischt. Es schien mir dringend nötig, einmal nach dem Rechten zu sehen, und zwar nicht nur per Videokonferenz. If we can't beat you - join us.“ Er klingt aufrichtig und eigentlich verdammt sympathisch, als er das sagt.

Deshalb wage ich auch meine nächste Frage: „Für wen genau werde ich demnächst denn eigentlich arbeiten?“

„Eine gute Frage! Und so wichtig. Seinen Arbeitgeber sollte man immer kennen. Es war verdammt mutig oder aber sehr unvorsichtig von dir, dich zur Kooperation bereit zu erklären, obwohl du gar nicht genau weißt, für wen du demnächst tätig wirst.“

„Weder noch“, unterbreche ich Jason. „Ich kenne jetzt eine paar deiner Mitarbeiter und es sind Menschen, die ich wirklich schätze. Darüber hinaus hat mir dein Verein erspart herauszufinden, was jenseits von Rotterdam mit mir passiert wäre. Das hätte sicher sehr unerfreulich werden können. Ich finde, die Rettung durch euer Team verpflichtet. Außerdem habe ich die Gegenseite kennengelernt und die hat mir wirklich nicht gefallen. Ich besitze also durchaus eine Vorstellung davon, mit welchen Kreisen ich mich da gerade eingelassen habe, aber ich wüsste es eben gern genauer.“

Jason macht eine unbestimmte Handbewegung: „Wir sind die Leute für Arbeiten, die sonst niemand erledigen kann oder will, weil unklar bleiben soll, wer wir sind. Wir retten und bewachen oder beobachten - hauptsächlich, wenn es extrem anonym zugehen soll. Manchmal auch mehr. Innerhalb der US-Geheimdienste sind wir ein relativ kleiner Verein, aber mit wirklich hoch qualifizierten Mitarbeitern. Und damit wir nicht so bekannt werden wie CIA oder FBI, heißt unser Klub auch einfach nur ‚Dienst für Sonderaufgaben‘ oder kurz ‚der Dienst‘.“

Ich nicke. Das deckt sich mit dem, was Frank mir mitgeteilt hat und was ich selbst bisher erlebt habe. Ein bisschen vage, aber so langsam kann ich mir ein Bild machen.



Kapitel 62: Sonntag, 25.6. - 11 Uhr 48

Jason zieht erneut sein Handy aus der Tasche und telefoniert. „Lasst das eine Team die Reste meiner Jacke hier beseitigen und dann abrücken; der andere Wagen soll Sara und mich abholen.“ Nachdem er aufgelegt hat, wendet er sich mir zu: „Ich habe nicht das Gefühl, du solltest jetzt mit dem Rad irgendwohin fahren. Wo dürfen wir dich hinbringen?“

„Nach Hause bitte, wenn Tom noch da ist.“

Ein unauffälliger Kombi hält vor dem Schulgelände. Jeff sitzt am Steuer.

Als er uns kommen sieht, steigt er aus, geht auf mich zu und legt mir besorgt einen Arm um die Schultern: „Sara, was ist los? Hast du etwa geweint? Jason, verdammt, was hast du mit ihr gemacht?“

Jason breitet theatralisch die Arme aus: „Sie steckt mich fast in Brand und du fragst, was *ich* gemacht habe! Siehst du Sara, das meine ich damit, wenn ich sage, dass du einen schlechten Einfluss auf die Truppe nimmst. Die haben alle miteinander die nötige Distanz zu dir verloren - es ist die Pest! Wie viele von meinen Leuten kennst du jetzt? Und wie viele sind bereits deine persönlichen Freunde? Ich will es lieber gar nicht wissen! Kann ja sein, dass du früher angeblich reichlich Probleme mit deinen Klassenkameraden hattest, aber auf meine Jungs hast du einen verheerend starken Einfluss. Da gibt es ein paar Leute, die schlagen sich förmlich darum, nach Düsseldorf abkommandiert zu werden. Jeff, lade das Fahrrad ein und bring´ uns in die Dahlienstraße!“

Jason hält mir überaus höflich die Beifahrertür auf, Jeff verläßt meinen Drahtesel und ich habe gerade das Gefühl, ein Déjà-vu zu erleben: Mit einem Fahrrad im Kofferraum auf dem Rückweg in die Dahlienstraße hatte auch mein zweites Kapitel mit den Amerikanern begonnen.

Ich fühle mich so müde und ausgelaugt, dass ich nicht den Mut habe, mir vorzustellen, wie wütend Tom wird, wenn er wieder Gewalt über

seinen Körper gewinnt. Aber ich bringe ja wenigstens gute Nachrichten mit. Der Gedanke lässt mich lächeln. Meine Augen begegnen Jeffs, der an einer roten Ampel halten muss und die Gelegenheit nutzt, zu mir herüberzuschauen. Fragend zieht er eine Augenbraue hoch. Ich nicke ihm beruhigend zu und signalisiere damit: alles in Ordnung.

Als Jason und ich meine kleine Wohnung betreten, befindet sich Tom nach wie vor in dem Sessel - meine Totalblockade wirkt immer noch, wahrscheinlich deshalb so lang, weil er wirklich erschöpft ist. Er sitzt dort merkwürdig zusammengesunken. Jemand hat ein paar Kissen zwischen ihn und die Armlehnen gestopft, um ihm einen besseren Halt zu geben. Toms Augen sprühen Feuer, als er Jason und mich ins Zimmer treten sieht.

Jason grüßt einen Mann mittleren Alters, der an meinem Esstisch sitzt und liest: „Hey Doc, wie geht's Tom?“

„Ich würde sagen gut, abgesehen davon, dass er mich mit seinen Blicken schon an die hundert Mal getötet hat.“ Dann schaut der Arzt mich neugierig und interessiert an. „Ich nehme an, du bist Sara und hast ihn lahmgelegt? Wie funktioniert das? Ist es möglich, die Technik zu erlernen? Das interessiert mich sehr. Wenn ich das könnte, dann hätte ich als Arzt deutlich mehr Möglichkeiten.“

„Man muss Ur beherrschen, um so etwas hinzubekommen. Was das ist, steht in meiner Akte. Fragen Sie am besten Jason danach.“

Der Arzt ist neugierig: „Konntest du so etwas schon immer?“

Ich schüttele den Kopf. „Nein. Aber meine Eltern sind Tierärzte. Da habe ich von klein an in der Praxis geholfen.“

Der Arzt lacht: „Geholfen? Nette Umschreibung für nicht genehmigte Tierversuche. Ich muss immer einen ganzen Stapel Formulare ausfüllen, wenn ich auch nur einen Hamster betrunken machen möchte. Geholfen! Ich fass' es nicht! Sag mal, könntest du eigentli...“

Jason zeigt anklagend mit dem Finger auf mich und unterbricht: „Da! Es geht schon wieder los! Keine Distanz, ich sag es doch. Los Doc, wir rücken ab, das Auto wartet draußen.“

„Und Tom? Was wird aus dem?“, will der Arzt wissen.

Jason grinst hintersinnig: „Das ist Saras Problem. Sie hat ihn ausgeknipst. Sie wird auch wissen, wie sie ihn wieder in Gang bekommt. Viel Glück, Sara! Es hat mich gefreut, dich kennenzulernen. Und wir werden uns bei dir melden.“

Dann sind alle weg und ich befinde mich allein mit Tom in der Wohnung. Wenn Blicke wirklich töten könnten, befände ich mich jetzt ernsthaft in Gefahr! Ich kann ja verstehen, dass er wahnsinnig wütend ist. Und ich habe wirklich Angst vor seinem Zorn, der so sicher wie das Amen in der Kirche über mich hereinbricht, wenn ich seine Blockaden jetzt einfach löse. Ich fühle mich allerdings so dünnhäutig und erschöpft, dass mir die Aussicht auf einen Streit im Augenblick unerträglich erscheint.

Aber dann fällt mir ein, dass ich am besten auf Ablenkung setze, wenn ich einer Auseinandersetzung aus dem Weg gehen will. Da sind eine Menge unverwirklichte Ideen in meinem Hinterkopf, die ich jetzt endlich Realität werden lassen könnte. Die sollten Tom mit Sicherheit auf ganz andere Gedanken bringen als darauf, weiterhin auf mich und meine Zwangsmaßnahme böse zu sein. Als ich in diesem verdammten Tanker eingesperrt war, habe ich meiner Vorstellungskraft freien Lauf gelassen: Ich habe mich in meinen Gedanken förmlich an Tom geklammert. Und mehr, so gut das bei meiner Unfähigkeit zum Träumen geht ... Schließlich brauchte ich in dieser schrecklichen Situation wirklich einen festen Halt. Ich habe mich so sehr und so lange nach Tom gesehnt!

Also trete ich hinter den Sessel, lasse Tom einen Augenblick schmoren, weil er mich dort nicht sehen kann, nicht weiß, was ich plane. Dann, als ich selbst unfähig bin, mich auch nur einen Augenblick länger zurückzuhalten, beuge ich mich von der Seite zu ihm herab und berühre sein Haar mit meinen Lippen. Er kann sich zwar nicht bewegen, aber

ich bin sicher, das wird er spüren, obwohl ich mich sehr bemühe, ganz sanft zu vorgehen.

Ich küsse Tom - endlich, endlich! - langsam und sehr behutsam aufs Ohr, auf eine Wange, schließlich auf seinen Mund. Toms wütende Augen will ich gar nicht sehen, deshalb halte ich meine geschlossen. So kann ich auch viel mehr empfinden. Ich will jetzt nur noch fühlen, nichts mehr denken, nicht länger grübeln, ihn nur spüren, ohne mich irgendwie ablenken zu lassen.

Toms Lippen sind immer noch wie Wachs, zwar warm, aber sie fühlen sich nicht lebendig an. Zum ersten Mal rieche ich ihn wirklich, schmecke ihn. 'Ich mag ihn tatsächlich', sagt mir meine Zungenspitze, die ein seltsames Eigenleben zu entwickeln beginnt. Nicht einfach, dabei sanft zu bleiben, aber ich versuch's.

Behutsam beginne ich Toms Körper zu wecken, hauche mein Signal dazu direkt in seinen Mund. Zuerst beleben sich seine Lippen, die weich werden, dann sofort meine suchen. Das Stöhnen, das mir dabei unwillkürlich entfährt, ist so heiser, dass es von jemand anderem zu kommen scheint. Oder war das etwa doch Tom?

Dass er sich eine Weile nicht rasiert hat, spüre ich, denn gleich neben seinem Mund fühlt sich sein Gesicht ein bisschen stoppelig an, aber meine Lippen und meine Zungenspitze mögen das.

Tom ist definitiv abgelenkt, ich schalle ihn erneut und spüre, was alles in ihm hochkocht und seine Wut so restlos verdrängt, als wäre sie nie da gewesen. Das Echo seiner Erregung sorgt dafür, dass mir siedend heiß wird. Mein Signal geht weiter, taut seinen Hals auf, die Schultern, seine Arme, die sofort nach mir greifen, als Tom wieder Gewalt darüber hat. Er ist stark, packt mich, sodass ich mich nicht wieder aus seinem Griff winden könnte. Aber warum sollte ich das auch wollen? Dann zieht er mich heftig zu sich heran, auf seinen Schoß, bis der Sessel unter uns beiden ächzt.

Was soll's?

Tom ist längst wieder ganz bei sich, da sitzen wir immer noch in dem verflixten Sessel. Ineinander förmlich verknotet. Nichts kann nah genug, innig genug sein. Ich bin nur Mund, nur Hand, nur Gefühl, das alles in mir in Brand setzt. Tom geht es genauso.

Plötzlich lösen sich seine Lippen von meiner Wange. Verwirrt angesichts der Unterbrechung sehe ich ihn fragend an. Was kommt jetzt?

Ein tiefer Seufzer, dann seine Frage: „Sag mal, ist das klug, wenn wir so miteinander beginnen?“

Was meint er denn damit? Dass wir mit Sicherheit nicht mehr lang unsere Kleider anbehalten?

„Was hat das alles hier mit Klugheit zu tun?“, frage ich zurück, gereizt wegen der Störung und streiche ihm über das Gesicht. Ich kann es nicht lassen, immer neu zu genießen, dass ich Tom endlich berühren darf. „Und überhaupt – was heißt hier *beginnen*? Das dauert doch alles schon eine ganze Weile mit uns beiden, oder? Ich finde sogar, wir haben uns sehr lange mit allem Körperlichen zurückgehalten.“

Er grinst, erleichtert, glücklich, befreit, weil ich jetzt nicht darauf bestehe, kompliziert zu sein. Er grinst so, dass mir erneut heiß und kalt wird, denn in diesem Lächeln liegt ein Versprechen von Gier, das ein prickelndes Gefühl zwischen Freude, Staunen und einem Hauch von Angst in mir auslöst: Dieser Mann will mich wirklich. Ganz. Jetzt.

Toms nächster Kuss fällt heftig aus, seine Lippen gleiten schließlich von meinem Mund aus tiefer, den Hals entlang, tiefer, tiefer ...

Und dann irgendwo in diesem Wirbel von Gefühlen das wundervolle Bewusstsein: Endlich steht nichts mehr zwischen uns, keine Angst, keine Vorbehalte, keine Grenzen mehr. Er muss es wissen, muss erfahren, dass das hier kein verzweifelter Abschiedskuss ist.

„Tom, ich muss dir noch was sagen“, keuche ich zwischen den Küssen.

„Was?“, fragt er beinahe ungeduldig, dass er bei seiner Entdeckungsreise oder besser gesagt bei seinem Eroberungsfeldzug,

gestört wird und fährt mit seinen Lippen erneut meinen Hals entlang. „Dass es dir schrecklich leidtut, dass du mich hier festgenagelt hast?“

„Das auch. Es tut mir wirklich leid! Tom, ich habe mit Jason gesprochen.“

Jetzt habe ich Toms volle Aufmerksamkeit, aber leider nicht mehr seine Lippen auf meiner Haut. Er schaut mir plötzlich konzentriert in die Augen, ist auf der Hut.

„Mit Jason? Der Kerl ist ein verdammter Bastard! Ein ausgekochtes Schlitzohr, kann Menschen manipulieren wie kein Zweiter, ist eine Legende in unserem Dienst und ich fürchte, ich mag ihn wirklich gern. Was hattest du denn mit Jason zu schaffen? Ich habe mich vorhin schon gewundert, als ihr zusammen hier hereinmarschiert seid.“

Offenbar haben Toms Kollegen ihm nicht die Nachricht vorgelesen, die ich vor meinem Aufbruch zu Hamid und meiner alten Schule hinterlassen hatte. Er weiß also gar nicht, was alles in der Zwischenzeit geschehen ist. Stockend erzähle ich, was ich geplant hatte und was sich dann abgespielt hat. Ich lasse nichts aus. Tom hört aufmerksam zu, bis ich fertig bin.

„Aber Sara, du wolltest doch Ur auf keinen Fall preisgeben. Dafür hast du sogar riskiert, dein Herz anzuhalten! Wieso gibst du Jason dann drei Mal die Verfügungsgewalt über dich und Ur?“

„Das ist kein Widerspruch, Tom. Ich habe gut darüber nachgedacht. Ich kann Ur nicht preisgeben, denn eigentlich habe ich ja keine Ahnung, wie es funktioniert. Die Raum-Zeit-Koordinaten sind der Schlüssel dazu und die entstehen spontan in mir. Was ich Jason angeboten habe, sind genau drei Einsätze, in denen er meine volle Unterstützung bekommt, solange er nichts Unrechtes von mir verlangt. Damit wird wohl niemand die Weltherrschaft an sich reißen oder sämtliche Menschen auf diesem Planeten emotional manipulieren können. Ich denke, da bin ich ein kalkuliertes Risiko eingegangen. Außerdem - seit mich diese drei Typen nach Rotterdam verschleppt haben, glaube ich tatsächlich, dass du für die Guten arbeitest. Der Unterschied zwischen den drei Kidnappern aus

Maschas Laden und deinen Leuten war wirklich krass! Das ist einer der Gründe, weshalb ich mein Angebot guten Gewissens unterbreitet habe.“

Tom grunzt. Es klingt zustimmend, so als würde er mir recht geben. Und zugleich ungeduldig - als hätte das Thema ihn nicht wirklich interessiert. Seine Hände, die sich ruhig verhielten, solange ich gesprochen habe, begeben sich unbeirrt wieder auf ihre interessante Wanderschaft. Und meine Hände will ich auch nicht mehr stillhalten. Die suchen sich längst Wege unter Toms Shirt.

„Wir hätten die Regeln sowieso gebrochen, oder?“, fragt Tom nach einer Weile leise, wobei er unendlich langsam immer wieder den leichten Schwung meiner Taille mit seinem Zeigefinger nachfährt, nachdem er meine Bluse fast quälend langsam aufgeknöpft hat. „Als du weg warst und ich so in mir selbst gefangen feststeckte, ist mir noch einmal mit voller Wucht bewusst geworden, was du mir bedeutest. Dabei haben wir noch nicht einmal angefangen, uns wirklich zu lieben, denn schließlich kennen wir uns kaum. Aber ich bin trotzdem ganz sicher: Du, genau du musst es sein. Du bist die Frau meines Lebens. Ich hätte mich nicht von dir fernhalten können, auch wenn ich es versucht hätte. Ich bin sicher: Du bist meine Chance, verstanden zu werden. Du kannst mich finden und erkennen. Mein Wahres Ich. Du hörst und verstehst, was ich einfach nicht sagen kann. Das wünsche ich mir so sehr.“

„Und du bist meine Chance ganz ich zu sein, trotzdem geliebt zu werden und lieben zu dürfen - trotz Ur und wegen Ur“, erwidere ich und streiche ihm wieder über das Haar. Die Bewegung habe ich in Gedanken schon so oft ausgeführt; es ist köstlich, dass sie jetzt endlich wahr wird.

„Ich bin altmodisch“, meint Tom plötzlich, zieht seine neugierigen Hände erneut einen Augenblick zurück und sieht mich lächelnd an. „Ich muss dich erst fragen. Sara, willst du wirklich meine Frau sein?“

„Ja, das will ich, unbedingt, aber nicht auf diesem unbequemen Sessel.“

Tom kommt ein wenig schwankend auf die Beine, denn er hat mich gleich mit hochgehoben. Er hat mich nun schon so oft getragen und gehalten,

aber das jetzt ist ganz anders, denn seine Hände, diese zuverlässigen starken Hände können nicht stillhalten und ich genieße es schamlos, wie sie mich entdecken. Vorhin war ich noch so erschöpft, jetzt schwimme ich auf einer Welle atemloser Erregung.

Plötzlich hält Tom mich auf Armeslänge von sich. „Was hast du jetzt wieder für eine Teufelei auf Ur vor?“, fragt er mehr neugierig als ärgerlich.

„Ich kann nichts dagegen machen, Tom. Wenn du mich so küsst, dann ..., dann ...“

„Hör bloß nicht auf damit! Das fühlt sich ganz unbeschreiblich an. Nimm mich mit!“, flüstert er mir ins Ohr, bevor mein leises Schnurren laut wird.



Kapitel 63: Sonntag, 25.6. - 16 Uhr 17

Verdammtes Telefon! Zweimal bin ich jetzt in Toms Armen eingeschlafen - sich von der Welle atemloser Erregung aus einfach in Schlaf sinken lassen, wenn die Erschöpfung jeden Gedanken wegglättet, ist so leicht neben diesem Mann, dem ich voll und ganz vertraue. Und es fühlt sich wunderbar an, ganz allmählich in seinen Armen irgendwann wieder wach zu werden und zu wissen: Wenn ich das nächste Mal die Augen aufschlage, ist er immer noch da!

Tom ist ebenfalls aufgewacht. Er stöhnt und es klingt ein wenig unwillig, widerstrebend, wahrscheinlich, weil er immer noch nicht ausgeschlafen ist, nachdem er so viele Stunden im Dienst war; sein Körper, der meinen oben und unten um einiges überragt, dehnt sich bei dem Geräusch, das er macht, als könnte Tom sozusagen mit seinem ganzen Leib gähnen.

Das Telefon bimmelt hartnäckig. Tom schält sich schließlich unter der Decke hervor und geht die zwei Schritte zu der Kommode, auf der der Apparat nach Aufmerksamkeit schreit. Ich sehe ihm aufmerksam hinterher, schalte meine Nachttischlampe ein, denn der Vorhang ist geschlossen und im Raum herrscht trotz der Nachmittagssonne nur Schummerbeleuchtung: Tom sieht mindestens so gut aus, wie er sich anfühlt. Ich will mir nichts von ihm entgegen lassen: Das gilt es alles in Besitz zu nehmen.

„Oh, verdammt!“, schimpft Tom, nachdem er einen Blick auf das Display des Apparates geworfen hat. „Das ist die Vorwahl von Boerde!“

Er reicht mir den Hörer. Den versprochenen Anruf bei meinen Eltern haben wir beide völlig vergessen. Es gab Wichtigeres zu tun.

„Hallo Mama!“, melde ich mich.

„Sara, würde es dir sehr viel Mühe bereiten, etwas erfreuter zu klingen, wenn ich dich anrufe?“

„Entschuldigung, Mama, ich bin halt ein bisschen ... erschöpft.“

„Sara, dein Vater und ich, wir warten auf einen Anruf von diesem Tom. Und wir sind mittlerweile ziemlich gespannt, was er uns zu sagen hat. Wo steckt der Kerl denn eigentlich?“

Was für eine indiskrete Frage! Tom liegt mittlerweile wieder neben mir. Dieses Mal zeichnet er mit seinem Zeigefinger Kringel um meinen Bauchnabel. Es ist relativ schwierig, dabei konzentriert zu telefonieren. Nur so kann ich mir meine sehr direkte Antwort erklären: „Tom liegt neben mir.“

Es ist schwer, meine Mutter so zu schockieren, dass es ihr länger die Sprache verschlägt. Sie macht nur eine kleine Pause, dann meint sie: „Hm. Das hatte ich mir irgendwie gedacht. Keine Details, bitte! Denkt ihr, ihr schafft es heute noch, nach Boerde zu kommen und uns zu erzählen, was wir wissen müssen? Ich glaube, so langsam hätten deine Eltern ein bisschen Information wirklich verdient.“

Tom hat mitgehört und nickt mir zu.

Ich erwidere: „Du hast recht, Mama. Wir kommen.“

Es ist so schwer, sich voneinander zu lösen, Kleidung zwischen sich und den Menschen zu bringen, nach dem die Haut schreit, Notwendigkeiten wie essen und trinken zu erledigen, weil der Magen schon wieder knurrt.

Tom öffnet die Vorhänge. Dabei winkt er scheinbar unmotiviert.

„Was war denn das?“, wundere ich mich, fange von hinten seine Hand ein und schmiege mich einmal wieder an ihn.

Tom seufzt: „Sei ein bisschen vorsichtiger mit dem, was du von nun an tust. Meine lieben Kollegen werden jetzt bestimmt ihren Spaß haben.“

Weil ich zu klein bin, um über Tom hinwegzusehen, dränge ich mich an ihm vorbei, stelle mich vor ihn und versuche, seinem Blick zu folgen. „Heißt das, durch dieses Fenster könntet ihr mich die ganze Zeit beobachten? Woher? Ich habe mir oft den Kopf darüber zerbrochen, wo eure Basis liegen mag.“

Dann wird mir das klotzige Hochhaus in einiger Entfernung bewusst und ich sehe es mit anderen Augen als zuvor. Es überragt die umliegenden Gebäude weit. Und seit der große Baum im Nachbargarten eingegangen ist, kann ich ohne Hindernis bis zu der Hochhausfassade blicken. Den toten Baum mit seinen traurigen braunen Blättern haben Gärtner schon letztes Jahr gefällt.

„Ihr habt den Baum vergiftet?“

„Ja. Ich denke schon, wenn da einer im Weg stand.“

„Und ihr habt immer zugesehen, wenn die Vorhänge offen waren? Die ziehe ich wirklich selten zu, denn aus den anderen Gärten werde ich nicht begafft! Die gehören friedlichen Rentnern. Also habt ihr immer zugeschaut, wenn ich nicht gerade die Vorhänge zugezogen hatte – auch wenn ich hier ganz für mich getanzt habe?“

„Ja. Jeff sagt, du tanzst toll! Nur wenn deine direkten Nachbarn ihre Bettwäsche oder Handtücher hinten im Garten auf der Leine trocknen, besteht kein Blickkontakt. Das war natürlich genau an dem Tag der Fall, als sich dein Unfall mit dem Rad ereignete. Du hast übrigens den armen Kerl von dem Paketdienst, den wir kurzfristig anwerben mussten, zu Tode erschreckt! Rob hat schon vorgeschlagen, den Leuten von nebenan einen Wäschetrockner als Lotteriegewinn zukommen zu lassen, damit die Laken aus dem Garten verschwinden. Aber die machen leider nie bei irgendwelchen Gewinnspielen mit. Der Blickkontakt zusammen mit dem Peilsender ermöglichte es übrigens, dass deine Überwachung so diskret verlief. Wenn du deine Wohnung verlassen hast, ging bei den Beobachtern ein Signalton los und sie haben sich an deine Fersen geheftet. Zum Glück hast du ja deine Uhr immer getragen. Wieso trägst ausgerechnet du eigentlich so konsequent eine Uhr, obwohl du sie überhaupt nicht brauchst?“

„Die Uhr war ein Geschenk von Ben. Er hat sie mir gegeben, da wusste er noch nicht, dass ich Raum und Zeit anders wahrnehme als andere Menschen. Ich habe diese Uhr getragen, damit sie mich immer daran erinnert, dass ich eine Zeit lang sehr glücklich war und dass das für mich überhaupt möglich ist. Ich habe sie als eine Art Talisman betrachtet“, gebe ich leise zu.

Als ich Ben erwähne, fliegt ein Schatten über Toms Gesicht. Er murmelt nur gedehnt: „Ach ja. Ben ...“

Er ist offenbar eifersüchtig auf das, was ich mit Ben erlebt habe. Er wird hoffentlich bald wissen, dass das völlig unnötig ist.

Dann fährt Tom mit einem Blick in Richtung Hochhaus fort: „Wahrscheinlich sitzt die Bande jetzt da oben im 23. Stock, erzählt sich schmutzige Witze und malt sich aus, was wir beide hier den halben Tag bei geschlossenen Vorhängen getrieben haben.“

Ich fühle tief in mich hinein und stelle fest, dass mir das furchtbar egal ist. Am liebsten würde ich sogar Plakate aufhängen, auf denen in Riesenlettern zu lesen ist: 'Sara liebt Tom!' Deshalb drehe ich mich zu Tom um und küsse ihn direkt vor dem Fenster leidenschaftlich auf den Mund.

Er erwidert meinen Kuss und lacht. Es tut so gut, ihn ganz frei und unbeschwert lachen zu hören, denn das ist neu für mich. Es kostet uns beide Mühe, der Leidenschaft, die der Kuss in uns auslöst, nicht die Zügel schießen zu lassen und zum dritten Mal gemeinsam im Bett zu landen. Diese Hände an meiner Taille bringen mich glatt um den Verstand!

„Wir sollten uns jetzt wirklich mal zusammenreißen!“, fordert Tom energisch und grinst schon wieder. Offenbar hat er Humor. Was werde ich für einen Mann entdecken, wenn wir unsere kleine Welt hier verlassen? Ich bin so neugierig!

Tom zückt sein Handy.

Anstelle einer Begrüßung beginnt er nur launig: „Schnauze, Joe! --- Was immer du sagen wolltest, behalt´ es für dich, ja? Habt ihr mitbekommen, dass Sara und ich nach Boerde müssen? --- Gut. Was habt ihr für Autos da? --- Wir nehmen den Smart. --- Sonst noch was Neues, das ich wissen sollte? --- Hat Jason eigentlich irgendwelche Anweisungen dagelassen, wie es weitergehen soll? --- Hm. Nein, du brauchst uns nicht abzuholen, wir kommen zu Fuß.“

Dass sich nicht alles geändert hat, wird mir klar, als Tom vor mir mein Appartement verlässt, und mich mit einer Hand im Schutz des Türgespanns auf Abstand hält, bis er sich einen Überblick über die Lage rundum verschafft hat. Dann erst ergreift er meine Hand und wir gehen los.

Mit Tom an meiner Seite sieht die Welt anders aus.

Joe wartet draußen vor dem Hochhaus. Von seinem Zeigefinger baumeln ein paar Autoschlüssel. Er begrüßt uns mit einem wissenden Lächeln und wirft Tom die Schlüssel zu. „Vollgetankt, Boss. Die Papiere klemmen hinter der Sonnenblende. Ich dachte, Sara sollte besser nicht mit raufkommen.“

„Seid ihr die drei Teppiche noch nicht los?“, erkundigt sich Tom.

„Nein. Die werden Montag erst abgeholt. Ich kann es nicht erwarten, die Mistkerle abzuschieben. Sara, wenn es dich freut: Den Dicken haben wir auf Diät gesetzt. Und Tom – wir haben seine Visage durch ein paar Karteien laufen lassen. Da ist uns ein fetter Fisch ins Netz gegangen. Die anderen beiden sind mehr oder weniger Gelegenheitsganoven, wie es scheint, aber der Fettsack ist sonst im internationalen Terrorismus tätig. Wir gehen bisher davon aus, dass er den Job übernommen hat, weil er Geld brauchte. So gesehen müssen wir uns nicht wundern, dass der uns nicht sofort aufgefallen ist. Der Kerl wird seit sieben Jahren intensiv von Interpol gesucht und besitzt reichlich Übung darin, sich unsichtbar zu machen.“

Ich bekomme eine Gänsehaut. An all das will ich im Moment nicht denken! Ich hätte so gern eine Atempause, eine Auszeit, um mich zu erholen, die Angst der letzten Zeit sich setzen zu lassen, aber vor allem, um diese wunderbaren neuen Gefühle in mir ganz bewusst erleben zu können. Deshalb genieße ich die Fahrt nach Boerde – ich muss nur da sein. Angst und Sorgen lasse ich einfach nicht an mich heran.

Auf dem Weg nach Boerde fahren wir einen kleinen Schlenker und ich gebe Hamid sein Handy zurück. Er ist froh, als er mich gesund und munter vor sich sieht.

Und das Gespräch mit meinen Eltern? `Einfach kommen lassen', sage ich mir so gelassen wie möglich.

„Nervös?“, erkundige ich mich bei Tom, kurz bevor wir Boerde erreichen.

„Habe ich einen Grund?“, fragt er zurück.

„Mein Vater hat damals Ben üble Dinge angedroht, wenn er mich nicht glücklich macht. Sei also vorsichtig!“

„Ich mache dich glücklich“, entgegnet Tom in einem Ton, der mir eine warme Welle durch den Körper jagt.

Ich benutze ausnahmsweise nicht meinen Hausschlüssel, sondern die Klingel, als wir ankommen. Mein Vater öffnet so schnell, als hätte er hinter der Haustür auf der Lauer gelegen. Meine Mutter hat auf der Terrasse alles zum Grillen gerichtet. Eine gute Idee, denn dabei geht es erfahrungsgemäß zwanglos zu, also die richtige Atmosphäre, um einander kennenzulernen.

Tom stellt sich zunächst ausgesprochen brav noch einmal offiziell vor: „Mein Name ist Mike oder besser gesagt Michael Thompson. Ihre Tochter macht es wie eine Menge andere Menschen und nennt mich Tom.“

Ich muss kichern. Ich hatte in der Zwischenzeit völlig vergessen, dass ich bei unserer ersten Begegnungen Tom auf den Kopf zusagte, das sei nicht sein richtiger Name, weil ich spürte, dass zwischen dem, was er behauptete, und der Realität eine Art Lücke klaffte. Aber im Lauf der Zeit war er vollkommen zu Tom für mich geworden.

Zum Glück geht niemand auf mein deplatziertes Lachen ein. Eine Weile plätschert das Gespräch dahin, man tauscht Artigkeiten über den Garten, das Essen und das Wetter aus. Ich schätze, die großen Fragen unter all dem Wortkleister kann auch jemand hören, der nicht über meine Fähigkeiten verfügt. Tom beherrscht den Plauderton zum Glück recht gut. Ich habe das Gefühl, er ist meinen Eltern nicht unsympathisch. Wie beruhigend.

Nachdem ich zwei große Steaks nebst reichlich Beilagen verschlungen habe, fragt mein Vater unvermittelt: „Und jetzt will ich endlich wissen, wer dich hat hungern lassen, Sara!“

Tom und ich sehen uns an.

„Tom soll erzählen. Dann kann ich nichts ausplaudern, was ihr nicht wissen dürft“, schlage ich vor.

Und Tom berichtet. In groben Zügen von der Überwachung. Von dem Überfall, von der Verfolgung und meiner Rettung aus den Händen der Verbrecher. Er spricht über Fakten, sein Ton hört sich neutral an, versucht, Gefühle auszublenden.

Am Ende will mein Vater sehr ernst wissen: „Ist unsere Tochter in akuter Gefahr?“

Tom schüttelt leicht den Kopf: „Von akuter Gefahr würde ich derzeit nicht sprechen. Wir arbeiten schon mit Hochdruck daran, die Drahtzieher hinter dem Vorfall zu ermitteln. Ich hoffe, wir haben Erfolg. Außerdem mögen wir es nicht, wenn die Konkurrenz aufmuckt. Aber selbst, wenn es uns gelingt, dabei eine Festnahme zu erreichen, ist es doch wahrscheinlich so, dass Sara weiterhin latent bedroht bleibt, denn was sie kann, ist einfach enorm interessant.“

Mein Vater bohrt weiter: „Da gibt es doch diese Zeugenschutzprogramme. Könnte Sara mithilfe einer solchen Maßnahme nicht einfach abtauchen und anderswo neu beginnen?“

Tom breitet in einer hilflosen Geste die Hände aus: „So ein Zeugenschutzprogramm bedeutet einen wirklich radikalen Bruch in der eigenen Biografie. Sie würden Ihre Tochter dann wohl nicht wiedersehen, es sei denn, Sie gäben Ihr bisheriges Leben ebenfalls total auf. Außerdem ist es wirklich schwierig geworden, in unserer globalisierten Welt unauffindbar abzutauchen. Selbst Leute, die von Profis in Zeugenschutzprogrammen versteckt wurden, sind schon aufgestöbert worden. Da gibt es immer Schnittstellen, über die sich letztlich die eine Spur verfolgen lässt, die zur gesuchten Person führt.“

„So ein Zeugenschutzprogramm kommt nicht infrage!“, protestiere ich. „Ich habe euch schon einmal dazu gezwungen, alles aufzugeben, als wir nach Boerde umgezogen sind. Das soll nicht wieder passieren. Ich will mich auch nicht erpressen lassen, mich ein Leben lang zu verstecken. Das würde übrigens wahrscheinlich gar nichts nutzen. Ur geht ja mit mir. Als ich zum Beispiel letztthin eine Frau wiederbelebt habe und Frank, ein Kollege von Tom, mich danach auf die Beine bringen musste, weil ich wegen Überanstrengung kollabiert bin, habe ich nur gehandelt, nicht vorher über mögliche Folgen nachgedacht. Das kann so ähnlich durchaus noch einmal passieren, egal, was ich mir jetzt vornehme. Wenn mich bei der Gelegenheit ein Notarzt anstelle von Frank in die Finger bekommen hätte, wäre das sicher spannend geworden. Und es kann jederzeit eine Situation eintreten, in der ich mich wieder verrate und das Interesse der falschen Leute erzeuge. So ein Zeugenschutzprogramm ist also nichts für mich. Aber ich habe ja die Zusage, dass Toms Dienst weiterhin auf mich achtgibt. Tom und seinen Kollegen vertraue ich wirklich. Das scheint mir eine gute Lösung für mein spezielles Problem zu sein.“

Meine Mutter hat für ihre Verhältnisse bisher sehr wenig gesagt. Plötzlich lächelt sie: „Tom, Sie tun unserer Tochter gut. Ich habe sie schon lange nicht mehr so glücklich gesehen wie heute. Wir“, sie schaut zu meinem Vater, „hatten immer Sorgen und Angst um Sara. Sie ist eben etwas ganz Besonderes. Viele Menschen können damit nicht umgehen, Sie offenbar schon. Ich empfinde es als beruhigend, wenn ich Sie an Saras Seite weiß.“

„Mama, ich werde lernen, besser auf mich achtzugeben. Du musst dir keine Sorgen machen. Und ich weiß jetzt auch, was ich beruflich mache. Ich will Psychologie studieren. Dabei werde ich hoffentlich über die Natur des Menschen so viel erfahren, dass ich irgendwann besser mit anderen Leuten umgehen kann.“

„Sara, du warst doch selbst der Meinung, dass ein Heilberuf für dich nicht infrage kommt“, protestiert mein Vater vehement.

„Aber bei der Psychologie liegt der Fall doch ein wenig anders“, erkläre ich. „Das habe ich mir genau überlegt. Ich muss im Gegensatz zu anderen Fachrichtungen der Medizin als Psychologin nicht aktiv

untersuchen und schallen. Ich muss vorwiegend analysieren, also zuhören, das heißt, ich bleibe passiv und brauche für die Diagnose keine Energiereserven. Was ich lerne, wird mir darüber hinaus helfen, zu leben und zu überleben. Außerdem – wer sagt denn, dass ich heilen muss, wenn ich als Psychologin arbeite?“

Tom nimmt meine Hände in seine und meint beruhigend: „Das muss nicht heute entschieden werden, Sara.“

„Wie geht es jetzt überhaupt weiter, Tom?“, erkundigt sich meine Mutter mit ihrem ausgeprägten Sinn fürs Praktische.

„Wenn Sara es will, würde ich sie gern wieder mitnehmen. Wir überwachen sie weiter wie bisher, bis unsere Ermittler hoffentlich Ergebnisse erzielen. Unsere Basis liegt ganz in der Nähe ihrer Wohnung, das heißt, es ist gut praktikabel.“

Ich nicke, begeistert von der Aussicht, demnächst mit Tom wieder allein zu sein. Meine Mutter lächelt mich daraufhin in einer Art und Weise an, für die ich ihr den Kopf abreißen könnte! Diese verflixte Hellsichtigkeit!

Mein wirkliches Leben kommt unweigerlich Schritt für Schritt näher. Einerseits ist das gut, denn was hinter mir liegt, ist allzu skurril. Und meine Pläne für die Zukunft sehen noch ziemlich vage aus, aber ich habe endlich welche.

Plötzlich fällt mir etwas ein: „Was haben die bei Rückenwind überhaupt gesagt, als ich kommentarlos verschwunden bin?“

„Ich habe dich auf Toms Bitte hin am Freitag auf unbestimmte Zeit krankgemeldet“, erklärt meine Mutter. „Du hattest übrigens einen bösen Magen-Darm-Infekt, wahrscheinlich eine Salmonellose, konntest nicht mal ans Telefon. Vergiss das nicht, wenn du mit denen wieder Kontakt aufnimmst. Mager genug bist du ja, damit du glaubwürdig wirkst.“

Wir essen, grillen, reden. Meine Eltern sind irgendwann mit Tom per Du und ich habe das beruhigende Gefühl, dass sie sich ganz gut verstehen.

Spät am Abend fahren wir wieder Richtung Düsseldorf.

Tom sitzt schon im Auto, da winkt meine Mutter mich noch einmal zu sich: „Sara, ist es der, den du dir die ganze Zeit über nicht aus dem Kopf schlagen konntest, nachdem die Amerikaner dich letztes Jahr entführt hatten?“ Sie wartet nicht einmal meine Antwort ab, sondern flüstert mir ins Ohr: „Den hätte ich auch nicht vergessen können.“

„Mama!“, entfährt es mir empört.

Diese Frau ist unmöglich!

Tom legt einen Arm um mich, als er die Autobahn erreicht. „Deine Eltern sind sehr sympathisch, Sara.“

„Hm.“ Obwohl ich mich über seine Feststellung freue, habe ich keine Lust, mehr dazu zu sagen.

„Was ist los?“

„Müde.“

„Ich auch.“

Und wieder einmal schlafe ich neben ihm ein, lasse mich einfach innerlich fallen, ohne eine Frage, ohne ein Bedürfnis, voll Vertrauen, spüre nicht, wie er mich aus dem Auto hebt und ins Bett trägt. Mein Schlafradar erfasst ihn einfach nicht, denn Tom fühlt sich an wie ein Teil von mir.



Kapitel 64: Montag, 26.6. – 9 Uhr 34

Am nächsten Morgen liegt für Tom ein Marschbefehl vor – eine knappe SMS gibt ihm Order, er solle am Dienstag bereits zurück in die Staaten fliegen. Warum oder welche Aufgaben dort auf ihn warten, wird nicht mitgeteilt. Überhaupt alle aus dem Team, die mich überwacht haben, sollen an diesem Tag zu ihrer Basis in die USA zurückkehren.

Tom beginnt wutentbrannt zu telefonieren, meine Gegenwart beziehungsweise seine Pflicht zur Geheimhaltung sind ihm egal.

Er wählt sich von Instanz zu Instanz, bis er in den Hörer brüllt: „Jason, was soll die Scheiße? Erst sagst du Sara unseren Schutz zu und einen Tag später – peng! – ziehst du alle Leute ab. Ich weiß, dass du mit allen Wassern gewaschen bist, aber das ist wirklich nicht komisch! Auf dein Wort war bisher Verlass. Ich habe dir immer vertraut. Offenbar war das ein Fehler!“

Ich sitze wie betäubt neben ihm, während Tom telefoniert. Ich weiß nicht, womit ich gerechnet habe, aber damit, dass man ihn und die anderen einfach wegbeordert, ganz sicher nicht.

Tom hat aufgehört in sein Telefon zu brüllen. Er läuft nicht einmal mehr hin und her, sondern steht auf einem Fleck still und brummt nur noch: „Hm. --- Ja. --- Ist gut. --- Bis dann ...“

„Und? Was hat Jason gesagt?“, erkundige ich mich und meine eigene Stimme klingt ungewohnt zaghaft.

„Er hat gesagt, ich soll nicht so dummes Zeug reden. Und er meint, wer viel fragt, bekommt auch viele unerwünschte Antworten. Und er sagt, in seinem Marschbefehl stünde kein Wort davon, dass du nicht mitkommen darfst. Und wenn er an meiner Stelle wäre, würde er dir schleunigst einen Platz auf demselben Flug buchen und beim Packen helfen.“

Ich falle Tom um den Hals. Er wirbelt mich einmal im Kreis herum, aber dazu ist mein Appartement einfach zu klein. Meine Füße fegen zwei Bücher vom Regal. Egal.

Ich weiß nicht, wo es hingeht, ich weiß nicht, wie lange ich fort sein werde. Ich weiß nur: Ich reise mit Tom.

Das reicht.

Das ist sogar mehr als genug.



Im Band 3 der Reihe kannst du erfahren,

wie es mit Sara und Tom weitergeht: „...kannst du mich verstehen?“



Die Reihe umfasst insgesamt 4 Bände

Band 1: ... kannst du mich hören?

Sara spricht Ur, die universelle Sprache des Kosmos´, und verfügt über einzigartige Fähigkeiten. Ihre Kindheit und Jugend verlaufen daher alles andere als alltäglich, obwohl ihre Eltern und auch Sara selbst sich sehr darum bemühen, trotz Ur so etwas wie Normalität herzustellen. Als Sara sich schließlich in Ben verliebt, empfindet sie ihr Leben als erfüllter, ruhiger - bis sie ihren Freund in eine seiner Vorlesungen begleitet. Dort erregt sie ungewollt Aufmerksamkeit, indem sie eine hochkomplexe Stoffanalyse ohne technische Hilfsmittel durchführt. Kurz darauf wird Sara verfolgt, narkotisiert und entführt! Die Leute, die sie festhalten, interessieren sich brennend dafür, wie sie ohne Geräte eine unbekannte Substanz bestimmen konnte. Tom leitet das Team, das Sara gefangen hält, und ist fasziniert von der jungen Frau mit ihren außergewöhnlichen Eigenschaften ...

Diesen Band kannst du gratis auf meiner Homepage als PDF, Mobi oder E-Pub herunterladen unter [♥meinLiebesroman - 📖Lesen mit♥](#)



Band 2: ... kannst du mich retten?

Nachdem Sara entführt wurde und fliehen konnte, versucht sie vergeblich, möglichst übergangslos in ihr altes Leben zurückzukehren. Doch: Ihre Beziehung zu ihrem Freund Ben zerbricht. Irgendwann wird Sara - mitten im Abiturstress - klar, dass sie sich ernsthaft in Tom verliebt hat, den Boss der Truppe, die sie tagelang festhielt und die ihr das Geheimnis von „Ur“ abjagen wollte, jener universellen Sprache, die Sara beherrscht. Aber wie soll sie Tom bloß wiederfinden? Der Geheimdienst, für den er tätig ist, arbeitet extrem diskret. Als Sara in Lebensgefahr gerät, sind es am Ende Tom und seine Kollegen, die aufbrechen, um sie zu retten...

Diesen Band kannst du gratis auf meiner Homepage als PDF, Mobi oder E-Pub herunterladen, in dem du meinen Newsletter abonnierst. Klick dazu [HIER](#).



Band 3: ... kannst du mich verstehen?

Bei Sarahs erstem Einsatz für den Geheimdienst wird ihre Beziehung zu Tom auf eine harte Probe gestellt. In der Schweiz muss sie - auch unter Einsatz der geheimnisvollen Sprache namens „Ur“, die sie beherrscht - herausfinden, an wen ein Wissenschaftler seine Erkenntnisse zum *Brain Enhancement* wohl verkaufen will: eine ausgesprochen knifflige Aufgabe. Tom leitet nämlich die Mission und reagiert extrem eifersüchtig, als Sara Kontakt zu dem Forscher aufnimmt.

Du willst mehr wissen? Dann klick [HIER](#).



Band 4: ... kannst du mich lieben?

Sara lebt und studiert in Düsseldorf. Als ihr Mitbewohner, Bodyguard und Freund Joe lebensgefährlich erkrankt, kann sie nicht anders: Sie rettet ihn mithilfe der universellen Sprache namens „Ur“, die sie beherrscht. Weil Sara dabei in der Klinik, in der Joe behandelt wird, sogar Gewalt anwenden muss, um ihm helfen zu können, flieht sie anschließend Hals über Kopf aus Deutschland, um sich dem juristischen Nachspiel zu entziehen. In Florida und bei Tom findet sie eine neue Heimat - und neue, spannende Herausforderungen.

Du willst mehr wissen? Dann klick [HIER](#).



Über mich

Ja, der Name **Barbara Namor** ist ein Pseudonym. Den habe ich mir zugelegt, weil ich viele, sehr unterschiedliche Genres mit meinem Schreiben bediene: Auch Kinderbücher mit Prosa und Gedichten sowie Sachbücher für Kinder bzw. Erwachsene zählen zu meinem Werk. Solch eine Vielfalt ist schwierig zu vermarkten. Unter anderem deshalb erscheinen meine Liebesromane unter einem anderen Namen als die übrigen Titel aus meiner Feder, denn die Lovestorys sind als jüngstes Genre dazugekommen.

Aber natürlich kann ich meinen Lesern trotz des Pseudonyms erzählen, wer ich bin und was mein Werk im Bereich der Liebesromane ausmacht und kennzeichnet.

Geboren bin ich den 1960-er Jahren, also entschieden nicht mehr jung. Lesen hat immer zu meinen bevorzugten Beschäftigungen gehört; der Wunsch, Bücher zu schreiben, entstand schon, bevor ich tatsächlich selbst lesen & schreiben konnte. Ich liebe es, als Leserin in andere Welten bzw. in ein anderes Leben ein- oder auch abzutauchen: Auf diese Weise kann ich über mich hinauswachsen und die Grenzen meines eigenen Daseins in Raum und Zeit sowie in den Bezug auf viele andere Faktoren überschreiten. Ich selbst empfinde das als ausgesprochen verführerisch, denn wie sonst sollte ich auf die Schnelle zwanzig Jahre jünger oder älter werden, reich oder bettelarm, als Sängerin Karriere machen oder plötzlich wirklich gut zeichnen können ...?

Meine Realität: Ich bin verheiratet und habe zwei erwachsene Kinder. Ich denke, gerade weil ich schon seit über 40 Jahren mit (m)einem Mann mein Leben teile, weiß ich, wann und warum Beziehungen schwierig werden können: Egal, wie gut sie laufen, da bleiben immer Bedürfnisse offen; Hochs wechseln sich mit Tiefs ab. Bücher sind für mich in diesem Zusammenhang die ideale Möglichkeit zum *Seitensprung*: Im Buch kann ich, ohne meine Beziehung zu schädigen oder gar zu riskieren, Erlebnisse teilen, die in meiner Lebenswirklichkeit sonst nicht vorkommen. So gesehen sind Bücher für mich wie eine permanente begleitende Therapie für (m)eine Beziehung.

Indem ich Liebesromane schreibe, versuche ich, für meine Leserinnen genau das zu leisten, was Bücher für mich tun: ein emotional schönes Erleben bieten, das in Zeiten ohne Beziehung oder in schwierigem Fahrwasser weiterhilft. Meine Lovestories haben ein Happy-end. Immer. Das wirkliche Leben ist schließlich hart genug.

Was wir früher mehr als Bauchgefühl bezeichnet haben, ist inzwischen wissenschaftlich erwiesen: Lesen macht fit bzw. fitter fürs Leben. Wer liest, lernt Empathie, ist nicht so schnell mit neuen Situationen überfordert, wirkt zufriedener, ausgeglichener, glücklicher und erlebt sich selbst auch so. Wenn meine Werke meinen Leserinnen auch nur eine Stunde im Leben schöner gestalten können, bin ich mehr als zufrieden, denn das ist doch ein wunderbares Lebensziel, oder?

Bücher zu schreiben ist kein lukratives Geschäft. Es bedeutet harte Arbeit, die sich in den meisten Fällen nicht auszahlt. Nur wenige Schriftsteller können von ihrer Autorentätigkeit leben. Ich gehöre ganz sicher nicht dazu. Indem ich Bücher gratis zum Herunterladen anbiete, versuche ich, mir eine Leserschaft aufzubauen. Dabei verschenke ich Hunderte oder gar Tausende von Arbeitsstunden - ich zähle sie vorsichtshalber nicht. Ich würde mich sehr freuen, wenn du mir als Dankeschön für meine Mühe eine Nachricht übermittelst oder gar für eins meiner Werke eine Rezension schreibst: Das Echo aus meiner Leserschaft ist für mich wichtigste der Antrieb, weiter als Autorin tätig zu sein.

Falls du Interesse hast, zu meinen sogenannten *Testlesern* zu gehören, also den ersten, die quasi als „Sneakpreview“ meine neuen Manuskripte bekommen und am Schaffensprozess beteiligt werden, bewirb dich gerne um diesen Job. Du kannst dich & deine Motive gern über das Kontaktformular auf [♥meinLiebesroman - 📖Lesen mit♥](#) bei mir vorstellen. Ich antworte dir bestimmt!



Warum meine Leser (mir) wichtig sind

Als Selfpublisherin bin ich auf meine Leser in mehr als einer Hinsicht angewiesen:

Meine Leser sind meine **Marketing-Abteilung**, wenn sie eine Rezension hinterlassen und mein Werk fair bewerten. Bitte dabei bedenken, dass ich es nach bestem Wissen und Gewissen geschrieben bzw. gestaltet habe, so sorgfältig, wie es mir möglich ist. Selbstverständlich wird es nicht perfekt sein, aber es hat mich viel Arbeitszeit gekostet und es wäre schön, wenn das respektiert und in der Bewertung mit betrachtet bzw. beachtet werden könnte.

Meine Leser sind mein **Lektorat**: Wenn jemand Fehler entdecken sollte, bin ich froh, wenn ich darauf hingewiesen werde. Ich benutze zwar Testleser und mehrere Korrekturprogramme, aber das bedeutet keine Kontrolle des Endproduktes, wie sie in einem Verlagshaus möglich wäre. Erfahrungsgemäß baut man als Selfpublisher in den letzten Korrekturrunden, die eigentlich den Feinschliff bringen sollten, oft geradezu grobe Fehler ein. Sorry dafür. Ich weiß nicht, wie ich das vermeiden kann. Es passiert, weil die zehnte, zwanzigste, dreißigste Korrekturrunde betriebs- bzw. textblind macht. Ein falscher Klick und schon ist ein ganzer Abschnitt verschwunden, obwohl das gar nicht beabsichtigt war ...

Meine Leser sind meine **Inspiration**: Ohne den Dialog mit ihnen fehlt dem Schreiben definitiv etwas: das Gegenüber oder der Adressat. Ich würde mich darüber freuen, mit möglichst vielen Lesern ins Gespräch zu kommen. Lasst uns Wege dafür finden; am besten funktioniert der Dialog über das Kontaktformular auf meiner Homepage:

<https://www.meinliebesroman.de/kontakt>

Und: **Jungs** - wenn euch das Buch nicht gefällt, sei hier nur kurz erwähnt: Dies ist eine Buchreihe, die *frau* für Mädels geschrieben hat, u. a., weil es so wunderbar wäre, einmal mit einem Mann wirklich und dauerhaft kommunizieren zu können.



Inhalt

Über dieses Buch

Ob ich über meine Gefühle für Tom hinweg bin ...?

Kapitel 1: Dienstag, 16.5. - 11 Uhr 03

Kapitel 2: Dienstag, 16.5. - 11 Uhr 42

Kapitel 3: Dienstag, 16.5. - 11 Uhr 52

Kapitel 4: Dienstag, 16.5. - 12 Uhr 13

Kapitel 5: Dienstag, 16.5. - 18 Uhr 57

Kapitel 6:

Kapitel 7: Dienstag, 16.5. - 20 Uhr 17

Kapitel 8: Mittwoch, 17.5. - 11 Uhr 15

Kapitel 9:

Kapitel 10: Donnerstag, 18.5. - 14 Uhr 32

Kapitel 11:

Kapitel 12: Freitag, 19.5. - 9 Uhr 00

Kapitel 13: Freitag, 19.5. - 12 Uhr 07

Kapitel 14: Freitag, 19.5. - 20 Uhr 47

Kapitel 15: Freitag, 19.5. - 23 Uhr 04

Kapitel 16: Samstag, 20.5. - 10 Uhr 52

Kapitel 17: Sonntag, 21.5. - 16 Uhr 32

Kapitel 18: Montag, 22.5. - 6 Uhr 32

Kapitel 19:

Kapitel 20: Dienstag, 23.5. - 9 Uhr

Kapitel 21: Dienstag, 23.5. - 11 Uhr 27

Kapitel 22: Dienstag, 23.5. - 17 Uhr 22

Kapitel 23: Mittwoch, 24.5. - 5 Uhr 43

Kapitel 24: Mittwoch, 24.5. - 10 Uhr 17

Kapitel 25: Mittwoch, 24.5. - 12 Uhr 09

Kapitel 26:

Kapitel 27: Freitag, 26.5. - 14 Uhr 22
Kapitel 28: Samstag, 27.5. - 8 Uhr 22
Kapitel 29: Sonntag, 28.5. - 11 Uhr 03
Kapitel 30:
Kapitel 31: Mittwoch, 31.5. - 8 Uhr 52
Kapitel 32: Freitag, 2.6. - 13 Uhr
Kapitel 33: Freitag, 2.6. - 17 Uhr 02
Kapitel 34: Samstag, 3.6. - 1 Uhr 2
Kapitel 35: Samstag, 3.6. - 11 Uhr 27
Kapitel 36: Sonntag, 4.6. - 11 Uhr 03
Kapitel 37: Donnerstag, 8.6. - 13 Uhr 07
Kapitel 38: Freitag, 9.6. - 15 Uhr 52
Kapitel 39: Samstag, 10.6. - 0 Uhr 09
Kapitel 40: Sonntag, 11.6. - 16 Uhr 33
Kapitel 41: Donnerstag, 15.6. - 17 Uhr 04
Kapitel 42: Freitag, 16.6. - 8 Uhr 43
Kapitel 43: Sonntag, 18.6. - 5 Uhr 32
Kapitel 44: Montag, 19.6. - 22 Uhr 14
Kapitel 45: Dienstag, 20.6. - 12 Uhr 44
Kapitel 46: Mittwoch 21.6. - 16 Uhr 12
Kapitel 47: Mittwoch, 21.6. - 17 Uhr 07
Kapitel 48: Mittwoch, 21.6. - 18 Uhr 04
Kapitel 49: Mittwoch, 21.6. - 20 Uhr 17
Kapitel 50: Donnerstag, 22.6. - 6 Uhr 42
Kapitel 51: Donnerstag, 22.6. - 19 Uhr 25
Kapitel 52: Samstag, 24.6. - 4 Uhr 02
Kapitel 53: Samstag, 24.6. - 6 Uhr 18
Kapitel 54: Samstag, 24.6. - 9 Uhr 21
Kapitel 55: Samstag, 24.6. - 9 Uhr 42

Kapitel 56: Samstag, 24.6. - 12 Uhr 18
Kapitel 57: Samstag, 24.6. - 16 Uhr 26
Kapitel 58: Samstag, 24.6. - 16 Uhr 39
Kapitel 59: Sonntag, 25.6. - 0 Uhr 07
Kapitel 60: Sonntag, 25.6. - 5 Uhr 23
Kapitel 61: Sonntag, 25.6. - 10 Uhr 27
Kapitel 62: Sonntag, 25.6. - 11 Uhr 48
Kapitel 63: Sonntag, 25.6. - 16 Uhr 17
Kapitel 64: Montag, 26.6. - 9 Uhr 34

Die Reihe umfasst insgesamt 4 Bände

Band 1: ... kannst du mich hören?

Band 3: ... kannst du mich verstehen?

Band 4: ... kannst du mich lieben?

Über mich

Warum meine Leser (mir) wichtig sind

Inhalt

Impressum



Impressum

Texte:

überarbeitete Fassung mit neuem Cover und Titel © 2022 Copyright by
B. Rath,

✉ Schiefbahner Weg 3, 47807 Krefeld,

📧 info@meinliebesroman.de

Bildmaterialien:

© 2022 Copyright by Barbara Rath,

Abbildungen mit freundlicher Genehmigung von www.openclipart.org,
www.pixabay.com: Alle aus diesen Quellen verwendeten Bilder/Grafiken
stehen dort zur freien kommerziellen Nutzung zur Verfügung,
dementsprechend ist kein detaillierter Bildnachweis erforderlich.

Das Design des Covers erfolgte mit <https://www.canva.com/> - © 2022
Copyright by B. Rath

Independently published

Alle Rechte vorbehalten.

Übrigens: Personen und Schauplätze in diesem Werk sind frei erfunden,
Ähnlichkeiten mit der Realität unbeabsichtigt.

